

D.L. TAYLOR



THE
BEASTS
WE
RAISE

KARIBU

D. L. TAYLOR



Aus dem Englischen
von Maria Zettner

KARIBU

*Für meinen Mann Jordan,
weil er mich mit all meinen Facetten
akzeptiert*

Dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte in Form von psychischer und physischer Gewalt, schweren Verletzungen, Tod und die Tötung von Tieren. Gehe bitte behutsam mit dir um und sprich mit jemandem darüber, falls es dir während des Lesens nicht gut geht.



MANCE

Es geht jetzt schon seit Monaten so, aber ich habe mich noch immer nicht an das Gefühl gewöhnt, dass, wenn ich ins Verließ hinuntersteige, mir meine eigene Stimme kreischend aus den gespenstischen Tiefen entgegenhallt.

Es ist ein bisschen so wie der kalte Windstoß, der einen manchmal beim Rausgehen unversehens trifft, nur dass es statt kalter Luft der blanke Horror ist. Meine Beine blockieren. Meine vernarbten Hände fangen an zu zittern. Etwas, das sich ein bisschen nach schlechtem Gewissen und sehr stark nach Angst anfühlt, braut sich in mir zusammen, genau an der Stelle, wo das kreischende Mädchen hauste, bevor ich es mithilfe der Magie eines Toten von dort vertreiben konnte.

Ich muss wohl nicht betonen, dass ich nicht oft dort hinuntergehe.

Selbst heute muss ich mich zwingen, über die Schwelle zu treten. Als ihr schrilles Gekreische mir eine Gänsehaut verursacht, mache ich fast auf dem Absatz kehrt und verschwinde wieder, zurück in die behagliche Stille des Korridors. Es wäre so leicht, einfach wieder die Tür hinter mir zuzumachen.

Doch dann bringt mich das Geräusch von knisterndem Papier zur Besinnung, und ich schaue auf den Brief, den ich in meiner Faust zusammengeknüllt habe. Mir fällt wieder ein, warum ich hier bin, dass ich herausfinden muss, was die zerknitterten Worte bedeuten.

Und ob sie mir tatsächlich keine Wahl lassen.

Also stecke ich die Hände in meine Taschen, senke den Kopf und gehe weiter, tief in die ausgehöhlte Felswand hinunter. Die grausigen Schreie werden lauter und lauter, je näher ich dem Fuß der Holztreppe komme, und sie werden noch verstärkt durch einen Chor aus tiefem Knurren, wildem Fauchen und dem Scharren von Krallen auf Stein.

Doch als meine Stiefel auf dem Boden aufsetzen, ist das Geräusch so laut wie der Schlag einer Peitsche, und aller Lärm bricht ab.

Ich bleibe stehen, wie eine Maus, die ins Visier eines Falken geraten ist, und mein Magen krampft sich zusammen. Meine eigenen Tiere, die weniger gefährlichen, zittern und winden sich in mir und suchen in meinen Eingeweiden Schutz.

Ein bisschen hege ich noch die törichte Hoffnung, dass sie mich ja vielleicht in Ruhe lässt.

Dann scheppern Gitterstäbe, als sich ein Körper dagegenwirft, und wieder ertönt lautstark die Stimme, die klingt wie meine eigene. Statt wortlosem Zorn sprudelt sie jetzt Beschimpfungen hervor, sogar unanständige, alle darauf angelegt, mich zu verletzen. Denn sie *kennt* mich. Sie ist ein Teil von mir und weiß um die Wunden, die ich vor allen anderen verberge. Aus den Tiefen dieser Schatten, in die ich auf keinen Fall schauen möchte, sticht sie auf sie ein, versucht, sie mit ihren Worten aufzureißen, in der Hoffnung, mich bluten zu sehen. Und währenddessen streifen ihre Raubtiere um sie herum und stärken ihr mit ihrem Geheul den Rücken.

Ich halte mir die Ohren zu und fange an zu rennen.

Denn heute bin ich nicht ihretwegen hier, und ich muss sie mir nicht anhören. Ich muss das nicht aushalten.

Meine Stiefel schlagen auf dem unebenen Steinboden auf, bis ich nur noch ihr Echo und meinen rauen Atem höre. Da erst beuge ich mich, kurz bevor die Zellenreihe scharf nach links abbiegt, keuchend vornüber.

Ich muss mich zusammenreißen. Ich kann das, was ich heute tun muss, nicht schaffen, wenn ich mich so wenig im Griff habe.

Obwohl ich dabei zusammenzucke, zwingt ich meine Finger, sich zu lockern. Ich reiße meine Schultern zurück und recke das Kinn. Ich verpasse meinem Gesicht einen gelassenen Ausdruck. Und dann bleibe ich so, unbarmherzig mir selbst gegenüber, bis meine Atmung sich normalisiert hat und die Tiere in mir sich winselnd geschlagen geben.

Schließlich biege ich mit leichtem Schritt um die Ecke und spüre das Prickeln der frostigen Luft auf meiner Haut. Bis ich vor dem einzigen anderen Gefangenen hier unten stehe, der mir aus ganz anderen Gründen Magenschmerzen bereitet.

Meinem Vater.

Er sitzt da, die Hände vor dem Mund mit den Fingerspitzen aneinandergelegt, als hätte er schon auf mich gewartet. Einen Augenblick lang sehen wir uns einfach nur an. Er ist dünner geworden und hat Tränensäcke unter den Augen. Aber er hält sich immer noch mit militärischer Disziplin kerzengerade, als würde er auf seinem Thron sitzen und nicht in einer Gefängniszelle versauern.

Ich habe alles getan, um ihm die Zelle etwas behaglicher zu machen, auch wenn mir klar ist, dass er das nicht zu würdigen weiß. Ich habe ein hübsches Bett nach unten schleppen lassen und dazu noch einen Tisch sowie einen gepolsterten Stuhl. Sogar einen Teppich.

Trotzdem entdecke ich, als ich ihn mir genauer anschau, nichts als Verachtung in seinem Gesicht.

Ich bin mir nicht sicher, was er sieht, als er mich betrachtet. Ich hoffe, es ist die Ruhe, die ich auszustrahlen versuche, und nicht die Furcht hinter meinen Augen.

»Mancella«, sagt er schließlich und nimmt die Arme herunter. »Welchem Anlass verdanke ich das Vergnügen? Es geschieht schließlich nicht alle Tage, dass ein Gefangener Besuch bekommt von einer Prima.« In das letzte Wort legt er all seine Verachtung, und die vergangenen Monate tun sich wie ein Abgrund zwischen uns auf.

Er war einmal der Primus. Und wenn es nach ihm ginge, wäre er das immer noch. Aber ich habe ihm seine Macht genommen, zuerst seine magische und dann seine politische, und den Thron für mich selbst beansprucht. Seitdem schmort er in seiner Zelle.

Ich hätte ihn auch töten können. Tatsächlich hatte ich das einen beängstigenden Augenblick lang in Erwägung gezogen.

Nein, *sie* hat das getan, weshalb sie jetzt auch hinter Schloss und Riegel sitzt.

Ich unterdrücke ein Schaudern und streiche das Papier in meiner Hand glatt. Mit gerunzelter Stirn blickt mein Vater darauf hinunter.

Ich spreche laut, um ihn zu zwingen, wieder zu mir hochzuschauen. »Nun«, sage ich mit einer Selbstsicherheit, die ich nicht empfinde, »Aufzeichnungen zu machen, war ja nicht so deine Stärke. Das macht es mir schwer, unsere Beziehungen zu anderen Ländern einzuschätzen. Also war ich gezwungen, hier herunterzukommen und dich zu *bitten*, einen speziellen Punkt für mich zu klären. Genauer gesagt, was hat das Waldreich ...?«

Er schneidet mir mit einem freudlosen Lachen das Wort ab, und der Klang hallt um uns herum in einem spöttischen Echo nach. »Ich soll dir *helfen*? Nach allem, was du mir angetan hast?«

Eine eisige Kälte ballt sich in meiner Brust zusammen, und meine lässige Fassade beginnt zu bröckeln.

Alles, was ich *ihm* angetan habe.

Als hätte er *mir* niemals etwas angetan. Mich nie mit einem wilden Tier in einen Raum eingesperrt und mich erst wieder rausgelassen, wenn das Tier tot war. Mich nie gezwungen, dieselben Tiere zum Töten aufzuhetzen. Als wäre es nicht *er* gewesen, der mich erst zu »allem, was ich ihm angetan habe« getrieben hat.

Ich spüre, wie ich gereizt werde, und meine Tiere rühren sich. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte. Am besten wäre ich gar nicht hergekommen.

Ich wende mich zum Gehen, obwohl Panik in meiner Kehle hochsteigt und der Brief ein Loch in meine Tasche brennt. Dann hält er mich mit einem einzigen Wort zurück. »Warte.«

Zeig bloß keine Schwäche, ermahne ich mich. *Lass ihn nicht merken, wie sehr du auf ihn angewiesen bist.*

Ich kneife die Augen zusammen und werfe einen verächtlichen Blick über meine Schulter. Wie ich befürchtet habe, erforscht er diesen Blick genau, und ich beiße die Zähne zusammen, damit ich ihn nur ja beibehalte.

»Ein Handel«, schlägt er schließlich vor. »Es gibt da ein bestimmtes Buch, das ich gerne lesen würde. Ich beantworte deine Fragen, wenn du es mir herunterschickst.«

Langsam drehe ich mich wieder um und betrachte sein Gesicht genauso intensiv, wie er meins betrachtet hat. »Was soll das heißen, ein Buch? Welches Buch?«

»Die Bevölkerungslisten. Sagen wir ... Band 36.«

Sofort läuten bei mir sämtliche Alarmglocken. Nicht etwa, weil ich weiß, wofür er das Buch haben will, sondern, weil ich es eben *nicht* weiß. Ich habe nicht die geringste Ahnung.

Was könnte er denn nur mit einer Übersicht der Bürger unseres Reiches anfangen? Noch dazu mit einer alles andere als aktuellen. Band 36 ist doch schon seit mehreren Generationen überholt. Ich bezweifle, dass von denen, die da drinstehen, überhaupt noch einer lebt.

»Warum?«

»Ich habe hier unten nicht viel Abwechslung.«

»Die Bevölkerungsliste hat nicht gerade einen großen Unterhaltungswert. Es sind doch nur Statistiken. Und wieso ausgerechnet dieser Band?«

»Du kannst auch einen anderen aussuchen, wenn dir das lieber ist. Welchen du willst.«

Das verwirrt mich nur noch mehr. »Aber warum ausgerechnet die *Bevölkerungsliste*?«

»Was steht denn in diesem Brief, auf das du so verzweifelt eine Antwort brauchst, dass du seit Monaten zum ersten Mal wieder hier herunterkommst?«, kontert er unbekümmert. Ich beiße mir auf die Lippe, um nicht zu antworten, und er lächelt unfreundlich. »Ich will nur verdeutlichen, dass völlige Transparenz offensichtlich nicht Teil unserer Abmachung ist.«

Im Stillen fluche ich, denn er verdeutlicht damit weit mehr als nur das. Er zeigt mir, dass er meine Unsicherheit doch bemerkt hat. Er weiß, dass ich in keiner so guten Verhandlungsposition bin, wie ich vorgebe.

»Ich werde tatsächlich einen anderen Band aussuchen«, erkläre ich ihm. »Und ich werde ihn vorher auf mögliche verschlüsselte Botschaften hin untersuchen lassen.«

Er winkt mit einer unbesorgten Handbewegung ab. »Schön.«

»Schön«, wiederhole ich bedächtig. Mir gefällt nicht, dass ich seine Motive nicht durchschaue. Aber er hat nicht ganz unrecht da-

mit, dass ich verzweifelt bin, und wenn er das jetzt schon erkannt hat, dann werden die weiteren Verhandlungen nur härter. Ich zupfe an der Ecke des Briefes, bis meine Finger fast taub sind, dann fasse ich einen Entschluss. »Vorausgesetzt, die Untersuchung verläuft positiv, werde ich dir das Buch bis heute Abend schicken. Aber du musst zuerst meine Fragen beantworten. Und zwar jetzt gleich. Ehrlich und zu meiner Zufriedenheit.«

Mein Vater lehnt sich befriedigt in seinem Sessel zurück. »Abgemacht«, sagt er. »Schieß los.«

Wieder zögere ich, da mich seine Selbstgefälligkeit irritiert, seine so rasche Bereitschaft. Doch dann sehe ich plötzlich Silvers Gesicht vor mir und zucke zusammen. Mehr ist nicht nötig, damit sich meine Bedenken zerstreuen und ich mich frontal vor die Zelle meines Vaters stelle. »Das Waldreich ...«, fange ich noch einmal neu an.

Unsere gemeinsame Geschichte ist leidvoll. Als ich noch ein Kind war, fand mein Großvater, die Menschen dort würden allmählich zu stark und wären zu nah an unsere Grenzen herangerückt. Also fing er einen Krieg mit ihnen an. Am Ende kostete ihn dieser Krieg das Leben, und mein Vater wurde Primus. Doch statt den Machtwechsel als Chance für Friedensverhandlungen zu nutzen, verdoppelte er die Kriegsanstrengungen, zog praktisch jeden gesunden Bürger unseres Landes zum Kriegsdienst ein, ließ sie fast alle im Kampf ihr Leben opfern und ihre Kinder in der Akademie zu einer weiteren Soldatengeneration heranziehen. Das Waldreich kapitulierte, und keins der beiden Reiche hat sich bis jetzt vollständig von den Folgen erholt, obwohl inzwischen mehr als zehn Jahre vergangen sind.

Aber ich bin heute nicht hergekommen, um die Geschehnisse von damals infrage zu stellen, also fahre ich fort: »Als du die Kapitulationsbedingungen mit ihnen ausgehandelt hast, um was genau ging es dabei?«

Er zieht überrascht die Stirn in Falten. »Um nicht viel. Einen Waffenstillstand, eine jährliche Geldzahlung.«

»Das ist alles?«

»Ja. Warum?«

Ich halte meine Miene neutral und übergehe die Frage. »Und wie waren seitdem deine Beziehungen zum Waldreich?«

Er zuckt die Achseln. »Minimal. Sie leisten ihren Tribut, und ich lasse sie als Gegenleistung in Ruhe.«

»Aber warum wollen sie dann ...« Ich breche ab, als ich merke, was ich da um ein Haar preisgegeben hätte.

Mein Vater zieht eine Augenbraue hoch, und sein Blick wandert wieder zu dem Brief, bevor ich ihn in meine Tasche schiebe und mich dann räuspere. »Du bist sicher, dass es keine weiteren Bedingungen gab? Keine Versprechen von einer der beiden Seiten, von denen ich wissen sollte? Damals nicht und auch nicht zu irgendeinem anderen Zeitpunkt während deiner Regentschaft?«

Eine gewisse Belustigung blitzt in seinen Augen auf. »Nein, keine. Hat deine Frage einen bestimmten Grund?«

Wieder ignoriere ich seine Neugier und stoße einen langen Atemzug aus. Nachdem ich jetzt die Information habe, die ich brauche, achte ich nicht mehr so streng darauf, meine Gefühle unter Verschluss zu halten. »Na schön«, sage ich. »Danke. Du hast mir sehr geholfen. Wie versprochen schicke ich dir das Buch bald runter.«

Ohne ein weiteres Wort drehe ich mich auf dem Absatz um und marschiere zurück in Richtung Treppe, zu erleichtert, um mich wenigstens noch zu verabschieden. Ich spüre, wie sein Blick mir folgt, bis ich um die Ecke bin. Aber das lässt sich leicht abschütteln, denn in meinen Gedanken bin ich schon mit der Bedeutung seiner Antworten beschäftigt, den Möglichkeiten, die sich daraus ergeben.

Dummerweise bin ich dadurch zu abgelenkt, um mich angemess-

sen gegen meine zweite Gefangene zu wappnen. Sie ist still geworden und ich leichtsinnig. Kurzzeitig habe ich vergessen, dass sie überhaupt hier ist.

Als ich an ihrem Käfig vorbeikomme, springt sie mir entgegen. Ihre Schultern prallen so heftig an die Stäbe, dass der magische Schutzschild anfängt zu leuchten. Einen beängstigenden Augenblick lang erhellt er ihr zorniges Gesicht, bevor ich meinen Blick wegreiße und nach hinten taumele, während mein Herz anfängt zu rasen und meine Tiere toben.

Ich werde mich nie an den Anblick meiner Gesichtszüge gewöhnen, wenn sie von Hass verzerrt sind. Den Anblick meiner Augen, wenn sie Funken sprühen.

»Du bist ein Monster!«, schreit mir das Mädchen – der abgetrennte Teil von mir – ins Gesicht. »Du läufst da oben in der Sonne herum und tust so, als wärst du perfekt. Gütig. Aber du kannst mir nicht ewig ausweichen. Ich werde schon noch einen Weg finden, aus dieser Zelle auszubrechen, und dann werde ich allen zeigen, wie du wirklich bist. Ich werde ...«

»Kannst du nicht einfach still sein, Livid?«, schnauze ich sie an. Es ist mir peinlich, dass ich nicht auf der Hut war.

Es ist kein Zorn in meiner Stimme. Dieses Gefühl habe ich nicht mehr.

Aber seit ich die tiefe Wut aus meinem Wesenskern entfernt habe, neige ich auf einmal mehr zu ihrer milderen Form, der Gereiztheit. Ich verliere schneller die Geduld.

Wenig überraschend, tut das Mädchen mir nicht den Gefallen. Sie geht nur noch heftiger auf mich los. Ihr Gekreische wird fast völlig unverständlich, während ihre Raubtiere Zähne fletschend hinter ihr die Zelle durchstreifen. Ich ärgere mich über mich selbst, weil ich überhaupt reagiert habe. Meine Haut kribbelt vom panischen Ge-

zappel meiner eigenen Tiere, als ich mich umdrehe, den restlichen Weg die Treppe hinauflaufe und erst innehalte, nachdem ich hinter mir die Tür zugeschlagen und fest verriegelt habe und damit alle Geräusche verstummt sind. Ich wünschte, ich könnte die Gefühle genauso leicht abstellen.

Ich atme schwer, und es dröhnt in meinen Ohren. Aber wenigstens ist es im Korridor still.

Bis ...

»He«, ertönt ganz in der Nähe eine Stimme. »Alles okay bei dir?«

Ich schnappe erschrocken nach Luft und greife hinter mich, um mich zu vergewissern, dass die Tür auch wirklich zu ist. Das entsetzliche Geheimnis, das ich vor der Welt verberge, ist sicher auf der anderen Seite weggesperrt.

Silver, dem wie immer seine fransigen Haare ins Gesicht fallen, hat seine bernsteinfarbenen Augen voller Sorge auf mich gerichtet. Ich atme erleichtert aus, obwohl mich das schlechte Gewissen plagt und auch noch ein bisschen die Angst, er könnte Livids Gekreische gehört und etwas von dem Teil von mir mitbekommen haben, den ich ihm so verzweifelt zu verheimlichen versuche. Und nicht nur ihm. Aber als sich seine Miene nicht verändert, weicht die Furcht aus meinem Körper, und ich sacke nach vorn, weil mich ihr Verlust beinahe schwindlig macht.

Ohne das geringste Zögern springt Silver vor, um mich aufzufangen, und drückt mich fest an seine Brust. Ich lehne mich an ihn, atme seinen vertrauten Kiefernduft ein und vergrabe mein Gesicht in seiner Halsbeuge. Er streicht mit seinen Fingern meine Wirbelsäule entlang, und unter der Berührung werden meine Muskeln weich wie Butter.

Ich schließe die Augen und schmiege mich noch enger an ihn. Vielleicht gelingt es mir ja so, die Schatten des Kerkers zu verscheu-

chen. Ich muss mich nur voll und ganz in seiner Umarmung verlieren.

»Mir geht es gut«, versichere ich ihm, möglicherweise ein wenig zu fröhlich. »Es ist alles in Ordnung. Ich musste nur ... mit meinem Vater über etwas sprechen, und das hat mich ein bisschen ... aufgewühlt.«

Seine Arme spannen sich an, bevor sie sich fester um mich schlingen. »Was kannst du denn ausgerechnet mit *ihm* zu besprechen haben?«

Silvers Beziehung zu meinem Vater ist beinahe genauso kompliziert wie meine eigene. Seine Eltern wurden beide zum Kriegsdienst eingezogen und starben schon nach wenigen Wochen. Silver wuchs deswegen in der Akademie auf, dem denkbar ungeeignetsten Ort für ein Kind. Er konnte allerdings fliehen und hat seitdem auf der Straße gelebt. Ach ja, und vor ein paar Monaten war er in eine Verschwörung zur kaltblütigen Ermordung meines Vaters verwickelt, ist am Ende aber abgesprungen. Mit anderen Worten: Silver ist nicht gerade der größte Fan des ehemaligen Primus.

Erschrocken stelle ich fest, dass schon viel zu viel Zeit seit seiner Frage vergangen ist, aber ich weiß nicht, was ich antworten soll. Ich wollte vermeiden, ihm von Livid zu erzählen, aber er darf auch auf keinen Fall erfahren, worüber ich mit meinem Vater gesprochen habe. Erst wenn ich mir überlegt habe, wie ich mit der ungeheuerlichen Entscheidung umgehe, die von mir verlangt wird.

Eine Entscheidung, die nicht weniger Auswirkungen auf ihn haben wird als auf mich.

Der Brief wiegt schwer in meiner Tasche, und eine neue Welle von Schuldgefühlen überkommt mich, als ich in Silvers zärtliche, arglose Augen schaue.

»Ach, nur ... Politik«, erkläre ich vage.

Er legt den Kopf schief. »Du weißt, dass du mir alles sagen kannst«, ermuntert er mich. »Wenn es so ernst ist, dass du mit *ihm* darüber sprichst, dann muss es ja eine ziemlich große Sache sein. Wenn ich helfen kann, mache ich das gern.«

»Ich weiß, es ist nur ...« Ich setze ein gequältes Lächeln auf. »Es tut mir leid, aber ich habe im Moment überhaupt keine Zeit. Ich muss zu einer Besprechung. Es ist wirklich extrem eilig. Aber wir reden später, ja?«

Er nickt langsam, aber ich merke, dass er mich immer noch genau beobachtet und herauszufinden versucht, was ich nicht sagen will.

Also stelle ich mich auf die Zehenspitzen und drücke meine Lippen auf seine, in der Hoffnung, ihn damit zu überzeugen, dass wenigstens zwischen uns alles in Ordnung ist, egal, was sonst noch so vorgeht.

Es sollte nur ein flüchtiger Kuss sein, aber zu meiner Überraschung macht er mehr daraus. Er vergräbt seine Hand in meinen Haaren und zieht mich fester an sich, bis wir fast verschmelzen. Sein Kuss ist so sanft und genussvoll, dass ich weiche Knie bekomme. Und am liebsten bleiben würde.

»Bald?«, fragt er mit rauer Stimme. »Versprochen?«

»Bald«, bestätige ich und bin überrascht, dass sich meine eigene Stimme atemlos und matt anhört. Verlegen räuspere ich mich. »Versprochen.«

Er grinst über meine Befangenheit und zeigt seine Grübchen. »Na gut dann.«

Als er mich loslässt und einen Schritt zurück macht, kann ich mich nur mit viel Mühe davon abhalten, noch einmal zu ihm hinzuwirbeln und den Kuss von Neuem zu beginnen. Doch dann sticht eine Ecke des Briefes in mein Bein, meine ernste Lage wird mir plötzlich wieder voll bewusst, und ich richte mich gerade auf.

Während mir das Herz bis zum Hals schlägt, verabschiede ich mich eilig und laufe zu meinem Sitzungssaal. Es ist mir völlig klar, dass Silver später eine Menge Fragen an mich haben wird.

Ich hoffe sehr, dass ich bis dahin auch Antworten habe.

Ich nehme zwei Stufen auf einmal den Westturm hinauf und reiße, oben angekommen, die Doppeltüren auf. Sie geben den Blick frei auf einen schlichten, gewölbten Raum, in dem nichts steht außer einem großen Tisch in der Mitte und einem Kreis aus Stühlen. Es ist niemand da, und ich atme erleichtert aus, schließe hastig hinter mir die Tür ab und ziehe die Vorhänge zu, bis das einzige Licht von dem schwachen orangen Schein eines schmiedeeisernen Leuchters kommt, der von der Decke baumelt.

Ich erwarte sonst niemanden.

Mein Vater hatte natürlich Berater, aber als ich Prima wurde, habe ich sie alle entlassen. Ich kann ihnen nicht trauen. Denn entweder sie waren mit dem Handeln meines Vaters einverstanden, weswegen ich ihren Rat nicht will, oder sie konnten sich gegen ihn nicht durchsetzen, weswegen sie mir nichts nutzen würden. Ich weiß, dass ich irgendwann einen eigenen Rat berufen muss, aber die richtigen Leute dafür zu finden, ist schwierig. Es wird wohl noch eine ganze Weile dauern.

In der Zwischenzeit mache ich eben alles mit mir selbst aus.

Meine Gedanken schweifen zurück zu Livid und dem, was sie gesagt hat. Ich würde so tun, als wäre ich perfekt. Ganz unrecht hat sie ja nicht. Ich habe mehr Geheimnisse, als mir lieb ist.

Zum Beispiel die Tatsache, dass sie nicht der einzige Teil ist, den ich von meinem restlichen Körper abtrennen kann.

Sie war nur der erste. Und der lauteste.

Ich nenne sie Livid, denn genau das verkörpert sie. Das Schlimmste von mir. Den Zorn. Den Hass. Ich *musste* sie wegsperren. Anders

kann ich sie nicht davon abhalten, anderen wehzutun. Kann ich nicht verhindern, dass ich in die gleiche Falle tappe wie mein Vetter Alect, dessen Tod mir diese Fähigkeit erst gegeben hat. Er hat *seine* schlimmsten Teile unkontrolliert herumlaufen lassen, und sie haben schreckliche Dinge getan. Dinge, die er als vollständiger Mensch niemals in Erwägung gezogen hätte. Am Ende haben sie ihn sein Leben gekostet.

Ich werde nicht denselben Fehler machen.

Aber in den vergangenen Monaten, in denen ich mich mit dieser neuen Macht vertraut gemacht habe, sind noch weitere Teile von mir zum Vorschein gekommen. Teile, die ich sehr wohl anhören möchte, weil sie einen wertvollen Beitrag zur Lösung meines aktuellen Problems leisten könnten.

Und manchmal ist es eben leichter, an ein Problem heranzugehen, wenn ich mich aufteilen und laut darüber diskutieren kann.

Also stelle ich mich ans Kopfende des Tisches, wende mich etwas nach links und spalte mich auf.

Es ist ... unangenehm. Als ob alles in mir entzweigeht. Als ob mir etwas Wesentliches aus der Seele gerissen wird und eine Lücke zurückbleibt.

Aber dann steht da ein Mädchen neben mir und lächelt sanft mit Lippen, die aussehen wie meine.

Ich nenne sie Heart, denn sie ist meine Güte, mein Vertrauen in andere Menschen. Der Teil von mir, der immer nur das Gute sieht. Sie hat mein Gesicht und meinen Körper, ist aber anders angezogen: mit einem fließenden Kleid anstelle von meiner langen Hose und Tunika. Bei ihrem Erscheinen trägt sie ihr Haar in einem Pferdeschwanz, so wie ich. Aber dann schüttelt sie es sofort in lockeren Wellen aus. Sie umarmt mich, und ich nehme mir einen Augenblick Zeit, um die Geborgenheit zu genießen.

Als ich mich von ihr gelöst habe, setzt sie sich an den Tisch, und ich wappne mich für die Nächste. Wieder dieses Gefühl des Zerrissenseins, des Verlustes. Und dann ist Poise da.

Poise ist der Inbegriff von diplomatischem Geschick. Sie ist meine disziplinierteste Form, meine Schokoladenseite. Ihr bodenlanges Kleid ist geschmackvoll und figurbetont, und sie hat im Handumdrehen meinen Pferdeschwanz in eine kunstvolle Hochsteckfrisur verwandelt. Sie strahlt Würde und Stärke aus. Ich fühle mich schon selbstbewusster, wenn ich sie nur ansehe.

Zwei neue Ichs heraufzubeschwören, hat mich erschöpft, und meine Haut juckt, als hätte ich von meinem ganzen Körper den Schorf abgerissen.

Dennoch spalte ich mich noch einmal auf, ertrage ein letztes Mal das Reißen und Ziehen, bis auch meine vierte Version, Asset, mit am Tisch sitzt.

Sie ist meine praktische Seite. Meine Planerin. Diejenige, die immer sofort erkennt, was getan werden muss, und es dann auch durchführt, bevor alle anderen auch nur auf die Idee gekommen sind. Sie trägt ebenfalls eine Hose, aber ihre hat jede Menge Taschen, prall gefüllt mit nützlichen Dingen. Mit effizienten, zielgerichteten Bewegungen dreht sie ihren Pferdeschwanz zu einem festen, zweckmäßigen Knoten und sieht mich mit dünnen Lippen erwartungsvoll an.

Damit sind wir komplett. Wir haben uns bewusst dafür entschieden, es bei vier zu belassen. Auf diese Weise spalte ich mich nicht, wie Alect, in so viele kleine Einzelteile auf, dass sie kaum noch menschliche Züge haben. Da bin ich schlauer.

»Also«, sage ich und versuche, mich zu konzentrieren. Es ist etwas schwierig, klare Gedanken zu fassen, wenn alle draußen sind. Ich komme mir ein bisschen vor wie ein Gemälde, aus dem die Farbe

gewichen ist, sodass nur noch Umrisse und Kleckse übrig sind. Aber es funktioniert auch so noch. »Jetzt, da wir wissen, dass wir nicht durch irgendwelche Abmachungen gebunden sind, die mein Vater getroffen hat ... wie reagieren wir auf *das hier?*«

Ich ziehe den Brief aus meiner Tasche und werfe ihn auf den Tisch, wo er mit einem leisen Rascheln landet, das über seinen schwerwiegenden Inhalt hinwegtäuscht.

Wir blicken alle mit ernsten Gesichtern darauf.

Ich muss ihnen nicht erzählen, was drinsteht. Bis zu dem Augenblick, in dem wir uns aufspalten, teilen wir alle dasselbe Gehirn. Sie wissen also, dass der Brief aus dem Walldreich kommt, und sie kennen auch ganz genau den Inhalt.

Und zwar, dass der Primus des Walldreiches tot ist.

Dass sein Nachfolger, dem ich noch nie begegnet bin, mich am Ende der Woche besuchen will.

Und dann noch eine Kleinigkeit.

Dass er um den stärksten Beweis der Treue zu unserem Bündnis bittet, den ich als Prima nur geben kann.

Und das wäre ... eine Heirat mit ihm.

2



SILVER

Mance verheimlicht mir etwas«, erzähle ich Vie, während wir unter einem Felsvorsprung den Kopf einziehen.

»Hm«, reagiert sie desinteressiert. »Klingt für mich, als ob eure ganze Beziehung zum Scheitern verurteilt ist und du dich am besten aus dem Staub machen solltest, solange es noch geht.«

Ich schaue sie schief an. »Ich habe kein Problem damit. Ich wüsste nur gern, was es ist. Und übrigens, nur dass du's weißt: Die meisten Freunde würden in so einem Fall Mitgefühl zeigen.«

»Du hättest damit eben nicht kurz vor einem Kampf ankommen dürfen«, entgegnet sie und weicht einem Stalagmiten aus. »Da bin ich nie besonders mitfühlend.«

»Wann bist du das denn überhaupt mal?«

»So ungefähr einmal im Monat kann ich es für fünf Minuten einrichten.«

»Aha.« Die Steintunnel, durch die wir gehen, fallen steil nach unten ab, genau wie die Temperatur. Wir sind fast im Herzen des Berges angekommen, wo das Geschäft mit illegalen Wetten floriert.

»Was soll's, ich bin sowieso nicht deinetwegen hergekommen.«

Sie schnaubt verächtlich, als würde sie mir nicht glauben. »Wofür bist du denn dann hier? Willst du etwa wetten?«

»Bestimmt nicht. Ich suche nach einem Jungen.«

Sie macht ein finsternes Gesicht, und als sie wieder etwas sagt, ist ihr Tonfall nicht mehr scherzhaft. »Ach richtig«, höhnt sie, »ich hatte ganz vergessen, dass du ja jetzt der Laufbursche der Akademie bist.«

Ihre Worte treffen mich hart. Aber sie hat nicht ganz unrecht.

Nachdem Mance die Macht übernommen und die Gesetze des Landes umgeschrieben hatte, bekamen Rooftop, Vie und ich die Chance, in unsere alten Berufe zurückzukehren.

Und Rooftop hat das auch gemacht. Wieder als Bäcker zu arbeiten, fiel ihm nicht schwerer, als sich eine Schürze umzubinden. Aber das lag daran, dass er nie etwas anderes war. Er war ein Konditormeister im Wartestand, aber er ist immer ein Konditor geblieben.

Vie dagegen hatte keine Lust, für den einzigen noch übrigen Metzger in der Stadt zu arbeiten, denn das war der Konkurrent ihrer Eltern. Zumindest sagt sie das. Aber ich glaube, es ist eher so, dass sie sich in dieser Welt nicht mehr zu Hause fühlt. Vie war zwar einmal Metzgerin, aber jetzt ist sie etwas anderes. Und ich glaube, sie weiß nicht, wie sie wieder zurückfinden könnte. Oder sie will es auch gar nicht. Also findet sie sich immer noch regelmäßig zu Boxkämpfen ein, obwohl Rooftop und ich sie anflehen, damit aufzuhören.

Und dann wäre da noch ich. Ich habe Kerzen gemacht, und danach war ich ein Dieb, doch jetzt passt beides nicht mehr so recht.

Um genau zu sein, habe ich es erneut als Kerzenmacher versucht. Am Anfang. Aber wenn ich am Ende eines langen Tages mit Wachs unter den Fingernägeln und einem Dutzend unterschiedlicher Düfte auf meiner Haut ins Bett fiel, fühlte ich mich frustriert und unbedeutend.

Als Petrice, Mances ehemalige Kommandantin, mit ihrer Umwandlung der Akademie fertig war und mich fragte, ob ich ihr beim Aufspüren bisher unentdeckter Ausreißer helfen wollte, ergriff ich deshalb sofort die Gelegenheit. Es erschien mir perfekt dazu geeignet, meine in der Randzone erworbenen Fähigkeiten mit meiner neuen Entschlossenheit, Gutes zu tun, zu kombinieren.

Nur, jetzt gehen uns langsam die Kinder aus, nach denen wir noch suchen könnten, und ich habe nicht den leisesten Schimmer, wie es weitergehen soll.

Für was könnte ich denn sonst gut sein?

Ich schüttelte den Kopf, um ihn freizubekommen. Denn das alles spielt jetzt gerade keine Rolle. Ich habe einen Wink bekommen, dass jemand in Boxerkreisen allen erzählt, er wäre in der Akademie gewesen, was bedeutet, zumindest heute Abend habe ich zu tun. Um morgen werde ich mich kümmern, wenn es so weit ist.

Vie und ich sind am Ende des rauen Steinkorridors angekommen, und sie beugt sich vor und klopft in einem speziellen Rhythmus an die schwere Holztür. Die schwingt auf, und der Lärm und das grelle Licht auf der anderen Seite sind im ersten Moment überwältigend.

Es ist zum Bersten voll hier. Das Geld wechselt rasant den Besitzer. Die Boxer nehmen einander hart ran. Unter lautstarken Anfeuerungen fließt das Blut, und an den Wänden hängen so viele Fackeln, dass man das Gefühl bekommt, man wäre in ein Leuchtfeuer geraten.

Wir bahnen uns einen Weg zum Veranstalter, damit Vie sich anmelden kann, und finden schließlich einen Platz an der Wand, so nah an den Fackeln, dass mir der Schweiß ausbricht. Vie faucht unterwegs einzelne Leute an, und mir wird klar, dass sie sich alle Mühe gibt, knallhart zu wirken, damit möglichst viele auf sie setzen.

»Das ist mein Gegner für heute Abend«, erklärt sie mir mit übertrieben finsterem Gesicht. »Siehst du ihn?«

Ich folge ihrem Blick zu einem stämmigen Typen mit Mopsge-
sicht, der mindestens fünf Jahre älter ist als sie. Als er bemerkt, dass
wir ihn ansehen, spuckt er auf den Boden.

»Er versucht, mich einzuschüchtern«, knurrt Vie. »Hilfst du mir,
das zu erwidern?«

»Klar«, sage ich. »Was muss ich ...«

Sie holt zum Schlag aus, und ohne nachzudenken, fange ich ihre
Faust ab.

Sie runzelt die Stirn. »Der Plan war, dass du dich von mir schla-
gen lässt.«

»Ich soll mich einfach so verprügeln lassen, damit du jemanden
beeindrucken kannst, mit dem du vermutlich sowieso gleich den
Boden aufwischen wirst?«

»Wenn es dir nichts ausmacht.«

Ich lasse ihre Faust wieder los. »Gib mir die Info über den Typen,
den ich suche, dann werde ich es zumindest überzeugend für dich
vortäuschen.«

»Okay«, stimmt sie durch zusammengepresste Lippen zu. »Wer
ist es?«

»Nennt sich Ruin.«

Sie zischt, und dieses Mal klingt es echt.

»Wage es nicht, in meiner Gegenwart diesen Namen auszu-
sprechen.«

Ich kann mir nicht helfen, ich muss lachen. »Er hat dich geschla-
gen, stimmt's?«

»Er hat gemogelt.«

»Inwiefern?«

»Insofern ... als dass sein rechter Haken zu gut ist.«

Ich grinse. »Was weißt du noch über ihn?«

»Eigentlich nicht viel. Er kam irgendwie aus dem Nichts. Nie-

mand hatte je von ihm gehört, aber dann war er auf einmal da und ist
innerhalb von wenigen Tagen in der Rangordnung ganz nach oben
gestiegen. Er ist eindeutig ein guter Kämpfer, aber ... irgendwas
stimmt nicht mit ihm.«

»Interessant«, bemerke ich und denke darüber nach. »Ist er heute
Abend hier?«

»Du hast Glück«, brummt sie. »Er ist gerade reingekommen.«

Ich schaue zum Eingang, wo in diesem Augenblick ein Jugend-
licher, noch halb im Schatten, aus den Tunneln kommt. Er ist groß
und dünn, bringt es aber irgendwie fertig, nicht schlaksig zu wir-
ken. Das könnte daran liegen, dass alle Muskeln in seinem Körper
angespannt sind, als ob er schon bei der kleinsten Provokation aus-
rastet. Er hat zottelige schwarze Haare, die ihm bis auf die Schultern
fallen, und sein Gesichtsausdruck ist zweimal so finster wie der von
Vie. Aber es sind seine Augen, die mir zu denken geben. Sie sind von
einem hellen Grün, das schon fast gelb ist, wie die Schuppen einer
Mamba. Wie die Magie, die über dem Horizont hängt. Und so, wie
er seine Blicke durch den Raum schießen lässt, wirken sie wie Klin-
gen, die jeden Einzelnen hier drinnen mit einem einzigen verächt-
lichen Hieb niedermähen.

»Scheint doch ganz nett zu sein«, erkläre ich.

Und dann versetzt mir Vie einen Schlag ins Gesicht.



Ich stibitze mir etwas Eis aus dem Eimer für die Boxer und halte es
mir an die Wange, während Vie in den Ring steigt. Das Eis bringt
einen Hauch von Erleichterung, sowohl von den Schmerzen als auch
von der drückenden Hitze der Fackeln.

Wie vorauszusehen, schlägt Vie ihren Gegner ohne Probleme.

Er ist zwar kräftig, aber langsam, in mehr als einer Hinsicht. Nach ein paar Schlägen auf empfindliche Stellen, die er nicht schnell und nicht geschickt genug schützt, sackt er ihr, unter dem laustarken Jubel der Menge, vor die Füße. Während das Gejohle langsam verklingt und ihr Gegner sich mit finsterer Miene aufrappelt, erfüllt das Klingen von Münzen den Raum, und Vie steigt mit einem triumphierenden Grinsen aus dem Ring.

Und dann ist Ruin dran.

Ich setze mich interessiert gerader, als er über die gemalte Markierung tritt, denn die Menge gerät bei seinem Auftritt außer Rand und Band.

Er biedert sich ihnen jedoch nicht an. Stattdessen streift er durch den Ring, als würde er einfach nur darauf warten, dass jemand dazukommt, ganz egal, wer. Am Ende tritt ein sommersprossiger Rotschopf mit einer Narbe quer über der Nase und grimmiger Miene vor. Ruin nimmt ihn auf eine Art und Weise ins Visier, die mich das Eis von meinem Auge nehmen lässt, damit ich auch ja nichts verpasse.

Kaum ist der Gong ertönt, da stürzt Ruin sich auch schon auf seinen Gegner und versetzt dem Rotschopf seinen ersten Schlag in die Magengrube. Nach diesem Treffer rechne ich damit, dass er zurücktänzelt, aber das macht er nicht. Er lässt nicht locker, versetzt eine brutal aussehende Gerade nach der anderen, ohne auch nur eine Pause zum Luftholen dazwischen. Es ist, als könnte er, nachdem er einmal angefangen hat, nicht mehr aufhören. Und dann ist da dieses verstörende Glühen in seinen schlangengrünen Augen, als wäre er ein Hund, der von seinen Besitzern ausgesetzt wurde und verwildert ist. Sein Gegner beugt sich vornüber und sackt unter dem Ansturm zusammen, bis er bewegungslos auf dem Boden liegt. Aber Ruin wird nicht müde, er schlägt und tritt mit dieser kalten Wut in den Augen einfach weiter.

Wieder ertönt der Gong, um zu signalisieren, dass der Kampf vorüber ist, doch Ruin tut so, als ob er ihn nicht hört. Er rammt seinen Fuß in den Magen des Rotschopfs, woraufhin dieser Blut spuckt, bis der Ringrichter Ruin schließlich packt und wegzieht.

Nach der Reaktion der Menge zu urteilen, bin ich wohl der Einzige, den das Ganze anekelt. Alle stampfen jubelnd mit den Füßen und klirren mit ihren Münzen, während der Rotschopf seinen Mageninhalt auf den Boden vor ihnen entleert.

Ich schaue zu Vie, die neben mir an der Wand lehnt. »War er auch so, als er gegen dich angetreten ist?«, will ich wissen.

Sie nickt. »Er hat mir das Bein gebrochen.«

Ich zische leise und wirbele sie am Arm zu mir. »Warum hast du mir das denn nicht gesagt?«, frage ich mit gedämpfter Stimme.

»Weil ich keinen Babysitter brauche«, antwortet sie lässig und reißt ihren Arm los. »Und übrigens geht Ruin gerade. Wenn du ihn noch erwischen willst, solltest du dich also besser beeilen.«

Einen Moment lang bin ich mit mir selbst uneins. Am liebsten würde ich bleiben und Vie dazu drängen, dass sie diese Gewaltorgien endgültig aufgibt.

Aber es sieht nicht danach aus, als wäre sie gerade in der Stimmung, mir zuzuhören. Da kann ich mir genauso gut die Person vornehmen, bei der ich eine größere Chance habe, etwas zu bewirken.

»Darüber reden wir noch mal«, sage ich zu Vie.

»Na klar«, erwidert sie.

Ich ignoriere ihre abweisende Haltung und schiebe mich, mit einem großen Bogen um die mit Kreide markierten Kampfflächen, durch die schwitzenden Schaulustigen. Nur ist, als ich es endlich bis in die kühlere Luft des Tunnels geschafft habe, Ruin schon nicht mehr zu sehen. Ich laufe den Gang hinunter bis in die Taverne und

schaue mich dort um. Hier ist er auch nicht. Nachdem ich durch die Tür gestürmt bin, erhasche ich aber zu meinem Glück einen Blick auf ihn, wie er am Ende der Straße um die Ecke biegt.

Erleichtert lege ich einen Schritt zu, um ihn einzuholen, doch was auch immer sein Ziel ist, er nimmt nicht den direkten Weg dorthin. Ich kenne mich ganz gut aus in diesen Straßen – Ruin scheint überhaupt keinen Plan zu haben. Irgendwann habe ich ihn vollständig aus den Augen verloren und stehe auf einmal in einer Sackgasse. Ich mache sofort wieder kehrt, als mich plötzlich jemand gegen die Mauer schleudert. Gelb-grüne Augen funkeln mich an, und ein Arm drückt mir die Luft ab.

»Warum folgst du mir?«, will Ruin wissen. Seine Stimme klingt heiser, als hätte er sie überstrapaziert, obwohl es das Erste ist, was er an diesem Abend sagt.

»Ich will nur reden«, antworte ich.

Er kneift die Augen zusammen. »Worüber?«

»Würde es dir was ausmachen, den Arm runterzunehmen, damit ich es dir sagen kann?«

»Es scheint doch auch so ganz gut zu funktionieren«, entgegnet er, ohne mit der Wimper zu zucken. »Wie heißt du?«

»Silver.«

Zu meiner Überraschung lässt er mich sofort los und tritt ein paar Schritte zurück, um mich genauer zu betrachten.

»Silver«, wiederholt er. »Ich habe mir dich größer vorgestellt.«

Ich hatte nicht erwartet, dass er mich kennt, aber ich schätze, es ist kein Wunder. Meine Nähe zu Mance und meine Verwicklung in die Ereignisse, die zu ihrer Thronbesteigung geführt haben, sind nicht gerade ein Geheimnis. Da wird neuerdings häufiger über mich gepochelt, als ich es gewohnt bin. In den meisten Fällen stimmen die Geschichten nicht so ganz mit der Wirklichkeit überein, aber völlig

falsch sind sie auch nicht. Was dieser Typ hier gehört hat, wird wohl eine bunte Mischung von Halbwahrheiten sein.

»Und ich habe mir dich weniger ...« Ich spreche den Satz nicht zu Ende, und er zieht eine Augenbraue hoch. »... schon gut.«

Er verschränkt die Arme vor seiner Brust. »Na, wird auch Zeit, dass du dich mal blicken lässt.«

Ich schaue zu ihm hoch. »Du hast ... mich erwartet?« Sonst läuft das anders. Fast immer muss ich eine Abwehrhaltung überwinden, meine ganze Überzeugungskraft aufwenden. Den neuen Lehrplan anpreisen und das bessere Essen. Darauf hinweisen, dass keine Glasplitter mehr aus den Wänden ragen und keine Steine um die Knöchel gebunden werden. Aber wie es scheint, muss Ruin gar nicht überzeugt werden. »Na, umso besser. Musst du noch irgendwo dein Zeug abholen oder so was? Ich kann jetzt gleich mit dir zur Akademie gehen ...«

Er macht eine ruckartige Kopfbewegung. »Nein«, sagt er. »Ich gehe nicht zur Akademie.«

Ich sehe ihn mir von oben bis unten an, registriere die Anspannung in seiner Körperhaltung und den störrischen Zug um seinen Mund. Ein Brummtönen kommt aus meiner Kehle, als bei mir der Groschen fällt.

Er hat gar nicht darauf gewartet, dass ich ihn abhole. Er hat sich auf einen Kampf eingestellt. Nach dem, was ich da eben mit angesehen habe, bin ich nicht scharf drauf herauszufinden, wie weit er gehen würde.

Deshalb halte ich kapitulierend die Hände in die Höhe.

»Okay«, sage ich etwas bitter. »Niemand schleift dich mit Gewalt zurück. Es ist jetzt alles freiwillig. Ich wollte dir nur ein paar Alternativen anbieten. Aber wenn du lieber den Rest deines Lebens damit verbringen willst, fremde Leute zu vermöbeln, bis du zu alt bist, um da noch lebend rauszukommen, dann bitte.«

So mache ich das normalerweise nicht. Ich bin sonst viel verständnisvoller, viel charmanter. Aber das Gespräch mit Vie spukt mir noch im Kopf herum, und ich merke, dass ich mehr mit ihr rede als mit ihm.

Ich stecke die Hände in meine Hosentaschen und mache Anstalten zu gehen, aber Ruin hält mich mit seiner Schulter auf. »Warte mal«, sagt er.

Ich werde nervös angesichts dieser Arme, die erst vor ein paar Minuten so brutal auf einen anderen Jungen eingedrückt haben. »Kann ich dir sonst noch irgendwie behilflich sein?«, frage ich.

Seine Antwort überrascht mich. »Du hast recht«, erklärt er. »Ich will nicht den Rest meines Lebens in der Gosse verbringen. Ich will mehr, viel mehr. Nur nicht die Akademie.«

Ich gehe ein Stück zurück und betrachte ihn erneut. »Was denn dann?«, will ich wissen. »Und was habe ich damit zu tun?«

»Du sollst mir einen Job verschaffen.«

Schon wieder hat er mich aus dem Konzept gebracht. Aber auch ein bisschen neugierig gemacht. Ich lege den Kopf schief. »Ich ... habe eigentlich keinen Stellvertreter«, stelle ich klar, weil ich immer noch nicht begreife, wie ich da ins Bild passe.

»Du hast doch als Diensthilfe im Palast angefangen, richtig?«, drängt er. »Den Job will ich haben.«

Aber ich schüttele den Kopf. »Ganz so war es nicht. Außerdem arbeite ich da nicht mehr.«

Er macht ein finsternes Gesicht, als wäre er sauer, dass ich nicht sofort zugestimmt habe. Aber er lässt sich nicht abwimmeln. »Wie ich höre, verstehst du dich gut mit der Prima. Und da willst du mir weismachen, dass du mir nicht irgendeine niedere Stellung in der Küche oder den Ställen oder so was verschaffen kannst? Ich gehe auch in die Waschküche, wenn es sein muss.«

Mir gefällt nicht, in welchem Ton er »verstehst du dich gut mit der Prima« gesagt hat. Als wäre ich nur wegen ihrer Macht mit ihr zusammen. Aber gerade als ich den Mund aufmache, um wieder abzulehnen, blitzt ganz kurz Verzweiflung in seinem Gesicht auf, bevor er es verhindern kann.

Das stimmt mich milde, und ich sehe ihn jetzt in einem anderen Licht.

Er ist wie Vie, als sie mit den Kämpfen anfing. Als sie zu allem bereit war, solange sie nur genug verdiente, um zu überleben. Selbst wenn das bedeutete, zu verletzen und verletzt zu werden. Aber er ist noch nicht so, wie Vie heute ist, nicht mehr bereit, aus dem Ring zu steigen, selbst wenn sich bessere Möglichkeiten bieten. Wenn ich ihn mir jetzt anschau, die gebeugten Schultern, die verschlossene Miene, frage ich mich, ob das, was er uns da im Ring vorgespielt hat, genauso Fassade war wie bei Vie. Ob die Verzweiflung, die ich in seinen Augen gesehen habe, nicht vielmehr daher kommt, dass er sich in die Enge getrieben fühlt.

Dieses Gefühl kenne ich nur zu gut.

Ich presse die Lippen zusammen und denke nach. Dieser Typ und ich werden wohl niemals beste Freunde werden. Er hat meiner Freundin Schmerzen zugefügt und poltert durch dieses Gespräch, als hätte er noch nie in seinem Leben »Bitte« gesagt. Das macht mich wütend.

Aber ich wollte heute Abend jemandem helfen. Und wenn die Menschen, bei denen ich es versucht habe, mich nicht lassen, dann ...

Ich atme langsam aus.

»Hör zu«, sage ich. »Ich werde sehen, was ich tun kann.«



HEART

Für gewöhnlich laufe ich nicht alleine herum. Es ist zu riskant, sich von Mance abzuspalten und in verschiedene Richtungen auszuschwärmen. Es könnte sie ja jemand an mehr als einem Ort entdecken und sich dann wundern. Aber der Abend gestern hat uns alle so erschüttert, dass wir heute Morgen zu drastischen Maßnahmen greifen.

Obwohl wir diskutiert haben, bis die Kerzen zu Stummeln heruntergebrannt waren, haben wir uns immer noch nicht geeinigt, wie wir auf den Antrag reagieren wollen. Meistens verhilft uns die Aufspaltung zu einer ausgewogeneren Sichtweise, denn unsere Meinungen gelten alle gleich viel. Aber manchmal, so wie jetzt, sorgt es nur für Unfrieden. Der entscheidende Konflikt spielte sich zwischen Asset und mir ab. Vernunft und Gefühl. Kopf und Herz.

Denn Asset wollte partout nicht ihre Einwilligung dazu geben, den Antrag auf jeden Fall abzulehnen. Sie machte geltend, dass wir immer mit einer politischen Ehe rechnen mussten und dass diese jetzt in mehrfacher Hinsicht strategisch äußerst günstig wäre. Dass wir unsere Herrschaft ja noch festigen müssten, und da wir nicht, wie unser Vater, ganz auf militärische Stärke setzen wollen, müssten

wir auf andere Art unsere Bündnisse sichern – und da wäre eben eine Heirat eine naheliegende Möglichkeit. Sie wollte eine Entscheidung wenigstens so lange hinausschieben, bis wir den Primus des Waldreichs angehört haben, damit wir vernünftig abwägen können.

Aber es gibt nichts *abzuwägen*.

Nicht ausgerechnet jetzt, da wir endlich eine echte Chance haben, mit Silver zusammen zu sein. Nicht ausgerechnet jetzt, da seine Grübchen uns zum Schmelzen bringen, seine Küsse uns einen wohligen Schauer durch den Körper jagen, und nicht, wenn wir ohne seine unerschütterliche Unterstützung die vergangenen Monate nicht durchgestanden hätten.

Nicht, wenn es ihm das Herz brechen würde.

Und unseres auch.

Stundenlang haben wir darüber verhandelt, Asset ruhig und mit Bedacht, ich flehentlich und unter Tränen, während Poise zu vermitteln versuchte, bis am Ende Mance aufgab und uns alle zurückrief – mit dem Ergebnis, dass der Streit in ihrem Kopf weiterging.

Sie konnte nicht schlafen. Und heute Morgen hat sie uns drei dann losgeschickt, damit wir ihre Pflichten erledigen und sie den Kopf freikriegen und etwas Ruhe finden kann.

Ich wurde zum Wiederaufbau der Randzone eingeteilt, der von Asset in einen geordneten Ablauf gebracht worden ist. Darüber bin ich froh. Es ist mir ein wichtiges Anliegen und wahrscheinlich eins der wenigen Dinge, die mich im Augenblick noch ablenken können.

Ich hole tief Luft, versuche, mich zu sammeln, und schaue mich um.

Das Sonnenlicht spiegelt sich in den Glasscherben, mit denen die Erde durchsetzt ist, und mir kommt der Gedanke, dass selbst so viel Schmerz wie dieser noch eine anmutige Seite hat. Nicht weil die Scherben funkeln, wenn das Licht darauf fällt, sondern weil es Menschen gibt, denen es trotz dieser Scherben gelungen ist zu über-

leben. Die es geschafft haben, zu lieben und zu lachen, inmitten von Tragödie und Zerstörung.

Besonders heute mischt sich eine stille Freude unter den Schmerz, denn dieses Ödland aus messerscharfen Scherben hat eine ganze Gemeinschaft dazu bewogen, hier zusammenzukommen und Ordnung zu schaffen. Auf einem Stück Land, das einmal ein Schandfleck für das Reich war, bewohnt von geächteten Schattenexistenzen, vollzieht sich heute eine Erlösung.

Ich weiß, dass mich die anderen für naiv halten, weil ich immer nur das Beste in den Menschen sehe. Aber an Tagen wie heute lässt sich das kaum vermeiden.

Entspannter, als ich mich den ganzen Morgen gefühlt habe, reihe ich mich mit allen anderen in die Schlange ein und bekomme schnell eine kleine Parzelle und das nötige Werkzeug zugewiesen.

Als ich mich in den Dreck knie und an die Arbeit mache, erschrecken die Leute um mich herum zunächst und verstummen, weil sie nicht wissen, wie sie sich so nah bei ihrer Regentin verhalten sollen. Aber ich zwinkere ihnen einfach nur zu und halte den Kopf gesenkt, sodass sie am Ende ihr fröhliches Geschnatter wieder aufnehmen. Ich lausche mit stiller Zufriedenheit, auch dann noch, als mir der Schweiß auf die Stirn tritt und meine Muskeln anfangen zu brennen.

Das hier ist der Grund, warum ich Prima geworden bin. Das war meine Vision. Spürbare Hoffnung, sichtbare Veränderung. Etwas *Besseres*.

Ein Schatten fällt auf mein Quadrat, und ich schaue auf. Ich freue mich, meine ehemalige Kommandantin zu sehen, Petrice.

»Danke, dass du bereit warst, mich hier draußen zu treffen«, sage ich. Ich habe ihr heute Morgen eine Nachricht geschickt, weil ich mich mit ihr besprechen wollte. Auch wenn ich ihr nicht alles sagen kann.

»Selbstverständlich«, erwidert Petrice locker. »Stets zu deinen Diensten.« Sie kniet sich neben mich, und ich stelle fest, dass sie ihre eigenen Handschuhe mitgebracht hat. Unaufgefordert fängt sie an, eine Ecke meiner Parzelle, zu der ich noch nicht gekommen bin, zu durchwühlen, fischt die größten Scherben heraus und wirft sie mit einem leisen Klirren in meinen Eimer.

Eine Weile arbeiten wir schweigend nebeneinander, auch wenn mir nicht ganz wohl dabei ist. Wir haben in den vergangenen Monaten, abgesehen von ihren regelmäßigen Berichten über die Akademie, nicht so oft mit Petrice gesprochen, und ich bin mir nicht sicher, ob es den anderen recht wäre, dass ich es jetzt tue. Wir hatten in Erwägung gezogen, sie in unseren inneren Zirkel aufzunehmen. Aber das war vor dem Streit.

Doch sie ist eine von den Guten, und ich habe Fragen. Fragen, auf die sie Antworten haben könnte.

Als sich die Stille zu lange hinzieht, schaut Petrice zu mir rüber, und ich erwidere ihren Blick. »Du warst doch dabei, nicht wahr?«, frage ich schließlich. »Als wir gegen das Waldreich gekämpft haben. Du hast daran teilgenommen?«

Petrice unterbricht ihre Arbeit und streicht geistesabwesend mit dem Daumen über eine Glasscherbe, aus der ein einzelnes, perfektes Weißdornblatt sprießt. Obwohl es so harmlos aussieht, schneidet der Rand geradewegs durch Petrice' Handschuh, und aus ihrem jetzt ungeschützten Finger quellen rote Tropfen. »Das habe ich«, antwortet sie leise.

Ich lege mein Sieb zur Seite und ziehe ihr den Handschuh aus, um mir die Wunde genauer anzusehen. Sie ist nicht so tief, dass ich bei der provisorischen medizinischen Station um Hilfe bitten müsste. Der kleine Verband in meiner Tasche reicht völlig aus.

Sie will schon protestieren, als ich ihn heraushole, aber ich schaue

sie streng an, und sie gibt nach und lässt mich mit Tupfern und einem kleinen Fläschchen Alkohol die Wunde säubern.

»Was kannst du mir über den Primus des Waldreichs sagen?«, frage ich, während ich tupfe. »Ich habe ihn nie kennengelernt.«

Sie zieht scharf die Luft ein, was allerdings auch daran liegen könnte, dass der Alkohol in ihrer Wunde brennt. »Als ich ihm begegnet bin, war er in einer verzweifelten Lage«, erklärt sie. »Ich habe ihn wohl nicht von seiner besten Seite erlebt.«

»Aber vielleicht von seiner ehrlichsten«, entgegne ich.

Ich tupfe ein letztes Mal auf ihre Wunde, doch diesmal zuckt sie nicht zusammen, weder von meiner Behandlung noch von meinen Worten. Vielmehr nickt sie, denn sie hat verstanden, was ich meine. »Er hatte Ehre. Er war loyal gegenüber seinen Schutzbefohlenen. Er hat nie eine Kampfeinheit aufgegeben, selbst wenn die Lage aussichtslos war. Aber er war auch grausam zu seinen Feinden. Zu uns. Er hat von überallher angegriffen, auch aus dem Hinterhalt. Natürlich ... haben wir es genauso gemacht, auf Anweisung deines Vaters.«

Der Schmerz in ihrer Stimme macht mich traurig, sodass die Tiere sich in mir regen. Wenn wir uns aufspalten, scheinen sich unsere Tiere ihre Lieblinge auszusuchen. In mir wohnen die Schoßtiere. Die Katzen, Hunde und Kaninchen. Ihre weichen Felle streichen von innen gegen meine Haut.

Egal wie oft ich Geschichten vom Krieg höre, ich werde nie begreifen, warum es so viel unnötiges Leid geben musste. Ich drücke die Lippen fest zusammen, während ich Petrice den Verband um den Finger wickle. »Das muss schwer für dich gewesen sein. Und für ihn. Im Grunde ja für alle.«

Sie nickt und streift sich den Handschuh wieder über. »Es war Krieg.«

Dass sie das so abtut, macht mich betroffen, aber ich habe nicht

nach. Stattdessen räuspere ich mich nur und verstaue das restliche Verbandszeug in meiner Tasche.

»Bist du ... jemals seinem Sohn begegnet?«

Sie schaut mir in die Augen, hat eindeutig erkannt, dass das meine eigentliche Frage war. Sie bohrt in dem Loch in ihrem Handschuh herum, ehe sie antwortet. »Nur einmal. Da war er natürlich noch sehr jung. Wie du ja auch. Deshalb hat man ihn nicht mit aufs Schlachtfeld genommen. Aber da war diese eine Nacht, in der Primus Merod uns anwies, tiefer in den Wald vorzudringen, als wir es bis dahin getan hatten. Wir merkten erst, als wir dort ankamen, dass wir Zivilisten angriffen. Und ... Reltas war darunter. In einem der Häuser, in die wir eingedrungen sind. Er hat sich dort vermutlich vor uns versteckt.«

Ich lasse mir das durch den Kopf gehen, während ich träge mit meinem Sieb durch Erde schöpfe, die ich schon bearbeitet habe. Wie das wohl gewesen sein muss? »Und ...?«

»Ich habe ihn nur ganz kurz gesehen, aber er war ein schwächliches Kind, selbst für sein Alter. Irgendwie blass und kränklich. Und doch hat er mich mit einem – für einen so jungen Menschen – derart glühenden Hass angesehen. So wild und so ... unerbittlich. Ich habe es nie vergessen.«

»Das kann man ihm kaum verdenken«, bemerke ich mit leiser Stimme.

»Nein«, stimmt Petrice mir zu. »Das kann man nicht.«

Zerstreut stelle ich mein Sieb ab. Überlege, ob Reltas sich von jenem Tag erholt oder sich die Kränkung und den Hass bewahrt hat.

Wie das vergangene Jahrzehnt für ihn gewesen sein mag? Was ihn wohl so weit gebracht hat, dass er mich *heiraten* will?

Ich würde gern Petrice' Meinung dazu hören, aber unser Streit steht noch zwischen uns. Außerdem fühlt es sich falsch an, mich ihr

anzuvertrauen, obwohl wir noch nicht mal mit Silver gesprochen haben. Daher versuche ich es auf Umwegen.

»Ich habe gestern Abend mit ...«, ich senke die Stimme, »*Asset* gesprochen.« Petrice ist einer der wenigen Menschen, die von meiner neuen Fähigkeit wissen, also ist zumindest das zwischen uns kein Geheimnis. »Über die schweren Entscheidungen, die man manchmal treffen muss, wenn man ein Reich regiert. Und ... wie man herausfindet, was man tun soll. Kannst du mir da irgendeinen Rat geben? Vor allem, wenn es um eine ... schmerzliche Entscheidung geht?« Ich verziehe das Gesicht, wünschte, ich könnte mich klarer ausdrücken.

Petrice legt mir eine Hand aufs Knie. »Als Prima musst du leider Opfer bringen«, sagt sie sanft. »Das hat der Job nun mal so an sich. Aber *du* entscheidest, zu welchen Opfern du bereit bist und zu welchem Zweck du sie bringen willst.«

»Du wirst mich also nicht beraten?«, frage ich bitter, aber auch nicht überrascht. Ich spüre, wie mein Kätzchen unruhig mit seinen Pfötchen scharrt.

»Ohne genaue Informationen kann ich das nicht. Und außerdem ... hast du meinen Rat nicht immer gut aufgenommen.«

Die Krallen meines Kätzchens bohren sich wie Nadelstiche ein.

Sie spricht von unserem Streit.

Sie spricht von *Livid*.

Mit zitternder Unterlippe senke ich den Kopf. »Sie ist gefährlich«, verteidige ich mich matt. »Wir waren dazu *gezwungen*.«

»Jeder kann gefährlich werden, wenn er eingesperrt und nicht mehr beachtet wird, Heart. Und nach meiner Erfahrung neigen die Teile, die wir unterdrücken, dazu, sich nicht ewig wegsperren zu lassen, wie sehr wir uns auch bemühen.«

Die Eindringlichkeit, mit der sie das sagt, überrascht mich. »Hast

du denn auch solche Teile?«, erkundige ich mich aufrichtig interessiert und hebe den Kopf, um ihr in die Augen zu sehen.

»Ich glaube, bis zu einem gewissen Grad haben wir das alle«, antwortet sie. »Ich habe dir ja gerade ein bisschen was von dem Krieg erzählt, in den ich verwickelt war. Glaubst du, er hätte keine Narben bei mir hinterlassen? Glaubst du, das, was er in mir zum Vorschein gebracht hat, war alles nur gut und heilsam? Mancella tut gut daran, diesen Teilen keine Nahrung zu geben und sich nicht von ihnen beherrschen zu lassen. Aber dass sie sie unterdrückt, ist nicht richtig. Das kann genauso schädlich sein.«

Ich schaue wieder nach unten, während Schuldgefühle auf meine Brust drücken. »Ich werde ... über deine Worte nachdenken.«

»Ja bitte, tu das.«

Ich schlucke einmal kräftig und stecke mir eine lose Haarsträhne hinter das Ohr. Petrice steht auf, und ich tue es ihr gleich. Wir nehmen uns in den Arm, und dann schaue ich ihr nach, als sie in der Menge verschwindet, zurück in die Richtung der hoch aufragenden Klippen.

Es fühlt sich an, als würden die Hunde in mir mit ihren Zähnen an meinen Knochen nagen, während ich zu meiner Parzelle zurückkehre. Dort nehme ich wieder mein Sieb zur Hand, um mich ganz in meine Arbeit zu vertiefen. Und ich hoffe, ich kann dabei auch ein bisschen Ordnung in meine aufgewühlten Gefühle bringen. Doch gerade als ich mich hinknien will, erregt etwas meine Aufmerksamkeit.

Es ist ein Mädchen, ungefähr in meinem Alter, mit einem langen Pferdeschwanz aus so blonden Haaren, dass sie schon fast weiß sind. Sie hat sich Blätter hineingesteckt, und ich kann nicht erkennen, ob sie als Schmuck dienen sollen oder als Tarnung. So oder so machen sie aus ihr ein atemberaubendes Wesen, das mit den Bäumen verschmilzt, als wäre sie ein Teil von ihnen.

Ich kenne das Mädchen nicht, aber nicht deshalb bin ich auf sie aufmerksam geworden. Schließlich kann ich nicht jeden in meinem Reich kennen. Aber die Art, wie sie sich über ihr Quadrat kauert, beinahe so, als wollte sie es verbergen, gibt mir ein unbehagliches Gefühl.

Vorsichtig gehe ich näher heran und recke den Hals, um zu sehen, was sie da mit ihren Armen bedeckt.

Zu meiner Überraschung ist es ein Loch. Ungefähr einen Meter tief. Zuerst denke ich, sie will vielleicht irgendwelche besonders hartnäckigen Wurzeln ausgraben, aber sie hat keinen Eimer für das Glas dabei, und die Scherben in der Erde scheinen ihr egal zu sein. Stattdessen taucht sie die Arme bis zu den Ellbogen in den Dreck, obwohl sie schon ganz verschrammt sind.

»Verzeihung«, sage ich, weil ich ihr anbieten will, sie zu verarzten. Doch noch bevor ich überhaupt zu Ende sprechen kann, ist sie aufgesprungen und hat ein Messer gezückt.

Einen Augenblick lang sind wir beide stumm, während ihr anscheinend klar wird, wer ich bin.

Nur, statt verlegen zu sein und sich zu entschuldigen, packt sie ihr Messer noch fester, und ihre braunen Augen werden finsterer. Das Blut hämmert mir in den Ohren.

»Ich schätze, es ist tief genug«, erklärt sie.

Es dauert eine Sekunde, bis ich begriffen habe, was sie meint, doch dann schaue ich hinter sie auf die Grube, die sie gegraben hat.

»Tief genug wofür?«, frage ich.

Sie gibt keine Antwort, wirft nur etwas in das Loch. Ich erhasche einen flüchtigen Blick, bevor sie Erde darüberschiebt. Es sieht aus wie eine Schriftrolle, auf der etwas geschrieben steht. Könnten es ... Namen sein?

»Darf ich fragen ...«, hebe ich an.

»Keine Zeit«, fällt sie mir ins Wort. »Du solltest besser machen, dass du wegstommst.«

Dann springt sie mit beeindruckender Geschicklichkeit hoch, schnappt sich einen der überhängenden Äste und zieht sich nach oben. So schnell, dass ich sie kaum im Auge behalten kann, hüpfte sie von einem Baum zum nächsten, bis sie fast nicht mehr zu sehen ist und nur noch ihr langer weißer Pferdeschwanz hinter ihr herweht.

Ich stehe wie angewurzelt da und bin total verwirrt.

Was hat sie damit gemeint, ich soll machen, dass ich wegkomme?

Als sie endgültig verschwunden ist, schaue ich auf die lose Erde vor mir und überlege, ob ich das, was sie da versteckt hat, vielleicht ausgraben soll.

Doch bevor ich das Für und Wider abwägen kann, fängt der Boden unter meinen Füßen an, sich zu bewegen.

Ich verliere den Halt und werde nach links geworfen.

Mein erster Gedanke ist, dass wir ein Erdbeben haben. Aber der Boden *bebt* eigentlich nicht. Es ist eher, als würde ich auf einem See stehen statt auf festem Land, und etwas hat gerade ein paar Wellen geschlagen. Es dehnt sich aus, der Kreis wird größer und größer.

Die Leute um mich herum schreien erschrocken auf, während sie über den Boden stolpern, der vorher flach war.

Aber damit ist es noch nicht vorbei.

Wenn die Erde jetzt ein See ist, dann hat der Inhalt der Schriftrolle einen kleinen Strudel ausgelöst, der mit größerer Geschwindigkeit herumwirbelt, als fester Grund es eigentlich dürfte. Mein Herz schlägt schneller, und meine Tiere winden sich. Sie haben schon vor meinem Verstand begriffen, dass gerade etwas sehr, sehr Schlimmes vor sich geht. Und dann kommt etwas nach oben geschossen, genau aus der Mitte der wirbelnden Erde, so plötzlich, dass ich entsetzt nach hinten taumele.

Denn es ist ... eine Hand.
Eine tastende, krallende Hand.
Und dann ein Arm.
Und noch einer.

In der Zeit, die das Entsetzen braucht, um meinen Magen aufzuwühlen, brechen massenweise Menschenarme aus der Erde hervor, wie Wespen, die explosionsartig ihr Nest verlassen. In Panik starre ich darauf, während die Arme nach allem in ihrer Nähe greifen, fest zupacken, zerren und niederreißen.

Einer bekommt die Frau neben mir zu fassen und zieht sie brutal in den Dreck.

Die Frau kreischt auf und versucht verzweifelt, die Finger abzuschütteln, aber schnell tauchen weitere Hände auf und zerren an ihr, bis sie komplett im Boden versunken ist und ihre Schreie von der Erde in ihrem Mund erstickt werden. Ich eile ihr zu Hilfe, aber sie ist schon begraben, bevor ich auch nur halbwegs bei ihr bin, und mehrere Hände schieben sich zwischen uns und zwingen mich zurück.

Die Schriftrolle. Was immer es mit ihr auf sich hat, sie muss das Ganze auslösen.

Ich muss an sie herankommen.

»Auf die Bäume!«, schreie ich den anderen zu, denn an den Armen scheinen keine Körper zu hängen, was bedeutet, ihre Reichweite ist begrenzt. Meiner Stimme gelingt es, diejenigen aufzurütteln, die vor Angst erstarrt sind, und bald ist eine wilde Jagd auf jeden Baum im Gange, der aussieht, als könnte er etwas aushalten.

Ich renne inzwischen zurück zur Schriftrolle. Sie war nicht sonderlich tief vergraben, müsste sich also relativ leicht herausholen lassen. Theoretisch zumindest. Doch die Hände drängen sich über ihr besonders dicht zusammen, das heißt, um sie zu erreichen, muss ich irgendwie dazwischenkommen.

Ich weiche einer suchenden Hand aus, dann noch einer, bis ich direkt vor dem Zentrum des Getümmels schlitternd zum Stehen komme.

Asset besteht darauf, dass ich immer ein Messer dabei habe, und heute bin ich froh darüber. Ich ziehe die kurze Klinge und stürze mich mitten zwischen die sich windenden Gliedmaßen auf die Stelle, an der die Schriftrolle vergraben wurde.

Schlagartig haben mich die Hände gepackt. Sie ziehen an meinen Haaren, reißen an meinen Kleidern und zerkratzen mir die Haut, alles mit dem Ziel, mich tiefer in die wirre, zappelnde Masse zu ziehen.

Eine hat es auf meine Kehle abgesehen, deshalb steche ich, so sehr es mir auch widerstrebt, mit meinem Messer in die weichen Knochen ihres Gelenks. Ich hoffe, ich kann genug Schaden anrichten, damit sie sich zurückzieht oder wenigstens ihren Griff lockert.

Sie scheint es gar nicht zu bemerken und gibt keinen Millimeter nach. Aus der Wunde kommt nicht einmal Blut. Es ist, als hätte ich einem Leichnam ins Fleisch geschnitten.

Mich packt das kalte Grausen, als mir klar wird, dass ich sie von mir *abhacken* muss. Ich verziehe angewidert das Gesicht, doch als die quetschenden Finger mich allmählich in die Erde hinunterziehen und mir dabei die Luft abdrücken, überwinde ich mein Zaudern und fange an zu sägen. Die Tiere in mir drehen durch.

Mit dem Mut der Verzweiflung hacke ich wie wild, schneide durch Sehnen und kratze an Knochen, während mir bei dem Geräusch von auseinanderfallendem Fleisch speiübel wird.

Aber es reicht nicht. Die restlichen Arme schlingen sich jetzt um mich und ziehen mich in eine erdrückende Umarmung. Ich habe mich durch etwa ein Viertel des Handgelenks um meine Kehle geschnitten, als ich einsehe, dass es keinen Zweck hat. Selbst wenn ich

mich aus diesem Griff befreien kann, stehen schon Dutzende weitere Hände bereit, an ihre Stelle zu treten. Ich kann sie nicht alle unschädlich machen.

Schwarze Flecken tauchen vor meinen Augen auf, aber ich ändere trotzdem die Taktik und schlage blindlings um mich. Mein Ziel ist jetzt nur noch, mich irgendwie bis zur Schriftrolle durchzukämpfen und sie zu zerstören. Mir bleibt nicht viel Zeit, aber sie muss hier ganz in der Nähe sein. Wenn ich doch nur herankäme ...

Die Arme umklammern mich, und mit einem Mal weiß ich nicht mehr, wo oben und wo unten ist. Wo die Schriftrolle liegt. Von wo aus ich noch Luft bekomme. Innerhalb von wenigen Sekunden bin ich so vollständig umfangen, dass ich auf allen Seiten nur noch Fleisch sehe.

Ich winde mich und suche keuchend nach einer Lücke, nur, als ich die gefunden habe, füllt sich, zu meinem Entsetzen, mein Mund nicht mit Luft, sondern mit Erde.

Das Gefühl ist so falsch, so abstoßend, so *beängstigend*, dass ich nach hinten taumele. Mit einem jähen Anflug von Panik, der die Tiere in mir zum Rasen bringt, wird mit klar, dass ich es möglicherweise nicht schaffen werde. Dass ich *sterben* könnte, für nichts und wieder nichts. Es kommt mir zwar unwirklich vor, aber die Erde in meinem Mund schmeckt nach Grab.

Ein kleiner Winkel in meinem Gehirn versucht verzweifelt dahinterzukommen, was das für Folgen hätte. Es ist noch nie ein Teil von mir gestorben. Von Alect auch nicht. Würde das Mance umbringen? Würde sie irgendwo da oben in der Burg einfach aufhören zu existieren, nur weil ich einen Fehler gemacht habe?

Oder würde es nur mich töten? Würde sie ohne mich weiterleben, gezwungenermaßen ohne Herz? Wäre sie dann für den Rest ihres Lebens unfähig, für irgendjemanden Mitgefühl aufzubringen, in irgendetwas das Gute zu erkennen?

Was würde das mit ihr machen?

Bei diesem Gedanken wird mein Körper von einem verzweifelten, heftigen Überlebenswillen gepackt, und ich schlage wie wild um mich. Das Messer verschwindet bis zum Griff in einem Ellbogen, aber ich lasse nicht nach, bohre meine Nägel in blutleeres Fleisch, trete gegen alles, was mich berührt, reiße den Kopf hin und her.

Sie drängen sich nur näher an mich heran.

Ich öffne den Mund zu einem frustrierten Schrei, aber das war ein Fehler. Noch mehr dicke, schlammige Erde gelangt in meine Kehle, so viel davon, dass sich mein Kiefer wie ausgerenkt anfühlt. Ich versuche auszuspucken, aber eine Hand legt sich auf meinen Mund und sperrt den Dreck dort ein. Dreht mir endgültig die Luft ab.

Ich würgte, pruste, wehre mich schreiend und in Panik. Es fühlt sich an, als wollten meine Tiere sich aus meinem Körper herauskratzen.

Aber die Finger bohren sich nur immer tiefer in meine Haut. Die Erde türmt sich nur noch höher über mir auf. Und es ist keine Luft da.

Kein bisschen Luft.

Meine Brust platzt beinahe vor Schmerzen, während meine Lunge nach Sauerstoff schreit.

Mein Herz klopft so heftig, dass mein Brustkorb eigentlich schon grün und blau sein müsste.

Ich spüre die Übelkeit, die einer Ohnmacht vorausgeht, und kämpfe dagegen an. Ich kämpfe gegen alles an. Die Arme, das Herunterfahren meines Körpers, die beklemmende Dunkelheit um mich herum, den Druck von allen Seiten. Ich kämpfe dagegen an mit der brennenden Verzweiflung eines Tieres, während die Tiere in mir ebenfalls kämpfen und von innen an meiner Haut reißen.

Aber wir können nicht ewig kämpfen.

Nur allzu bald verlangsamt ein Schwindelgefühl meine Bewegungen. Mein Kopf ist ganz benommen. Ich fühle mich ... hoffnungslos.

Und dann kann ich die Bewusstlosigkeit nicht länger hinausschieben.

Meine Muskeln erschlaffen, und mein Gehirn wird taub, während bittere Tränen auf die Erde neben meinem Gesicht fallen.

Ohnmacht überwältigt mich, und mir bleibt nur Zeit für einen letzten jämmerlich qualvollen Gedanken.

Dass mich womöglich alle richtig eingeschätzt haben.

Womöglich ... war ich am Ende ja doch zu naiv.



SILVER

Der Kragen kratzt.«

»Wem sagst du das!«

Als ich sehe, wie falsch die Dienstenuniform an Ruins schlaksiger Gestalt aussieht, frage ich mich unwillkürlich, ob sie mir jemals gestanden hat. Ihn hier herumzuführen, ist ein bisschen wie eine Reise zurück in die Zeit, als das alles anfang. Als ein Straßenjunge in einem neuen gestärkten Kragen aus der Randzone in einen Palast verpflanzt wurde.

Wenigstens braucht Ruin sich keinen falschen Namen zuzulegen.

Na ja, nicht noch einen. Aber er gibt wenigstens zu, dass er falsch ist.

Ich hatte überlegt, zu meinem richtigen Namen zurückzukehren, nachdem Mance Prima geworden war, aber das fühlte sich nicht richtig an. Ich bin nicht mehr dieser Junge. Aber es ist schön, dass die Möglichkeit besteht.

»Das hier ist so eine Art Zimmer zum Drinsitzen«, erkläre ich ihm und mache weiter mit dem Rundgang. »Und das ist ein Zimmer, in dem man essen kann. Sie können in jedem Zimmer der Burg sitzen

oder essen, wenn sie Lust dazu haben, aber es ist ihnen trotzdem wichtig, für alles ein spezielles Zimmer zu haben. Mehrere sogar.«

»Das ist ja ein schräger Rundgang«, brummt Ruin.

»Der Verwalter wird dich sicher später noch ordnungsgemäß herumführen. Das hier ist die Spaßversion.«

Er sieht mich an, als wäre er mit dieser Beschreibung nicht unbedingt einverstanden, nickt dann aber nur in Richtung einer anderen Tür. »Was ist dahinter?«

Ich werfe einen Blick über meine Schulter. »Das ist der Eingang zum Kerker.«

Da wird er hellhörig und reckt den Hals, als könnte er plötzlich durch Wände sehen. »Sind da tatsächlich irgendwelche Gefangenen drin?«, fragt er mit einem verschwörerischen Flüstern.

»Nur einer«, antworte ich, während beim Gedanken an den ehemaligen Primus Zorn in mir aufsteigt. Selbst jetzt, da er so vollständig entmacht ist, lassen sich manche Gefühle nur schwer abschütteln. »Soweit ich weiß. Aber das muss dich nicht kümmern. Als Nächstes kommt die Küche. Die ist riesig, weil ...«

Aber als wir um die Ecke biegen, laufen wir Mance in die Arme. Ihr Anblick bringt mich total aus dem Konzept. Auch Ruin reagiert heftig. Er steht auf einmal so gerade, als hätte er einen Stock verschluckt, und alle seine Sinne scheinen geschärft.

Mance hält ihre verschiedenen Formen vor den meisten Menschen geheim, aber mir hat sie sich anvertraut, und ich halte mich für einen Experten im Erkennen, mit welcher davon ich gerade spreche. Am einfachsten geht das anhand der Haare. Jetzt gerade sind sie zu einem Pferdeschwanz gebunden – keine kunstvolle Hochsteckfrisur, kein praktischer Knoten oder eine locker fließende Masse – also ist es vermutlich die »Original«-Mance. Aber um ganz sicherzugehen, schaue ich ihr immer in die Augen, denn die sind am ehrlich-

ten. Frisuren kann man verändern, aber die verschiedenen Seiten von Mance gehen unterschiedlich mit ihren Gefühlen um.

Die hier sieht müde aus. Erschöpft. Was mir einerseits verrät, dass ich es tatsächlich mit der Original-Mance zu tun habe, und andererseits, dass ihre Kopien alle unterwegs sind. Es ist nicht so, als wäre sie leer ohne sie, nur ... ein wenig matter. Fast ein bisschen einsam.

Als sie uns bemerkt, lächelt sie schwach in meine Richtung, als wären ihre Gedanken zu schwer, um mehr als nur ein leichtes Kräuseln ihrer Lippen für mich aufzubringen.

Ohne nachzudenken und ohne Rücksicht darauf, dass wir nicht allein sind, nehme ich sie in die Arme und lege ihren Kopf unter mein Kinn. Sie erwidert die Umarmung, legt mit einem Seufzer ihre Wange auf meine Brust und lässt sich gegen mich sinken.

»Es kommt mir vor, als hätte ich dich schon seit Tagen nicht mehr gesehen«, murmelt sie.

»Wir haben uns gestern getroffen«, rufe ich ihr ins Gedächtnis. »Aber ich finde auch, dass es zu kurz war.«

Hinter mir gibt Ruin einen Laut von sich. Wahrscheinlich ist er erschrocken oder peinlich berührt von unseren Zärtlichkeiten, aber ich beachte ihn gar nicht. »Du hast anscheinend ... was zu regeln?«

Ich weiß nicht, ob es eine gute Idee ist, sie noch einmal zum Reden zu drängen, weil sie abgespannt wirkt, aber ich kann nicht so tun, als würde mich das kaltlassen. Ich weiß ja, dass sie viel um die Ohren hat. Sie muss schließlich ein ganzes Reich regieren. Versuchen, all das Gift zu beseitigen, das ihr Vater und ihr Großvater hinterlassen haben. Das ist hart, es ist wichtig, und es ist zeitaufwendig.

Aber es tut weh, wenn sie mich keinen Anteil nehmen lässt, selbst wenn mein Beitrag nur das hier ist: sie in den Arm nehmen und zuhören. Es macht mir Sorgen, dass sie glaubt, etwas für sich behalten zu müssen.

Das muss sie spüren, denn sie löst sich von mir, legt die Hände um mein Gesicht und schaut mich prüfend an.

»Es tut mir leid«, sagt sie. »Dass ich so distanziert war. Du hast recht, es gibt etwas, über das wir reden sollten ... reden *müssen*. Falls du einen Moment Zeit hast, könnten wir ja vielleicht ...«

Sie zeigt gerade auf eines der Wohnzimmer, als sie ganz plötzlich mitten im Satz scharf die Luft einzieht.

Ohne Vorwarnung verkrampft sich ihr Körper.

Es geschieht so schlagartig, dass ich sie fast nicht auffangen kann, als sie nach vorne klappt und unnatürlich zuckt.

»Mance?«, brülle ich. »Mance!«

Aber sie reagiert nicht. Kann es vielleicht auch gar nicht. Ihre Augen werden glasig und verdrehen sich, dann sackt sie in meine Arme. Ich torkele gegen die Wand, während ich versuche, sie auf den Beinen zu halten. Als wir gegen die Steine prallen, stöhnt sie so laut auf, dass es mir eine Gänsehaut verursacht.

»Hol einen Heilkundigen«, weise ich Ruin an. »*Sofort!*«

Ich blicke nicht auf, höre aber, wie seine schnellen Schritte den Korridor hinunter verschwinden. Zum Glück sind wir auf unserem Rundgang schon an der Krankenstation vorbeigekommen. Ich hoffe nur, ich habe sie ihm etwas ernsthafter erklärt.

Mit Mance auf dem Arm stolpere ich in den nächstgelegenen Raum, der sich als Speisekammer entpuppt. Wir stehen vor reihenweise Wein, und es gibt keine Stelle, an der ich es Mance bequem machen könnte, also lehne ich mich gegen ein Fass und wiege sie auf meinem Schoß. Von dem Geruch der Gärung wird mir schwindelig, und er verstärkt noch das Übelkeitsgefühl in meinem Magen.

»Mance, was passiert mit dir?«, frage ich verzweifelt und streiche ihr das Haar aus der Stirn. »Rede mit mir.«

Sie gibt keine Antwort.

Reflexartig lasse ich meine Finger an ihrem Hals entlanggleiten, um nach ihrem Puls zu fühlen. Doch ...

Es ist keiner da.

Mein Herz schlägt wie wild, und die Zeit scheint stillzustehen.

Nein. »Mance!«

Ich schütte sie, höre aber gleich wieder damit auf. Das ist vielleicht keine so gute Idee. Aber was soll ich tun? Wo bleibt nur dieser Heilkundige? Es kann doch nicht das Ende sein, man muss doch etwas tun können.

Irgendwas ...

Mit einem Mal drehen sich ihre Augen wieder nach vorn, und sie schnappt nach Luft. Ich spüre, dass ich es genauso mache. Habe ich überhaupt weitergeatmet, seit ich ihr den Puls gefühlt habe?

Er hämmert jetzt wie wild unter meinen Fingern, was mir die Beruhigung gibt, dass sie am Leben ist.

Aber am Leben bedeutet nicht automatisch in Ordnung.

Während sie mit weit offenem Mund Sauerstoff in ihre Lunge saugt, beginnt sie zu zittern und zu winseln und schlägt sich auf einzelne Körperstellen, als ob sie Gespenster jagt. Ich kann mich gerade noch unter einem schwingenden Arm wegducken und bekomme den anderen zu fassen, kurz bevor er gegen einen Zapfhahn prallt. Ich greife ihre Finger mit meinen und drücke sie zwischen meine Lippen.

»Mance, bitte ...«, stöhne ich. Ich gebe mir große Mühe, nach außen hin Ruhe zu bewahren, aber innerlich bin ich am Durchdrehen. Was *geschieht* da mit ihr?

Sie zuckt noch einmal, bevor sie unnatürlich still wird. »Ich ...« Ihre Kiefermuskeln spannen sich an, als ob ihr das Sprechen schwerfällt. »Ich bin gestorben, Silver.«

»Du ...« Mir kommt wieder in den Sinn, wie sich ihr Körper ohne Puls angefühlt hat, und ich drücke noch einmal leicht auf die Stelle

an ihrem Hals, nur um den beruhigenden Rhythmus zu fühlen, der die schlimmen Worte, die sie gerade gesagt hat, Lügen straft. Das ergibt doch alles keinen Sinn. Sie ist eindeutig nicht tot, denn sie liegt ja, an mich geschmiegt, hier in meinen Armen. Ich verliere sie nicht. Nicht heute.

Doch dann begreife ich, was sie gemeint haben muss, und mir bleibt die Luft weg. »Wer?«, krächze ich. »Welche von euch?«

Sie schluckt und flüstert dann mit gebrochener Stimme: »Heart.«

Es fühlt sich an, als würde mir mein eigenes Herz aus der Brust gerissen, als ich das höre. »Nein ...«

Erschöpft sinke ich gegen das Holzfass. *Erschüttert.*

Nicht Heart. Das darf nicht sein. Sie ist die liebenswerteste von allen. Sie schaut mich immer an, als könnte sie sehen, was in mir steckt, und hätte nicht den geringsten Zweifel an mir. Auch wenn ich diesem Blick nicht immer glaube, brauche ich ihn von Zeit zu Zeit. Die Vorstellung, ihn nicht mehr zu sehen, der Gedanke, dass es sie nicht mehr gibt, ist wie ein Stich ins Herz.

»Nein«, sage ich noch einmal lauter. Mance ist zu mir zurückgekommen. Ich will nicht akzeptieren, dass es mit Heart anders ist. »Wenn deine Tiere sterben, kannst du sie doch trotzdem weiter heraufbeschwören, richtig? Warum soll es mit ihr nicht genauso funktionieren? Glaubst du ... Kannst du sie immer noch heraufbeschwören?«

»Ich weiß nicht.«

»Willst du es versuchen?« Noch während ich sie ausspreche, erstickte ich fast an den Worten, denn ich habe schreckliche Angst davor, Gewissheit zu bekommen.

Bei dem Vorschlag wird sie kreidebleich, als fürchtete sie sich genauso sehr vor dem Ergebnis wie ich. Aber nach ein paar Sekunden wird ihr Blick verschwommen.

Und ... nichts passiert.

Es schnürt mir die Kehle zu.

Normalerweise vollzieht sich das Aufspalten bei ihr ziemlich schnell. Sie muss nur daran denken, und schon ist es geschehen, so, wie andere Menschen ihren Arm heben.

Aber eine volle Minute vergeht, und sie liegt nur da und schaut ins Leere.

Dann vergeht eine weitere Minute, eine der längsten meines Lebens.

Am Ende der dritten Minute sammeln sich Tränen in ihren Augenwinkeln, und ein gequältes Schluchzen windet sich aus meiner Brust.

Doch dann, kurz bevor mir der Schrei über die Lippen kommt, spaltet sich ihr Körper schließlich doch noch auf, und eine Version schält sich aus der anderen wie ein Nebel, der sich im Morgengrauen über einem See erhebt.

Und dann steht da Heart. Direkt vor uns.

Meine erste Reaktion ist Erleichterung. Sie ist so berauschend, dass mir schwindelig wird. Mir fällt eine Riesenlast von den Schultern, und Mance empfindet eindeutig genauso, denn auch sie lässt sich gegen das Fass sinken.

Doch dann sehe ich mir Heart genauer an und fühle mich, als hätte man mir von Neuem einen Schlag in die Magengrube versetzt.

Sie hat Dreck im Gesicht, der ihre Wangen verkrustet hat und durch den sich Tränenspuren ziehen. Das Haar trägt sie wie Mance in einem Pferdeschwanz, aber es sieht deutlich ungepflegter aus, und sie schüttelt es auch nicht gleich aus, wie sie es sonst immer tut. Auf ihren Lippen liegt kein Lächeln. Ihre Augen sind weit aufgerissen und leer.

Aber das Schlimmste ist, dass ihr ganzer Körper mit dunkelvioletten Blutergüssen übersät ist. Sie sehen aus wie ... Handabdrücke.

Einer zieht sich sogar um ihren Hals.

Langsam stehe ich vom Boden auf. Ich muss sie einfach anfassen, möchte ihren Schmerz lindern. Ich wünschte, ich könnte die Zeit zurückdrehen und sie aus der Notlage herausholen, aus der sie gerade gekommen ist.

»Ich dachte, wenn eine von euch verletzt wird, heilt es, sobald ihr wieder verschmelzt«, sage ich. Es klingt ein bisschen vorwurfsvoll.

»So ... war es auch«, flüstert Mance.

Und sie konnte früher auch immer ohne große Anstrengung heraufbeschwören. Aber was auch immer heute passiert ist, war stark genug, um Mances Magie zu *verändern*. Was mir keine besonders gute Nachricht zu sein scheint.

Heart macht den Mund auf und gleich wieder zu wie ein Fisch, als würde sie nach einer ihrer üblichen geistreichen Bemerkungen suchen, aber es will ihr einfach nicht gelingen. Ich trete zwei Schritte vor und strecke die Hand nach ihr aus. Doch ich habe kaum ihre Wange gestreift, da ist sie auch schon verschwunden, und ich stehe da mit einer Schicht Dreck auf den Fingerspitzen.

»Wir müssen gehen«, sagt Mance und ist bereits auf den Beinen und auf dem Weg zur Tür. »Jetzt gleich.«

Ich würde ihr gern sagen, dass sie Heart noch einmal rufen soll, damit ich sie richtig in den Arm nehmen kann. Dass sie erst mal ein bisschen durchatmen sollte, bevor sie davonestürmt. Denn vor allem braucht sie jetzt Trost. *Ich* brauche Trost. So viel Zeit muss doch sein. Aber ich beiße die Zähne zusammen und behalte meine Einwände für mich.

Hier spielt sich eindeutig etwas ab, das ich nicht verstehe. Und wenn sie wegmuss, dann ist es meine Aufgabe, mit ihr zu gehen. Was sie jetzt braucht, ist Unterstützung und keine Kritik. Also werde ich ihr genau die geben.

Doch in mir drin herrscht das totale Chaos.

Und bei Mance sieht es nicht viel besser aus. Stolpernd und schwankend zieht sie los, als müsste sie darum kämpfen, dass die Erinnerungen sie nicht überwältigen. Ich kann ihr nur folgen.

»Asset«, murmelt sie vor sich hin. »Ich brauche Asset. Wo ist sie?«

»In der Kommandozentrale?«, tippe ich. Da arbeitet sie jedenfalls sonst immer an ihren Plänen.

Mance dreht sich auf dem Absatz um und stürmt eine Treppe hinauf, dann einen Korridor entlang, bevor sie eine große vergoldete Tür praktisch einrennt.

Drinne herrscht ein heilloses Durcheinander. Die Wände sind mit Karten tapeziert, so vielen, dass man unmöglich noch erkennen kann, welche Farbe die Wand darunter hat. Und diese Karten sind vollgeschrieben, zur einen Hälfte mit dem Gekritzelt ihres Vaters und zur anderen mit Mances ordentlicherer Handschrift.

Ein Schreibtisch in der Mitte des Raums ist übersät mit Pergamenten, und über das alles hat sich Asset gebeugt. Sie späht gerade intensiv auf eine Weltkugel. Als wir durch die Tür stürzen, reißt sie den Kopf hoch. Eine Hand ist schon nach dem Messer an ihrer Hüfte ausgestreckt, doch als sie sieht, dass wir es sind, lässt sie es stecken.

Mit einem schnellen Blick hat sie in unseren Gesichtern gelesen.

»Sag mir ...«, fängt sie mit leiser Stimme an. Doch Mance hat sie schon zurückgerufen, noch bevor sie den Satz zu Ende gesprochen hat. Schnell erkenne ich auch den Grund, denn mitten auf dem Korridor erwacht plötzlich ein mir vertrauter Hengst zum Leben.

In Asset wohnen all die nützlichen Tiere. Die Schafe, die Hühner. Das Pferd.

Mance stürzt auf das Tier zu, und für eine Sekunde habe ich Angst, sie könnte ohne mich davonreiten. Aber als sie erst einmal aufsitzt, nimmt sie sich die Zeit, sich zurückzulehnen und eine Hand auszu-

strecken. Ihre Körperhaltung und ihr Gesichtsausdruck sind jetzt, da Asset mit von der Partie ist, gefasster, aber ich merke, dass sie immer noch aufgewühlt ist. Da ist es nicht gerade hilfreich, dass ihr Hengst die Nüstern bläht und mit den Hufen über den Teppich scharrt, als könnte er es kaum erwarten, zu einem Galopp anzusetzen.

Mit einem Seufzer der Erleichterung nehme ich ihre Hand und hieve mich hinauf, bevor ich mich hinter ihr niederlasse und die Arme um ihre Taille lege. Das weckt Erinnerungen an unsere gemeinsame Flucht auf ebendiesem Pferd zu einem Boot im Wald, wo wir, zusammengekuschelt in einer von Efeu umrankten Kajüte, die Nacht verbrachten. Ich ziehe sie fest an meine Brust und wünschte, wir wären auch jetzt wieder dorthin unterwegs. Sie stößt mich zwar nicht zurück, lehnt sich aber auch nicht an mich.

»Alles in Ordnung mit dir?«, flüstere ich ihr zu.

Sie schüttelt den Kopf, sagt aber nichts, deshalb dränge ich nicht weiter. Ich kann sehen, dass sie sich bemüht, die Fassung zu bewahren, und das möchte ich auf keinen Fall gefährden. Ich werde später für sie da sein, wenn sie hinter verschlossenen Türen zusammenbricht.

Jetzt packt Mance erst mal die Mähne des Pferdes, und es prescht los. Wir donnern die Stufen hinunter – was sich unglaublich gefährlich und unvernünftig anfühlt (und das von mir!) –, dann stürmen wir durch die Vordertüren des Palastes. Aufgescheuchte Wachen schreien auf und machen Anstalten, uns zu folgen, aber wir warten nicht auf sie. Wir brettern in halsbrecherischer Geschwindigkeit über das Kopfsteinpflaster, während der Lärm hinter uns allmählich abklingt.

Zuerst wirkt noch alles ganz normal. Die Häuser sind da, wo sie hingehören. Es ist ein sonniger, klarer Tag. Der Wind trägt sogar Gelächter zu uns herüber.

Aber es dauert nicht lange, da schwärmen neben uns Leute in Panik auf die Straßen hinaus. Je weiter wir kommen, desto größer wird die Menge, wie Rinnsale, die zu einem Fluss zusammenfließen und dann zu einem reißenden Strom. Es wird schwieriger, sich durch sie hindurchzudrängen, aber Mance treibt den Hengst energisch vorwärts.

Erst als wir an den Fuß der Felswand kommen, höre ich das Klagen und Jammern. Es schwillt immer stärker zu einem Chor tiefster Verzweiflung an, bei dem es mir eiskalt den Rücken runterläuft. Auf einmal bin ich mir gar nicht mehr so sicher, ob ich sehen möchte, was da bei der Felswand auf uns wartet. Was den Tod von Heart verursacht hat.

Dann machen wir eine Biegung, und da ist sie. Die Randzone.

Oder vielmehr ... das, was davon übrig ist.

Mance wimmert in meinen Armen, und mir entfährt ein Laut, der auch nicht weit davon entfernt ist, während ich zu begreifen versuche, was ich da sehe.

Nachdem ich fast ein Drittel meines Lebens hier verbracht habe, bin ich mit jedem einzelnen Baum vertraut, mit denen aus Glas ebenso wie mit den echten. Ich kenne den Standort von jeder noch so baufälligen, klapprigen Behausung, sogar von denen, die sich den Blicken entziehen.

Aber der Trümmerhaufen, für den ich das Ganze schon vorher gehalten habe, war noch gar nichts im Vergleich zu dem Anblick, der sich uns jetzt bietet. Die Häuser sind nicht nur in Stücke gerissen, sie sind halb im Dreck versunken, als würden sie langsam, aber sicher in einen Sumpf gezogen. Auch Bäume sind zugeschüttet und eigenartig verbogen. Alle Zeltstangen und Bänder der Aufräumaktion sind verschwunden.

Und ... auch die Menschen.

Und zwar *alle*.

Es fühlt sich unwirklich an. Bis Mance sich vom Pferd hinunter auf die Knie wirft und in ein so lautes Geschrei ausbricht wie alle anderen. Bevor ich sie daran hindern kann, wühlt sie schon in der Erde und ist nach kurzer Zeit mit Schlamm und Dreck überzogen. Ich strecke die Hand nach ihr aus, doch sie weicht schreiend nach hinten.

Denn aus dem Dreck schaut ein Gesicht. Das eines Mannes.

Eins mit offenen, aber blicklosen Augen.

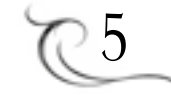
Während Mance zusammenbricht und schluchzend in die Erde greift, merke ich, dass ich den Mann kenne. Er war einer von den Leuten, an denen ich jeden Tag vorüberkam. Einer, der mir manchmal eine Scheibe Brot zusteckte, obwohl er sie eigentlich nicht entbehren konnte, weil ich aussah, als brauchte ich sie dringender. Und jetzt ist er ...

Ich falle auf die Knie und springe beinahe gleich schon wieder auf. Mir ist mit einem Mal der Gedanke gekommen, dass ich ja überhaupt nicht weiß, auf wie vielen Toten ich da womöglich knie.

Wie viele Menschen, die ich kenne, unter denen ich gelebt habe, da tot in der Erde unter mir liegen mögen.

»Was ist nur passiert?«, bringe ich krächzend heraus. »Wer kann denn so etwas tun?«

Mance schaut mich mit tränenüberströmten Wangen an, mit denen sie aussieht wie Heart, als ich sie das letzte Mal sah, und ich entdecke auch Hearts tiefe Verletzlichkeit in ihren Augen. »Ich weiß es nicht«, flüstert sie. Doch dann verhärtet sich ihr Blick, und Asset übernimmt, kalt und berechnend. »Aber du kannst dich darauf verlassen, dass ich es herausfinden werde.«



LIVID

Die Tiere, die meinem Ruf folgen, sind die Raubtiere.

Luchs. Wolf. Puma. Grizzly. Jaguar.

Sie gehören zu mir, und ich gehöre zu ihnen.

In den vergangenen Monaten waren sie meine einzige Gesellschaft. Wir durchstreifen diese Zelle gemeinsam. Wir kratzen an den Wänden, wir wehren uns gegen die Magie, die uns fesselt, auch wenn sich das Blut, aus dem Mara sie gewebt hat, abartig und glitschig anfühlt. Wir reißen jedes hübsche kleine Möbelstück auseinander, das Mance hier heruntergeschickt hat, um uns die Gefangenschaft *bequemer* zu machen. Und wenn dann nur noch Splitter, einzelne Nägel und Stofffetzen übrig sind, stellen wir das Ganze zur Schau. Als Zeichen, dass ein Ohrensessel uns nicht vergessen lässt, wie sie uns im Stich gelassen hat, und ein Hochglanz-Beistelltisch ihren Verrat nicht ungeschehen machen kann.

Anfangs hat sie daraufhin nur noch mehr geschickt.

Aber als dann die Zelle zum Bersten voll war mit den Auswirkungen unserer Zerstörungswut, hat sie damit aufgehört.

Was bedeutet, dass wir jetzt vollständig allein, vollständig ab-

geschrieben sind. Und wahrscheinlich auch vollständig vergessen. Und immer noch streifen wir herum, auf und ab in der Dunkelheit. Gefangen in einem Käfig aus zerbrochenen Dingen.

Heute Abend sind wir besonders nervös, denn über uns ist etwas im Gange. Wie immer haben wir keine Ahnung, was es sein könnte. Ich höre das hektische Stapfen vieler Stiefel und gedämpftes Rufen. Eine bedrohliche Unruhe verpestet die Luft.

Ich nehme ein zertrümmertes Stuhlbein und schleudere es mit einem Schrei an die Decke. Dann lausche ich auf irgendeine Reaktion, irgendein Anzeichen, dass mich überhaupt jemand gehört hat. Das Stapfen und das Geschrei lassen nicht nach. Dafür schwillt das Grollen meiner Gefährten an, bis es von den nackten Steinwänden widerhallt und die Geräusche von oben beinahe übertönt.

Ich versuche so angestrengt auszumachen, was da vor sich geht, dass mir gar nicht auffällt, wie jemand direkt vor mir steht.

Bis er etwas sagt.

»Soso. Sie hat sogar einen Teil von sich selbst weggesperrt.«

Ruckartig reiße ich den Kopf zu dem Sprecher hin, und genauso machen es sämtliche Tiere um mich herum. In meiner derzeitigen Stimmung bin ich bereit, mich auf jeden in Reichweite zu stürzen, selbst auf einen Freund, obwohl ich nicht glaube, dass ich ich so etwas besitze.

Aber die Person vor meinem Käfig ist kein Freund.

Es ist mein Vater.

Ich reagiere prompt. Mit einem glühend auflodernden Schock, gefolgt von überschäumendem Zorn.

Er läuft doch tatsächlich frei herum. Steht da ganz lässig vor mir, die Arme vor der Brust verschränkt, und schaut mich in aller Seelenruhe an.

Meine Tiere springen auf die Gitterstäbe zu, fauchen ihn an und fletschen die Zähne. Ohne Zögern schließe ich mich ihnen an und kralle meine Finger in den unsichtbaren, blutigen Schild.

Er lacht nur, ohne einen einzigen Kratzer, als unsere Angriffe von Maras Sperre abprallen.

»Ich glaube, diese Seite an dir gefällt mir«, erklärt er nachdenklich.

Meine Lippen verziehen sich verächtlich, und ich kratze noch wilder, als ich mir vorstelle, das hervorquellende Blut wäre sein Fleisch unter meinen Händen. Ich wünschte, ich könnte ihn so mühelos in Stücke reißen wie die Möbel. Ich will ihn leiden, *brennen* sehen.

Wenn ihm diese Seite von mir wirklich gefällt, dann hat er mich nie verstanden. Ja, er wollte immer meine Magie, wollte sie benutzen, aber nur, solange er sie kontrollieren konnte. Doch ich wollte mich ihm *niemals* unterwerfen.

Eher wäre ich gestorben.

Ganz plötzlich kommt mir die letzte Begegnung mit diesem Mann in den Sinn, als ich ihm die Perlenkette fest um seine Kehle gezogen habe. Der Moment, als ihm das selbstgefällige Gehabe verging und er zum ersten Mal echte Angst bekam. Als die ganze brutale Stärke, die er mir antrainiert hatte, sich gegen ihn selbst gerichtet hat. Ich war *so* nah dran. So nah dran, ihn zur Strecke zu bringen, ihm alles zu nehmen. Nicht nur seinen Titel, auch sein Leben und all seine Macht. Die hätte dann mir gehört.

Wenn mich Mance nicht davon abgehalten hätte.

Hinter ihm bewegt sich etwas. Das reißt mich aus meinen Erinnerungen, denn erst jetzt bemerke ich, dass mein Vater nicht allein ist. Eine Gestalt mit Kapuze verbirgt sich halb im Schatten.

»Ich bin etwas verwirrt«, zischt der Fremde. Die Stimme ist mir nicht vertraut. »Ist das nicht ...?«

»Nur ein Teil von ihr«, erklärt mein Vater geringschätzig. Dass er so einfach nebenbei unsere Geheimnisse ausplaudert, treibt mich zur Weißglut.

Der Fremde schaut über seine Schulter. »Schön ... über die Einzelheiten können Sie mich später noch informieren. Wir müssen gehen.«

Gehen?

»Was soll das werden?«, will ich wissen. »Du brichst aus?« Meine Stimme ist fast zu einem Knurren verzerrt, und das nicht nur, weil ich dieses Monster für alle Zeiten hinter Schloss und Riegel sehen möchte.

Ich bin neidisch.

Ich ersticke beinahe an meinem Zorn bei dem Gedanken, dass ihm bald die Sonne aufs Gesicht scheinen könnte, während ich gezwungen bin, hier im Schatten zu kauern.

Aber mein Vater scheint schon das Interesse an mir verloren zu haben. Statt auf meine Frage zu antworten, nickt er seinem Begleiter zu und macht sich auf den Weg an mir vorbei. Der geheimnisvolle Mann reiht sich hinter ihm ein wie ein Schatten, bereit, mich meinem Schicksal zu überlassen.

Ich gerate in Panik.

Meine Kehle zieht sich verzweifelt zusammen, und mir bricht der kalte Schweiß aus.

Will ich wirklich einfach zusehen, wie er hier völlig unbeschwert herausspaziert? Will ich wirklich alleine zurückbleiben?

Ich bohre meine Fingernägel in meine Handflächen.

Nein.

Niemals.

Ich muss ihn irgendwie dazu bewegen, mich hier rauszuholen.

Aber wie?

Mein Blick heftet sich an seinen Rücken, und meine Gedanken laufen auf Hochtouren, während die Tiere um mich herum ungeduldig werden.

Wenn mein Vater eines ist, dann pragmatisch. Und das um jeden Preis. Ich muss ihn also davon überzeugen, dass mir zur Flucht zu verhelfen in seinem eigenen Interesse wäre. Was natürlich nicht der Fall ist.

Aber im Gegensatz zu anderen Versionen von Mance bin ich mir nicht zu schade für eine Lüge.

»Auch wenn du es irgendwie aus deiner Zelle geschafft hast, wirst du niemals aus dem Verließ herauskommen!«, rufe ich ihm nach.

Mein Vater bleibt stehen. Dann schaut er über die Schulter zu mir zurück.

»Hören Sie nicht auf sie«, drängt ihn sein Begleiter. »Wir müssen los.«

»Die Tür ist durch Magie gesichert«, erkläre ich. »Sie öffnet sich nur befugtem Personal. Man kommt zwar rein, aber nicht wieder raus. Und bei jedem Versuch, sie zu öffnen, werden automatisch die Personen verständigt, die befugt sind, und die kommen dann gleich angelaufen.«

»Niemand besitzt eine solche Magie«, entgegnet die geheimnisvolle Gestalt.

»Sie kommt aus dem Grasland«, bluffe ich. »Erinnerst du dich, dass Sangua einen ganzen Haufen von ihren Diensthunden in die Alte Ruine geschickt hat, um zu sehen, mit welcher Magie sie wieder rauskommen? Nun ja, Azele hält die meisten dieser Fähigkeiten unter Verschluss, teilt sie aber mit ihren Bündnispartnern. Diese spezielle Magie war ein Geschenk von ihr. Und sie war ausdrücklich dazu gedacht, *dich* hinter Schloss und Riegel zu halten.«

Jetzt zögern doch beide und schauen sich an. Es funktioniert.

Ich unterdrücke meine Befriedigung, halte die Hand hoch und wedele mit den Fingern.

»Aber ich habe Mances Hände. Ich bin befugt. Ich könnte die Tür öffnen.«

Mein Vater macht einen Schritt auf mich zu und betrachtet forschend mein Gesicht.

»Und warum solltest du mir helfen freizukommen? Du hasst mich doch. Selbst wenn deine Tiere das nicht überdeutlich machen würden, kann ich es dir vom Gesicht ablesen.«

»Selbstverständlich hasse ich dich«, fauche ich ihn an. »Aber das Eingesperrtsein hasse ich noch mehr. Lass mich aus diesem Käfig raus, und ich befreie uns beide. Danach sind wir quitt und gehen getrennte Wege. Abgemacht?«

Er schüttelt langsam den Kopf. »Du wirst wieder mit Mancella verschmelzen, und dann weiß sie, wie ich entkommen bin. Und mit wem.«

Diese letzte Bemerkung überrascht mich, denn ich bin mir sicher, dass ich den Mann nicht kenne. Aber Mance anscheinend schon, wenn er Angst hat, sie könnte ihn identifizieren. Ich schaue noch mal auf den Fremden und stelle fest, dass er mich bereits ins Visier genommen hat.

Und als sich unsere Blicke treffen, habe ich für eine Sekunde das Gefühl, dass ich ihn *doch* kenne. In meiner Brust flammt so eine leise Ahnung auf, die die Tiere in meinem Rücken in Unruhe versetzt.

Aber nein. Seine Gesichtszüge sind mir kein bisschen vertraut.

Es ist nur der Zorn in seinem Blick, den ich allzu gut kenne.

Ich wende mich von ihm ab und spiele meinen Vorteil aus.

»Das werde ich nicht«, versichere ich meinem Vater. »Ich werde überhaupt nicht zu ihr gehen. Warum sollte ich? Sie würde mich

ja doch nur wieder wegsperren. Meinst du vielleicht, mir gefällt es hier?«

Er mustert mich genau.

»Steck deine Tiere weg«, sagt er schließlich.

Das mache ich, während mir das Herz bis zum Hals klopft. Ohne ihren Atem in meinem Nacken fühlt sich die Luft unendlich weit und leer an.

Dann geht mein Vater einen Schritt nach vorn und löst das Band, das Mara um den Eingang zu meinem Käfig gewebt hat. Ich beiße mir auf die Lippe, weil ich meiner Stimme nicht traue.

»Kann ich mir mal Ihren Dietrich ausborgen?«, fragt er den Fremden.

Die Augen noch immer auf mich gerichtet, tritt der Mann von einem Fuß auf den anderen. Hat er in meinem Blick etwas Vertrautes entdeckt, das bei ihm Zweifel weckt, ob ich wirklich herausgelassen werden sollte?

Aber bevor er eine Antwort geben kann, wird der Lärm von den Schritten über uns ohrenbetäubend, wie ein Regenguss, der in eine Sintflut ausartet. Was immer da oben los ist, es ist schlimmer geworden.

Und der Mann scheint den Grund dafür zu kennen.

Mit einem frustrierten Laut aus seiner Kehle entriegelt er meine Zellentür und schwingt sie weit auf.

Nichts hält mich mehr. Ich stürme hinaus, an ihm vorüber und den Korridor entlang.

»Du hast gesagt, du würdest uns auch rauslassen!«, brüllt mein Vater mir nach.

Und dann hetzen sie beide wie wild hinter mir her, von Vorsicht keine Spur mehr.

Die Tür ist natürlich nicht magisch verriegelt, aber das bedeutet

nicht, dass ich die beiden draußen haben möchte. Ich lasse meine Raubtiere wieder los, und sie verteilen sich fauchend und knurrend hinter mir über den Korridor.

Der Fremde zieht ein Schwert unter seinem Umhang hervor, und mein Vater holt aus seinem Hosenbein einen zersplitterten Pfahl, der verdächtig nach einem Tischbein aussieht. Mance und ihre verfluchten Gefälligkeiten.

Als ich bei der Tür ankomme, werfe ich mich dagegen, bis sie aufgeht, aber irgendwie haben sich die beiden Männer dicht an meine Fersen geheftet. Mein Vater rammt dem Jaguar seinen Pfahl seitlich gegen den Kopf, was dem Fremden Gelegenheit gibt, dem Tier die Kehle durchzuschneiden, bevor er herumwirbelt und gleich noch mit brutaler, grausiger Schlagkraft dem Wolf sein Schwert ins Herz stößt. Ich spüre, wie beide Tiere in mich zurückkehren. Das läuft rauer ab als normalerweise. Als hätten sie die Nachwirkungen ihrer Verletzungen im Gepäck. Wahrscheinlich, weil mir von dem, was ich da gerade miterlebt habe, schlecht geworden ist.

Aber für so etwas habe ich keine Zeit. Ich blinzele die Tränen der Wut über die Brutalität weg und schicke die Tiere gleich wieder hinaus. Gleichzeitig ducke ich mich durch die Tür und schlage sie hinter mir zu. Dann taste ich nach dem Schloss. Ich will die Männer zusammen mit allen meinen Tieren, mit all meinem Zorn wegsperrern und meinem Jaguar die Möglichkeit geben, sich umgehend zu rächen.

Doch gerade als ich den Riegel gefunden habe und ihn vorlegen will, schwingt die Tür noch einmal auf, und mein Vater streckt seinen Arm durch den Spalt. Ich lasse den Riegel los, damit ich mit beiden Händen gegen das Holz drücken kann. Einen Augenblick lang ringe ich mit meinem Vater, während meine Tiere ihn von hinten angreifen und ihrerseits von dem Fremden bedrängt werden.

Mein Vater setzt sich mit aller Kraft zur Wehr. Und hinter mir kommen die stapfenden Stiefel immer näher.

Ich beiße die Zähne zusammen und gebe mein Bestes. Aber was rohe Gewalt angeht, war mein Vater mir schon immer überlegen. Trotz meines Gegendrucks kommt die Tür immer weiter auf mich zu. Und dann schiebt auch der Fremde mit. Mir sinkt der Mut.

Ich schaffe es nicht.

Ich kann sie nicht hier festhalten.

Die Erkenntnis trifft mich wie ein Schlag in die Magengrube.

Wenn ich noch länger hierbleibe, werden wir *alle* gefasst. Aber ich werde *nicht* in diesen Käfig zurückgehen!

Mit einem frustrierten Schrei lasse ich die Tür los und laufe auf die Fenster im Korridor zu. Ohne einen Blick zurück reiße ich eins davon auf, hocke mich in den Rahmen und springe auf den Rasen hinunter.

Ich zucke zusammen, als ich spüre, wie meine Grizzlybärin zu mir zurückkehrt. Das bedeutet, sie haben sie am Ende doch erwischt. Und wieder ist mir, als hätten sie *mir* die Wunden zugefügt. Mit jeder Minute, die vergeht, stürmen nacheinander der Rotluchs, der Jaguar, der Puma und der Wolf mit voller Wucht auf mich ein, bis ich mich ausgelaugt und innerlich zerrissen fühle. Es macht mich ganz krank, wie erbarmungslos die Tiere abgeschlachtet wurden. Ich hoffe, es waren die Wachleute, die das getan haben. Ich hoffe, sie haben meinen Vater und den Fremden geschnappt und gleich wieder zurück in den Kerker gebracht.

Aber wie kann ich da sicher sein?

Große Hoffnung habe ich nicht.

Ich flüchte mich in das Heckenlabyrinth und biege ein paarmal scharf ab, um zwischen den dichten Blättern Schutz zu finden. Falls sie mir folgen sollten, werde ich mit Sicherheit schneller als sie den Weg nach draußen finden.

Mir schlägt das Herz bis zum Hals, und mein Atem kommt in kurzen Schüben.

Aber sonst höre ich nichts.

Die Nacht ist still.

Was bedeutet, niemand ist mir auf den Fersen.

Ich kauere mich vor die Büsche, um einen Moment lang zu verschlafen. Versuche, meine nächsten Schritte zu planen, während sich meine Raubtiere unruhig unter meiner Haut regen.

Ich muss mir überlegen, wie ich vom Gelände komme. Das ist erst mal das Wichtigste.

Die meisten Leute wissen nicht, dass Mance sich aufspalten kann, aber falls mir jemand begegnet, der es doch weiß, muss ich so tun, als wäre ich ein Teil, von dem keine Gefahr ausgeht.

Ich schaue an meinen Kleidern herunter. Sie sind zerknautscht und schmutzig, also kann ich mich nicht als Poise ausgeben. Und ich habe nichts, mit dem ich mir die Haare hochbinden könnte, was auch Mance und Asset ausschließt.

Bleibt nur noch Heart.

Ich fahre mir mit den Fingern durch die Haare und setze ein Lächeln auf.

Das fühlt sich nicht richtig an.

Am besten, ich halte den Kopf gesenkt.

Stöhnend lehne ich mich gegen die Hecke und schaue zum Mond hinauf, den ich schon so lange nicht mehr gesehen habe. Dann atme ich tief die schwere Nachtluft ein. Ich verschlinge förmlich den Duft der Blumen, weide mich an der Brise auf meiner Haut.

Tatsächlich, ich kann lächeln.

Ich kann lächeln, weil ich endlich frei bin.

Hoherhobenen Hauptes spaziere ich aus dem Labyrinth und geradewegs durch das Haupttor.

Niemand hält mich auf. Mir begegnen ein paar unsichere Blicke, vermutlich von Menschen, die Mance an einem anderen Ort vermuten, aber als ich ihnen in die Augen schaue, grüßen sich mich mit einem respektvollen Nicken. Eine kurzzeitige Verunsicherung ist nicht Grund genug, um an einer Prima zu zweifeln.

Und das bin ich nun mal hier draußen.

Die Regentin.

Mein Lächeln wird breiter, als ich in die Nacht eintauche.

6



SILVER

Nicht zum ersten Mal stehe ich in den Ruinen meines Zuhauses. Das flaue Gefühl im Magen, die Verwüstung, das ist mir alles vertraut.

»Irgendwie fühlt es sich an, als hätten wir es gerade erst wieder aufgebaut, findest du nicht auch?«, fragt Rooftop, als hätte er meine Gedanken gelesen.

Ich schaue zu ihm hinüber.

Er wohnt schon seit Monaten nicht mehr mit mir hier, und ich stelle erschrocken fest, dass er inzwischen fehl am Platz wirkt. Seine Kleidung ist aus gutem Material, sauber und gebügelt. Sie sieht nicht mehr aus, als wäre sie von überallher zusammengesucht. Die Stiefel sind blank geputzt. Aber nicht nur das, sein Blick ist nicht mehr leer, und er macht auch nicht den Eindruck, als hätte er seit Wochen nichts Anständiges mehr zu essen bekommen. Er ist jetzt ein ganz normaler Stadtbewohner mit einem festen Job in der Palastküche und einem normalen Leben.

Das freut mich.

Es freut mich, dass er bekommen hat, was er wollte und was so gut zu ihm passt, aber ich freue mich vor allem, dass ihn dieses neue

Leben nicht davon abgehalten hat, mir jetzt in meiner Not beizustehen.

Schon wieder.

Denn er hat recht. Es ist tatsächlich noch nicht lange her, dass wir diese Behausung wieder aufgebaut haben, nachdem Mances Vetter sie mit einer magischen Explosion in die Luft gesprengt hatte.

Damals war es irgendwie auch ein bisschen meine Schuld gewesen. Schließlich hatte ich für den Kerl gearbeitet. Er wäre gar nicht erst in die Nähe meines Zuhauses gekommen, wenn ich ihm nicht dabei geholfen hätte, das Mädchen zu hintergehen, in das ich mich verliebt hatte.

Diesmal allerdings fühle ich mich hilflos. Ich weiß nicht mal, wen ich verantwortlich machen kann. Mance hat von einem Mädchen mit weißen Haaren gesprochen, aber obwohl ich so gut wie alle hier in der Nachbarschaft kenne, fällt mir zu dieser Beschreibung niemand ein.

Mance hat auch die Schriftrolle erwähnt, die mit Namen beschrieben gewesen war. Aber als wir sie endlich gefunden und ausgegraben hatten, stand nichts drauf. Noch mehr Magie. Noch mehr Unglück. Noch mehr Tod.

Das wird allmählich ein bisschen zu sehr zur Gewohnheit.

Und das ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, als etwas frischer Wind an diesen Ort kam. Und er sich verbessern konnte.

So wie ich.

Der Wind bringt einen leichten Nieselregen mit. Das lässt mich wehmütig an die Nächte zurückdenken, in denen Rooftop, Vie und ich uns hier bei Gewittern zusammengekauert haben, kaum geschützt von unserem klapprigen Unterschlupf und mit der bangen Frage, ob es mit unserem Zuhause jetzt womöglich endgültig vorbei sein würde.

Während des Unwetters teilten wir uns immer eine Decke und das Essen, das wir uns tagsüber zusammengesucht oder gestohlen hatten, und zündeten eine Kerze an. Und solange diese Kerze brannte, hatten wir das Gefühl, wir würden alle unbeschadet davonkommen. Selbst an diesem trostlosen Ort.

Meine Freunde sind nach der Explosion nicht hiergeblieben, und ich kann es ihnen nicht verübeln. Sie schlafen auf jeden Fall besser ohne ständig auf der Hut sein zu müssen.

Ich dagegen habe die letzten Monate weiter hier verbracht, weil ich nicht das Gefühl hatte, irgendwo anders hinzupassen.

Jetzt allerdings ...

Jetzt *weiß* ich, dass ich irgendwo anders gebraucht werde.

Denn als ich gestern Mance in meinen Armen gehalten und keinen Puls gefühlt habe, hat mich eine Hilflosigkeit gepackt, wie ich sie noch nie empfunden hatte. Und mir wurde bewusst, dass sie inzwischen mein Anker geworden ist, meine sanft leuchtende Flamme mitten im Unwetter. Ihre Mitternachtsaugen sind mein Kerzenlicht. Und während ich in den Überresten meines zerstörten Zuhauses stehe, erfüllt mich eine Gewissheit. Ich muss etwas erledigen.

»Es gefällt mir nicht, wenn du so ein Gesicht machst«, sagt Rooftop, nachdem er mich eingehend durch die widerspenstigen Locken, die ihm immer in die Augen fallen, angesehen hat. »Für gewöhnlich machst du danach etwas absolut Unvernünftiges.«

Ich stoße ein ironisches Lachen aus. »Ja. Kann sein.«

»Woran denkst du?«

»Ich denke, ich werde Mance sagen, dass ich sie liebe«, erkläre ich.

Die Einsicht versetzt mir selbst einen Schock, während ich sie ausspreche, aber es fühlt sich richtig an. Ich bin mir ja schon eine ganze Weile über meine Gefühle im Klaren. Es war nur bisher schwer, sie in Worte zu fassen. Ich meine, sie ist schließlich die Prima, und ich

bin ein Niemand. Anders als Rooftop gehöre ich hierher zwischen die Glasscherben und den Dreck. Aber jetzt weiß ich, dass ich auch zu ihr gehöre. An ihre Seite.

In den vergangenen Monaten hat sie sich bemüht, ihre vielen Pflichten als Prima alleine zu bewältigen, statt sich auf mich zu stützen. Ich muss ihr zeigen, dass sie nicht alleine ist, dass wir das gemeinsam durchstehen. Dass ich sie immer auffangen werde.

Ich weiß allerdings nicht, ob es der richtige Zeitpunkt für solche Worte ist. Als wir uns verabschiedet haben, war sie ziemlich erledigt. Aber ich kann für sie da sein, ihr zu verstehen geben, dass ich sie liebe, bis die Zeit dafür reif ist, es auszusprechen. Und wann das sein wird ... das merke ich dann schon.

Rooftop schenkt mir ein schiefes Lächeln. »Also diese Art von Unvernunft kann ich guten Gewissens unterstützen. Worauf wartest du? Geh schon zu ihr.«

Und es ist tatsächlich so einfach. Alles andere ist jetzt erst mal nicht wichtig. Ich muss mir nicht überlegen, was ich mit dem Rest meines Lebens anfangen soll. Ich kenne den einen Platz, an den ich gehöre. Und der ist an ihrer Seite.

Denn nach allem, was Mance und ich schon zusammen durchgemacht haben ... was könnte da jetzt noch zwischen uns kommen?



POISE

Primus Reltas will uns heute einen Heiratsantrag machen.

In dem ganzen Chaos haben wir das beinahe vergessen. Seit wir aus der Randzone zurück sind, hat sich Mance in ihr Zimmer verkrochen und macht auch jetzt keine Anstalten, es wieder zu verlassen. Deshalb schickt sie *mich* los, um die Dinge zu regeln.

Auf der anderen Seite des Zimmers nehme ich Gestalt an, und sie blinzelt vom Bett aus zu mir rüber. Ihre wilde, unfrisierte Haarmähne umrahmt bleiche Wangen und trübe, blutunterlaufene Augen.

Na, das herzurichten, wird wohl eine Weile dauern, denke ich nüchtern. Ohne ein Wort drehe ich ihr den Rücken zu und ziehe mir den Schminktisch heran. Während sie sich wieder unter der Decke verkriecht, mache ich mich an die Arbeit.

Als ich eine Stunde später aus dem Zimmer eile, ist mein Haar zu einem eleganten Knoten frisiert, und ich trage ein figurumschmeichelndes Seidenkleid sowie mehrere Schichten Make-up, um die Ringe unter den Augen zu verdecken, die Mance mir mit ihrem unruhigen Schlaf eingebrockt hat.

Mit ungewöhnlich steifen Bewegungen streiche ich eine Falte in meinem Oberteil glatt.

Die meiste Zeit bin ich stolz darauf, das Aushängeschild unseres verrückten kleinen Teams zu sein. Schließlich ist es nicht so einfach, alles mühelos aussehen zu lassen. Ich verstehe es meisterhaft, den richtigen Ton zu treffen, das zur Situation passende Gesicht zu machen und dabei immer auszusehen wie aus dem Ei gepellt. Das ist keine Eitelkeit, es ist eine Überlebensstrategie. Es ist die Kunst, anderen das Gefühl zu geben, ich hätte alles im Griff und sie könnten mir vertrauen und sich mit mir verbünden.

Aber heute ist mir der Stolz irgendwie abhandengekommen.

Ich war nicht bei Mance, als Heart starb. Ich sprach vor einigen Würdenträgern aus dem Küstenreich. Doch Mance wollte unbedingt noch einmal mit mir verschmelzen, bevor sie mich auf diesen Einsatz schickte, damit ich wusste, was vorgefallen war. Damit ich genug nützliches Hintergrundwissen hatte. Sie hat es wohl gut gemeint.

Aber ... was sie mir da zugemutet hat, ist für mich kein nützliches Hintergrundwissen.

Ich finde es überhaupt nicht hilfreich.

Es fühlt sich an, als hätte mir jemand grausige, traumatisierende Erinnerungen in den Kopf gepflanzt und mich dann aufgefordert, lächelnd unter die Leute zu gehen.

Also schön, ich lächele. Als ich mich dem Thronsaal nähere, ist mein Gesichtsausdruck entspannt und vorbildlich. Mein Gang ist anmutig, und meine Haare sind noch kunstvoller frisiert als üblich. Und falls es hinter meiner Maske turbulent zugeht – falls ich mir wünschte, ich wäre diejenige, die da im Bett liegt –, wird es nie jemand erfahren. Wir haben alle unterschiedliche Talente, und was ich am besten kann, ist, mich zu verstellen.

Also werde ich genau das jetzt auch tun.

Ich ziehe die Türen zum Thronsaal weit auf und gehe hindurch, als würde ich einen Spaziergang im Garten machen, vollkommen sorglos und mit schwungvoll flatternden Röcken.

Als mein Vater regierte, hatte er einen reich verzierten, riesigen Thron, der aussah, als bestünde er aus gewundenen Glasdornen. Man musste kerzengerade darauf sitzen, sonst wurde man aufgespießt.

Mein Thron ist schlichter. Er ist aus Stein, in den Blumen gemeißelt sind. Die glänzenden Gravuren werden mich nicht durchbohren, wenn ich mich nach hinten lehne.

Aber mein Rücken ist trotzdem kerzengerade.

In meinem Innern drehen meine Tiere – die Vögel – gerade durch, in einem hektischen Rhythmus schlagen sie wild mit den Flügeln.

Weil ich noch immer nicht dazugekommen bin, Silver von dieser Sache zu erzählen. Und wir haben uns auch keinen richtigen Plan überlegt. Diese beiden Tatsachen bereiten mir Bauchschmerzen.

Aber erst als ich mich hingesetzt, die Hände sittsam im Schoß gefaltet und meine Röcke kunstvoll um meine Füße drapiert habe, erlaube ich mir, in der Stille meines Thronsaals ein paarmal tief durchzuatmen, um mich zu wappnen für das, was bevorsteht.

Ich schaffe das. Ich muss.

Nur allzu bald schwingen die Türen auf, und ein Diener meldet die Ankunft von Primus Reltas aus dem Waldreich.

Ich bleibe sitzen, wie es üblich ist, und beobachte, wie er sich mir nähert. Mit erhöhter Wachsamkeit mustere ich den Mann, der sein Leben mit mir verbringen möchte.

Offen gestanden ist er ... nicht so, wie ich erwartet habe.

Primus Gore, den vorherigen Primus des Waldreiches, habe ich als stämmig, bärtig und schroff in Erinnerung. Im Gegensatz dazu ist der junge Mann, der da auf meinen Thron zuschreitet, drahtig

und glatt rasiert. Statt gelbbraune hat er rabenschwarze Haare. Und statt der eingeschüchterten Miene eines geprügelten Mannes hat dieser Junge einen seltsam durchdringenden Blick.

Er begutachtet mich ungeniert, als wäre ich diejenige, die hier ergründet werden muss. Ich spüre, wie er meine Kleiderwahl, meine Körperhaltung, meinen Gesichtsausdruck ganz genau unter die Lupe nimmt.

Also mache ich es ebenso, allerdings etwas unauffälliger. Ich registriere sein maßgeschneidertes, grün schimmerndes Wams, seinen steifen Gang, seine offene Miene. Ein bisschen kommt er mir bekannt vor, aber ich kann nicht sagen, wieso. Wahrscheinlich habe ich ihn auf irgendeinem Bankett gesehen.

Als er vor meinem Thron angekommen ist, verbeugt er sich mit einer fließenden, einstudiert wirkenden Geste. Ich neige den Kopf. »Willkommen«, sage ich.

Er richtet sich auf und findet schnell wieder den Blickkontakt. »Bin ich das?«

Obwohl er die Frage in freundlichem Ton gestellt hat, bleiben seine Schultern angespannt, und mir kommt auf einmal der Gedanke, dass er ja vielleicht nervös ist. Schließlich hat er Heiratsabsichten. Er muss lange darüber nachgedacht und sich gefragt haben, wie das Leben mit einer Fremden wohl sein würde – so, wie ich es getan habe.

Mein Lächeln wird etwas milder. »Selbstverständlich«, sage ich vorsichtig. »Auch wenn ich mich bei unserem ersten Zusammentreffen weder in die eine noch in die andere Richtung festlegen möchte, bin ich sehr gespannt auf Ihren ausführlichen Antrag und darauf, inwieweit er Ihrer Ansicht nach unseren beiden Ländern nutzen könnte. Und ganz gleich, wie es ausgeht, ich fühle mich auf jeden Fall geehrt von Ihrer Anfrage.«

Ich habe erwartet, dass er nach meiner Erklärung noch mehr auf der Hut ist, aber zu meiner Überraschung entspannt er sich, als würde das, wogegen er sich gewappnet hat, keine Gefahr mehr darstellen. Womöglich ist er genauso wenig darauf erpicht, ernst zu machen, wie ich, und meine Hinhaltetaktik kommt ihm gerade recht. Die Anspannung lässt auch bei mir merklich nach, und die Vögel in mir beruhigen sich und gurren friedlich. Es läuft doch alles sehr gut.

Reltas zupft sich am Ärmel. Er wirkt jetzt deutlich selbstbewusster. »Eigentlich«, bemerkt er, »gibt es gar nichts zu besprechen. Sie werden *auf jeden Fall* meine Braut.«

Ich brauche ein paar Sekunden, um seine Worte zu begreifen. Als es so weit ist, spannen sich meine Gesichtszüge an, und ich spüre, wie meine Vögel aufgescheucht an mir picken. In betont höflichem Ton sage ich: »Sie schmeicheln mir. Aber müssen nicht zuerst noch Gespräche geführt, gegenseitige formelle Garantien abgegeben werden, bevor ich diesen Titel verdient habe?«

»Nein«, entgegnet er ganz sachlich. »Das ist nicht nötig.«

Ich bohre meine Fingernägel so verstohlen in die Armlehnen meines Throns, dass er es nicht mitbekommt. »Nach unserem Abkommen«, mache ich geltend und bin stolz, dass ich immer noch freundlich klinge, »sind Sie doch zumindest verpflichtet, mein Siegel auf einer offiziellen Verlobungsvereinbarung einzuholen, nicht wahr?«

Aber er schaut mich kaum an, als wäre er mit seinen Gedanken schon viel weiter. »Ihr Siegel?«, fragt er. »Nein. Es müsste Merods Unterschrift sein, wenn wir es genau nehmen. Sie mögen ja inzwischen rangmäßig über ihm stehen, aber nach dem Abkommen, auf das Sie sich gerade bezogen haben, hat er eine winzige, wenn auch entscheidende Kontrolle über Sie behalten, und das ...« Hier hält

er einen Ring hoch. »... ist die Freiheit, über Ihre Eheschließung zu entscheiden.«

Seine Worte sind wie eine Ohrfeige, und die Vögel in mir machen ihrem Ärger in einem Schwall von flatternden Flügeln Luft, die meine Kehle hochsteigen, während ich mich nur mit Mühe davon abhalten kann, geschockt nach hinten zu taumeln. Zuerst bringe ich durch die Federn hindurch kein Wort heraus. Ich erlaube mir einen kurzen Moment der Stille, um mich zu sammeln und mir die ungeheure Dreistigkeit bewusst zu machen, mit der er mir das so einfach ins Gesicht gesagt hat.

Auf was er anspielt, ist ein kurzer und selten in Anspruch genommener Abschnitt des Abkommens, der vermutlich aus einer älteren Version übernommen wurde. Er besagt, dass jeder Thronfolger, der in der Alten Ruine war, das Recht hat, über die Eheschließungen seiner Nachkommen zu bestimmen. Damit sollte aus politischen Gründen arrangierten Ehen Rechtmäßigkeit verliehen werden. Niemand wollte, dass sein Bündnis womöglich durch einen eigensinnigen Teenager, der mit einem Stallburschen durchbrannte, in Gefahr geriet. Die versprochene Tochter oder der versprochene Sohn sollte am Ende auch geliefert werden. Im Normalfall bedeutet diese Klausel nur, dass der regierende Primus beziehungsweise die regierende Prima befugt ist, für ihre Kinder Ehen auszuhandeln.

Aber *im Normalfall* hat ein Primus oder eine Prima auch keinen noch lebenden, von der Alten Ruine bevollmächtigten Elternteil, sonst würde er oder sie ja noch gar nicht regieren.

Na schön, er hat mich mit einer Formalität ausgetrickst. Aber wenn er meint, er könnte so mir nichts, dir nichts in *meinen* Thronsaal spazieren und kaltschnäuzig über meinen Kopf hinweg Tatsachen schaffen, dann wird er sich wundern.

»Sie wollen also mit meinem Vater sprechen?«, frage ich. Er hat

schon den Mund auf, um zu antworten, aber ich falle ihm, entschlossen und deutlich, ins Wort, immer noch mit förmlicher Höflichkeit. »Leider ist er außerstande, Sie zu empfangen – und das wird auch auf unbestimmte Zeit so bleiben. Denn Sie müssen wissen, dass er zurzeit auf meinen Befehl hin in meinem Kerker eingesperrt ist. Deshalb schlage ich vor, dass Sie direkt mit *mir* über alle ...«

Reltas lacht.

Er *lacht* doch tatsächlich, und ich halte mitten im Satz fassungslos inne, während meine Vögel verwirrt in meinem Magen ihre Kreise ziehen.

»Im Kerker, ja?«, fragt er grinsend. »Wann haben Sie denn das letzte Mal nachgesehen?«

Bevor ich mir auch nur annähernd einen Reim auf das machen kann, was er da gesagt hat, zieht er ein Dokument aus seinem Mantel und faltet es auseinander.

Es ist ...

Eine offizielle Verlobungsvereinbarung.

Mit der Unterschrift meines Vaters.

Jetzt sind die Vögel völlig außer Rand und Band, und meine Ohren dröhnen von ihrem Krächzen und Schreien. Nach außen hin bin ich allerdings gefasst. Ich kann den Blick nicht von dem Dokument abwenden, als würde es, wenn ich es nur lange genug anstarre, irgendwann einen Sinn ergeben.

Wie konnte das passieren? *Wann* ist es passiert?

Reltas scheint sich über meine Unfähigkeit, etwas zu erwidern, zu amüsieren, sein Grinsen wird breiter und sein Tonfall herablassend. »Für ihn war es die perfekte Gelegenheit«, berichtet er mir, während er den Ring von Finger zu Finger wandern lässt. »Freiheit im Tausch gegen die Tochter, die ihn entmachtete hat? Kein großer Verlust.« Als der Ring an seinem kleinen Finger angekommen ist, befördert er ihn

mit dem Daumen in meinen Schoß. Ich starre darauf, als hätte er mir eine Handvoll Schlamm auf den Rock geworfen. »Tut mir sehr leid, dass ich nicht die Zeit hatte, Sie ordnungsgemäß zu umwerben, meine Liebe, aber wir haben ja noch den Rest unseres Lebens, um uns besser kennenzulernen. Ich gebe Ihnen Bescheid, wenn die Hochzeitsvorbereitungen abgeschlossen sind.«

Und dann wendet er sich, ohne weitere Diskussion, zum Gehen.

Hastig stehe ich auf, und der Ring fällt klappernd zu Boden, während ich eins und eins zusammenzähle. »Der brutale Überfall auf die Randzone«, platzt es aus mir heraus. »Waren Sie das? Ihre Magie? War das alles nur ein Ablenkungsmanöver, *um in mein Gefängnis einzubrechen und meinen Gefangenen zu befreien?*« Die Vorstellung raubt mir den Atem.

Reltas schnippt mit den Fingern und dreht sich noch einmal um, als wäre es ihm gerade erst wieder eingefallen. »Ach ja. Genau so war es. Wie fanden Sie es?«

Zwischen all den Flügeln spüre ich jetzt auch Krallen. Sie kratzen an meinem innersten Kern. Hinter meinen geschminkten Lippen beiße ich die Zähne zusammen. »Sie haben Dutzende von Menschen getötet. Wissen Sie das? Siebenundvierzig, um genau zu sein. Und das alles nur zur *Ablenkung?*«

Für einen Moment huscht so kurz ein Ausdruck über sein Gesicht, dass ich ihn nicht deuten kann. Dann verhärtet sich sein Blick, und er macht einen Schritt zu mir zurück. »Siebenundvierzig, sagen Sie? Gar nicht schlecht für den Anfang. Aber damit sind wir noch lange nicht quitt.« Das sagt er ganz lässig, aber in seine Stimme hat sich eine plötzliche Kälte geschlichen, die mir einen Schauer über den Rücken jagt.

»Was soll das heißen?«

Mit verschlossener Miene nähert er sich langsam wieder dem Thron.

»Wissen Sie, wie meine Magie funktioniert?«, fragt er, anscheinend ohne eine Antwort zu erwarten. »Die Gliedmaßen, die ich wieder auferstehen lasse, können nur von echten Menschen stammen. Menschen, die in einem bestimmten Umkreis von der Stelle gestorben sind, an der die Schriftrolle vergraben liegt.« Er beugt sich vor, die Unterlippe zu einem verächtlichen Grinsen verzerrt, und sein Gesicht ist meinem jetzt unangenehm nah. »Ich habe zweihundertsechszwanzig Namen auf die Schriftrolle geschrieben, die an dem Ort vergraben wurde, den Sie die Randzone nennen. Zweihundertsechszwanzig Namen von Bewohnern *meines* Reiches, die auf diesem Feld gestorben sind, auf Befehl *Ihres* Vaters. Und selbst diese Zahl ist nur ein Bruchteil derer, die wir verloren haben. Ein Schlachtfeld von vielen. Sie regen sich über siebenundvierzig auf? Wir haben Tausende verloren. Und ich kenne *alle* ihre Namen. Ich kann sie nicht vergessen. Jedes Mal, wenn ich von einem neuen erfahre, gräbt er sich in mein Gehirn ein und wartet darauf, dass er aufgerufen wird. Dass er sich meinem Rachefeldzug anschließen kann.«

Mir dreht sich der Magen um, doch da Heart gerade nicht bei mir ist, kann ich die Trauer nicht spüren, die sie später sicher empfinden wird. Ich habe eher ein Gefühl von Leere, als wäre da eine Mauer, die ich nicht überwinden kann.

Ich schlucke einmal kräftig und öffne den Mund, um dennoch mein Beileid auszusprechen. Um ihn diplomatisch daran zu erinnern, dass ich nicht für die Taten meines Vaters verantwortlich bin, und zum Ausdruck zu bringen, wie viel Schmerz der Krieg auch mir bereitet hat. Und um anklingen zu lassen, dass wir gemeinsam eine neue Zeit beginnen können, in der wir Streitigkeiten abseits des Schlachtfelds lösen.

Doch als sich sein harter, hasserfüllter Blick auf mich richtet, ist mein Mitgefühl schlagartig verflogen.

»Aber warum ihn dann befreien?« Ich halte seinem Blick stand, damit mir seine Reaktion nicht entgeht. »Und warum mich in eine Ehe zwingen? Es ist doch offensichtlich, dass Sie uns beide verachten, dass Sie für niemanden in diesem Land etwas übrighaben. Das ist kein Bündnis. Was soll es also dann sein?«

Er zieht am Kragen seines Wamses, als hätte er bereits das Interesse verloren. Der Zorn, dem er gerade Luft gemacht hat, ist entweder verraucht oder wieder unterdrückt. »Darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen. Was kümmert es Sie, was diese Ehe für mich bedeutet? Sie müssen nur wissen, dass Sie ihr nicht entgehen können. Das Wort Ihres Vaters ist verbindlich. Wenn Sie es brechen, dann kündigen Sie damit das gesamte Abkommen auf. Es würde einen Krieg auslösen. Nicht nur mit meinem Reich, sondern nach den Bedingungen, die jeder von uns unterzeichnet hat, auch mit allen anderen. Und falls Sie eine weitere Veranlassung brauchen, dann liefere ich Ihnen die gern.« Er schaut mich über die Schulter hinweg mit abweisender Miene an. »Wissen Sie noch, welches Buch Ihr Vater in seinem Besitz hatte, als ich ihn befreit habe? Einen Band Ihrer Bevölkerungslisten?«

Ich nicke zögernd, während mich das kalte Grauen packt.

Er wirft mir ein freudloses Lächeln zu. »Dafür wollte ich Ihnen danken. Ein sehr hilfreicher, gut aufgebauter Wälzer. Wie Sie sich vielleicht erinnern, enthält er auch ein Register der Todesfälle, bis hin zum Ort des Ablebens.«

Ich spüre, wie mir das Blut aus dem Gesicht weicht, als mir klar wird, was er da sagt.

Und er macht es auch noch einmal deutlich. »Ich habe mich ein bisschen schlaugemacht. Kenne jetzt Ihre Toten so gut wie meine eigenen. Und ich könnte, wenn ich wollte, Ihr gesamtes Reich in Schutt und Asche legen.« Er wirft mir einen letzten Blick zu, bevor

er sich abwendet. »Es wäre mir ein großes Vergnügen, wenn Sie mir einen Anlass dazu gäben.«

Er zieht sich in Richtung Tür zurück. Mit mir ist er fertig.

Und ich spüre, dass meine Fassung Risse bekommt.

Ich kann ihn nicht einfach gehen lassen. Ich bin nicht klug wie Asset. Ich kann ihn nicht auf der Gefühlsebene erreichen, wie Heart es könnte. Aber ich weiß, dass dieses Gespräch nicht damit enden darf, dass ich so vollständig in der Falle sitze.

Wenn ich einen Krieg verhindern und mein Volk vor einem Schicksal bewahren will, wie es die Menschen in der Randzone erlitten haben, dann muss ich seinem Vorhaben die gesetzliche Grundlage entziehen. Ich muss meinen Vater aufspüren und ihn dazu bringen, sein Versprechen zurückzunehmen. Neu verhandeln. *Irgendetwas* tun.

»Wo ist mein Vater jetzt?«, rufe ich ihm nach.

Reltas dreht sich träge um, bewegt sich aber, mit einem unbeteiligten Grinsen, weiter zur Tür. »Mein zukünftiger Schwiegervater? Er macht es sich natürlich bei mir zu Hause bequem.«

Ich falte die Hände und schlucke, froh, dass ich jetzt zumindest weiß, wo mein Vater sich aufhält. Ich hätte keine große Lust gehabt, ihm hinterherzujagen. »In dem Fall«, erkläre ich mit nachdenklicher, aber wieder fester Stimme, »halte ich es für sinnvoll, mich noch *vor* dem Hochzeitstag in meiner zukünftigen Heimat blicken zu lassen, meinen Sie nicht auch? Würde es Ihnen passen, mich, sagen wir ... morgen zu empfangen?«

Reltas breitet gleichgültig die Arme aus. »Selbstverständlich«, antwortet er. »Als meine Braut sind Sie jederzeit willkommen.« Ich stoße einen leisen Seufzer aus, doch er ist noch nicht fertig. Mit hochgezogener Augenbraue fährt er fort: »Aber *sind* Sie auch meine Braut? Wenn es so ist, würde ich das gern aus Ihrem Mund hören.«

Meine Haut kribbelt bei seinem vergnügten Tonfall. Wie sehr er es genießt, mich zu erniedrigen!

Aber ich habe keine Wahl. Ich *muss* zu meinem Vater, und das wird nur gelingen, wenn ich das Spiel mitspiele. Vorläufig.

Dennoch bleibt mir die Antwort schmerzhaft in der Kehle stecken, und ich brauche eine Minute, bis ich sie über die Lippen gebracht habe. »Ja«, sage ich am Ende, und es hört sich an wie ein Zischen.

Sein Lächeln wird finster, und er verschränkt die Arme vor seiner Brust. »Dann stecken Sie den Ring an«, fordert er mich auf.

Ich hole tief Luft.

Er bewegt sich inzwischen nicht mehr weiter. Steht da wie angewurzelt und wartet. Will sehen, wie ich es tue. Es macht mich ganz krank, dass ich klein beigegeben muss, aber es geht nicht anders.

Es muss sein.

Langsam und ohne den Blick abzuwenden, gehe ich auf die Knie.

Ich hebe den Ring auf.

Und stecke ihn mir an den Finger.

Das kalte Metall lässt mich frösteln. Es fühlt sich an, als würden Handschellen zuschnappen. Als würde einer von Maras Armreifen meine ganze Magie in mir einsperren, wo sie sich windet und murrst und abwartet, direkt unter meiner Haut. Mir wird schlecht, und ich fühle mich geschlagen, besiegt. Verängstigt.

Aber das würde man hinter meiner gleichbleibend beherrschten Miene niemals vermuten. Ruhig wie die Oberfläche eines Sees.

Sie gerät erst aus den Fugen, als Reltas am Ende des Thronsaals angekommen ist und die Tür weit aufreißt.

Und den Blick auf Silvers gequältes Gesicht freigibt.

8



SILVER

Ich habe ihr Blumen gepflückt.

Eigentlich sollten es Sternensprossen sein, weil ich weiß, wie viel die ihr bedeuten, aber in den kalten Wintermonaten lassen sie sich nicht blicken und machen damit die Nächte dunkler, als wir es inzwischen alle gewohnt sind. Also habe ich mich für das Zweitbeste entschieden, einen Strauß Wildblumen in den kräftigen Farben eines Sonnenaufgangs. Ihrer liebsten Zeit des Tages. Ich brauchte fast eine Stunde, bis ich genug zusammenhatte.

Aber als ich eine Männerstimme Mance fragen höre, ob sie seine Braut wäre, als ich Mance Ja sagen höre, fallen mir die Blumen aus der Hand und verteilen sich zu meinen Füßen auf dem Marmor.

Und dann, noch bevor ich mir darauf einen Reim machen kann, schwingt die Tür auf, und ich stehe Auge in Auge dem Mann gegenüber, der da gesprochen hat. Und ich bin aus einem ganz anderen Grund wie vom Donner gerührt.

»Du?«

Wer da gerade auf mich herunterschaut, als wäre ich ein Insekt unter seinen Füßen, ist der Kerl, der so verbissen im Boxring ge-

kämpft hat. Der Kerl, der unbedingt einen Job wollte, damit er ein besseres Leben anfangen konnte. Ruin. Ich habe dem Namen ja gleich nicht getraut, aber jetzt kommt er mir vor wie eine Drohung.

Mances Verlobter kann doch *unmöglich* er sein.

»Silver«, begrüßt er mich und lächelt unfreundlich. »Wie nett, dich zu sehen.« Dann dreht er sich wieder zu Mance um und ruft ihr zum Abschied noch eine Bemerkung zu. »Übrigens, falls Sie sich wundern, wie ich in den Palast und nahe genug an Ihren Vater gekommen bin, um ihn zu befreien, dafür können Sie sich gleich bei diesem Mann hier bedanken. Er hat sich beschämend leicht dafür einspannen lassen.«

Er drängt sich an mir vorbei, und ich lasse ihn, fassungslos, durch.

Was soll das heißen, er hat ihren Vater befreit? Und das soll auch noch *meine* Schuld sein?

Und dann wirft er mir eine Abschiedsbemerkung zu, die alles andere aus meinem Kopf verdrängt. »Und übrigens, von jetzt an Hände weg von ihr. Sie ist vergeben.«

Mich überkommt eine Welle unglaublichen Zorns. Und ausnahmsweise bin ich vollkommen sprachlos. Ruins Schritte verklingen den Korridor hinunter, und jeder einzelne davon schlägt in meinem Kopf ein wie ein Hammer. Doch ich unternehme nichts, um ihn aufzuhalten, nichts, um meine eigenen Rechte geltend zu machen. Ich versetze ihm nicht mal einen Schlag ins Gesicht, obwohl die Vorstellung, wenn ich ehrlich bin, verlockend ist.

Schließlich hebe ich den Kopf und schaue auf Mance.

Beziehungsweise auf Poise. Das erkenne ich sofort, denn nur sie kann auf diese Weise umwerfend aussehen. Natürlich sind alle Versionen von Mance hinreißend, aber keine setzt ihre Schönheit so bewusst ein wie Poise. Wenn sie will, auch als Waffe, wie jetzt gerade, als sie mir damit mitten ins Herz sticht. Mir stockt der Atem.

Hat sie sich etwa für *ihn* so in Schale geworfen?

»Mir scheint, ich habe einiges verpasst«, bemerke ich bitter und zerdrücke mit meinen Stiefeln die Blumen, als ich in den Saal trete. Die prächtigen Doppeltüren fallen hinter mir ins Schloss, und ich lehne mich, die Arme vor der Brust verschränkt, dagegen. »Wärest du so freundlich, mich auf den neuesten Stand zu bringen?«

Poise erhebt sich langsam und mustert mich eingehend, als ob sie nach der richtigen Taktik sucht, damit das Gespräch glattläuft. »Ich kann verstehen, dass du aufgewühlt bist angesichts der verstörenden Schlussfolgerung, die du möglicherweise aus dem Gehörten gezogen hast ...«

»Mach das nicht mit mir, Mance«, falle ich ihr grob ins Wort. »Sprich nicht so geschwollen, nimm keine Rücksicht auf meine Gefühle, sei nicht taktvoll. Sag mir einfach, was los ist. Du bist mit Ruin verlobt?«

Sie seufzt. »Der Mann heißt in Wirklichkeit Reltas, und er ist der Primus des Waldreiches.«

Wie bitte?! Ich habe wieder das Bild vor Augen, wie Ruin – Reltas oder wie er sonst heißen mag – das Gesicht seines Gegners auf den Boden drückte und gnadenlos auf ihn einprügelte, bis sich der Junge übergeben musste. Und dieser Kerl hat die Kontrolle über ein ganzes Land? Das ist ... erschreckend. Aber auch ganz klar jetzt nicht das Thema. »Um den Namen ging es mir eigentlich nicht«, erkläre ich mürrisch.

Poise' Blick schnellte zu dem regelrecht gigantischen Stein an ihrem Finger. Mir dreht sich der Magen um, als auch ich dort hinschaue. Er ist geschmacklos. Protzig. So etwas könnte ich mir niemals leisten. »Unglücklicherweise«, versucht es Poise mit einer Erklärung, »haben es die Umstände ...«

»Spuck es einfach aus«, verlange ich.

Sie lässt kurz ihre Maske fallen und sieht für einen Augenblick todunglücklich aus. »Ja«, gesteht sie leise. »Ja, okay? Ich bin verlobt. Aber nicht freiwillig, Silver!«

Ich marschiere auf sie zu. »Wie kann es unfreiwillig passiert sein? Du bist doch jetzt die Prima. Niemand kann dich zu irgendetwas zwingen.«

Sie setzt zu einer komplizierten Erläuterung an, die mich nicht im Mindesten interessiert, deshalb schneide ich ihr das Wort ab. »Was ist aus dem Mädchen geworden, das sich den Thron *genommen* hat, statt darauf zu warten? Du willst dir allen Ernstes von irgend so einem alten Stück Papier vorschreiben lassen, dass du einen Psychopathen heiraten musst, obwohl du es gar nicht willst?«

»Nur weil ich jetzt Prima bin, stehe ich noch lange nicht über dem Gesetz! Wenn ich nicht in die Verlobung einwillige, breche ich das Abkommen, und dann haben sämtliche Nachbarländer das Recht, mir den Krieg zu erklären. Ich bin nicht auf den Thron gekommen, indem ich alle Gesetze missachtet habe. Ich habe nur einen Weg gefunden, sie zu meinem Vorteil auszulegen.«

»Dann mach es in diesem Fall genauso!«

»Das werde ich auch, Silver! Ich meine, ich werde es *versuchen*. Es ist doch gerade erst passiert!«

»Ach ja? Der Primus des Waldreiches ist also einfach so in deinen Thronsaal spaziert, um dir ohne jede Vorwarnung zu erklären, dass du verlobt bist?«

Sie windet sich unbehaglich. »Na ja ... er hat vorher einen Brief geschickt, aber ...«

Ich knirsche mit den Zähnen. »Wann?«

»Vor einer Woche?«

»Und das hast du mir nicht gesagt?«

»Mance hat es versucht. Erinnerst du dich nicht? Sie ...«

»Sie hat es *gestern* versucht. Was ist mit all den Tagen davor?«

Poise zuckt zusammen. »Wir konnten uns nicht einigen, wie wir mit dem Problem umgehen sollten. Und wir wollten dich nicht beunruhigen, bevor wir nicht die ganze Sachlage kannten. Wir haben nicht angenommen, dass es *so* schlimm sein würde, aber ...«

»Das war es also, was du mit dir ganz allein ausgemacht hast? Ich habe dich *mehrmals* gefragt, was los ist, und trotzdem hast du ...«

»Schrei mich nicht an! Ich habe dir gesagt, ich würde das regeln. Und vielleicht wäre mir das ja auch gelungen, wenn *du* ihn nicht in den Palast eingelassen hättest!«

Ich muss beschämt dreinschauen, denn sie schüttelt hastig den Kopf und legt mir eine zarte Hand auf die Schulter. »Das hab ich nicht so gemeint. Bitte verzeih mir. Ich gebe dir keine Schuld.«

Aber es nützt nichts, die Worte zurückzunehmen. Sie sind schon in mich eingesunken, wie die Überreste meines Zuhauses in den Schlamm der Randzone.

Denn sie hat recht.

Es ist tatsächlich meine Schuld.

»Silver ...«, sagt sie, aber ich weiche vor ihr zurück, und ihre Hand fällt in die gähnende Kluft zwischen uns.

Denn es geht nicht nur darum, dass ich ihn eingelassen habe. Ja, das habe ich getan, und alles, was danach kam, geht ganz allein auf mich. Das gebe ich zu.

Aber dass sie nicht mit mir über die Sache geredet hat, tut weh. Mag sein, dass sie es in der allerletzten Minute noch versucht hat, aber das wohl eher, damit ich mich nicht ausgeschlossen fühle, als um bei mir Rat zu suchen. Mir wird schlagartig bewusst, dass sie mich schon seit Monaten nicht mehr um Rat gefragt hat. Alles, was mit ihrem Amt als Prima zu tun hat, erledigt sie alleine. Wie sie bereits sagte, *sie* wollte das regeln.

Und ich kann es ihr nicht mal verübeln. Es ist schließlich nicht so, als könnte ich hier irgendetwas bewirken. Reltas ist ein Primus. Er mag zwar Abschaum sein, aber er weiß, wer er ist, und kennt seinen Wert. Er und Mance sind einander ebenbürtig, sie spielen dasselbe Spiel. Wenn sie heiraten, wird niemand mit der Wimper zucken. Die Leute werden sie ansehen und denken, das ergibt Sinn.

Und wer bin ich? Was mache ich überhaupt hier? Ich wollte ihr meine *Liebe* gestehen? Das ist doch lächerlich. Als würde eine Mücke nach den Sternen greifen.

Was sind meine paar Blümchen schon gegen den riesigen Klunker an ihrem Finger? Was ist mein Herz im Vergleich zu einem Bündnis mit einem anderen Reich?

»Ich brauche einen Moment«, erkläre ich.

Sie senkt den Blick, was Poise' Art ist, ihre Bestürzung zu zeigen. »Ich reise morgen ins Waldreich. Können wir weiterreden, wenn ich wieder zurück bin?«

Mir entfährt ein spöttisches Lachen, ich kann es nicht verhindern.

Wenn sie wieder zurück ist. Sie lädt mich nicht mal ein, mitzukommen. Warum sollte sie auch? Ich kann ja eindeutig nichts beitragen. Wie ich da so in der Randzone stand, war ich mir absolut sicher, dass mein Platz an ihrer Seite ist, egal, was vorgehen mochte.

Aber anscheinend sieht sie das nicht so.

Ich drehe mich auf dem Absatz um und marschiere auf den Korridor hinaus, ohne sie einer Antwort zu würdigen.

Und sie ruft mir auch nichts nach.

Das Einzige, was die Stille unterbricht, ist das Echo der großen Doppeltüren, als sie hinter mir ins Schloss fallen.



ASSET

Einige Stunden später stehe ich in Livids leerer Zelle, umgeben von nichts als zerbrochenen und zerkratzten Möbelstücken und Stille.

Noch ein Problem, das ich lösen muss, obwohl ich schon viel zu viele am Hals habe.

Regle das, haben die anderen Teile mir aufgetragen.

Weil ich für so was nun mal zuständig bin.

Aber was genau soll ich regeln? Unsere Verlobung mit dem Mann, der unsere Leute abgeschlachtet hat? Die Folgen des Vertragsbruchs, wenn wir da nicht mitmachen? Die Tatsache, dass wir Silver das Herz gebrochen haben und uns, seit er davongestürzt ist, unablässig deswegen quälen? Oder die Tatsache, dass Reltas es irgendwie fertiggebracht hat, nicht nur meinen Vater aus dem Kerker zu befreien – den Mann, der für die dunkelsten Stunden meiner Kindheit verantwortlich ist –, sondern auch das Mädchen, das meine schlimmsten, explosivsten Seiten verkörpert?

Das Hufgetrappel eines Hengstes hallt in mir wider.

Ich kenne die Antwort: alles. Ich soll das alles in Ordnung bringen. Mich selbst.

Und das werde ich auch. Ich brauche nur etwas Zeit zum Nachdenken.

Ich marschiere raus aus dem Kerker und zur alten Kommandozentrale meines Vaters. Dort reiße ich die Karten von den Wänden und hänge an deren Stelle leere Pergamentseiten, die ich fieberhaft mit Notizen vollschreibe.

Ich merke, wie sich meine Schwester Mara an den Türrahmen lehnt. Das lange Haar aus dem Gesicht gestrichen, beobachtet sie mich mit ihrem guten Auge, aber ich spreche sie erst an, als ich meinen Gedanken zu Ende gedacht habe. Danach belle ich ein knappes »Was ist?« heraus.

Mein Tonfall scheint sie nicht zu stören. Zwischen zwei Fingern hält sie einen Brief hoch. »Das hier ist für dich angekommen«, erklärt sie. »Es sah wichtig aus.«

Schließlich blicke ich auf und schaue missmutig auf die abgerissene Ecke an dem Umschlag in ihrer Hand. »Du hast ihn geöffnet.«

»Ich sagte doch, er sah wichtig aus!«, verteidigt sie sich. Ich verdrehe die Augen. Was sie meint, ist, dass er geheim aussah, was für Mara immer unwiderstehlich ist.

Ich reiße ihr den Brief aus der Hand und schüttele den Inhalt heraus, obwohl ich im Geiste schon murre, dass ich dafür gar keine Zeit habe.

Aber meine Gedanken kommen jäh zum Stillstand, als mir eine reich verzierte, mit Perlen besetzte Karte in die Hände fällt.

Es ist eine Einladung.

Zu meiner eigenen Hochzeit.

In ... einer Woche.

Fast hätte ich gelacht. Ganz schön dreist. Reltas muss sie abgeschickt haben, noch bevor er herkam, in der festen Überzeugung, dass ich nicht imstande sein würde, mich aus dieser Falle zu befreien.

Aber wenn er glaubt, ein so kurzfristiger Termin würde verhindern, dass ich seine Pläne durchkreuze, dann unterschätzt er mich gewaltig. Ich werde es trotzdem schaffen. Ich muss nur etwas schneller sein. Ich werde klug, effizient und mit vollem Einsatz an die Sache herangehen.

Ich reiße die Blätter alle wieder von der Wand und fange noch einmal von vorne an. Jetzt schreibe ich so schnell, dass die Tinte in alle Richtungen spritzt.

Mara geht nicht weg. Mit verschleiertem Blick schaut sie meinem hektischen Kritzeln zu.

»Du bist also ... verlobt?«, fragt sie. »Seit wann?«

»Seit ein paar Stunden. Und ich arbeite dran.«

Sie nickt, aber ihr Schweigen wiegt schwer, als wollte sie noch mehr sagen. Das tut sie aber nicht. Sie steht einfach nur da.

»Kann ich dir sonst irgendwie helfen?«, fauche ich sie schließlich an, denn ich kann es kaum erwarten, den Raum und meine Gedanken wieder für mich allein zu haben.

»Ich wollte eigentlich ... fragen, ob ich *dir* helfen kann«, gesteht sie.

»Und wie?« Es klingt wohl eher wie ein Vorwurf.

»Das ...« Die Frage scheint sie zu verwirren. »Das ... weiß ich auch nicht.«

»Dann eher nicht. Zumindest nicht im Augenblick. Ich gebe dir Bescheid, wenn mir etwas einfällt.«

Mara senkt den Blick und verzieht die Lippen. »Ist gut«, sagt sie leise. Und dann geht sie schließlich doch noch.

Erst einige Minuten später stocke ich, weil mir auf einmal klar geworden ist, was Maras Absicht war.

Vor ein paar Monaten, da haben sie und ich auf dem Dach dieses Palastes darüber geredet, dass sie mehr für mich da sein wollte. Dass

sie in unserer Kindheit hauptsächlich sich selbst geschützt hatte, nicht selten auf meine Kosten. Und es stimmt: Mara taucht meist erst im Nachhinein auf, glänzt aber eher durch Abwesenheit, wenn es hart auf hart kommt. So wie jetzt.

Sie wollte für mich da sein.

Und ich habe sie abblitzen lassen.

Mein Pferd wiehert, und ich schaue zur offenen Tür hinüber und überlege, ob ich ihr nachgehen sollte. Um ihr wenigstens zu sagen, dass ich ihre Geste zu schätzen weiß.

Aber nein. Ich bin nicht der Teil von Mance, der solche Gespräche führt. Heart kann das ja vielleicht später nachholen. Ich muss mich jetzt auf das konzentrieren, was ich am besten kann: überlegen und planen. Um uns aus diesem Schlamassel zu holen.

Ich trete einen Schritt zurück und betrachte mein Werk, die Karte des Kontinents, die ich gerade mit Pfeilen und Zeiten versehen habe. Dann gehe ich alles im Kopf noch einmal durch.

Morgen fahren wir ins Waldreich. Wir müssen Mance – die Original-Mance, meine ich – dort postieren, damit sie unseren Vater dazu bringen kann, diese unselige Vereinbarung rückgängig zu machen. Aber er ist ja bekannt für seine Sturheit, und wir haben uns in der letzten Zeit bei ihm nicht gerade beliebt gemacht. Also brauchen wir auch noch einen Plan B – mehrere, wenn möglich. Während Mance Tag und Nacht damit beschäftigt sein wird, Merod zum Nachgeben zu bewegen, werden wir anderen uns in die verschiedenen Nachbarländer davonstehlen, um dort diskret und diplomatisch die Fühler auszustrecken.

Wir müssen in Erfahrung bringen, ob jemand von ihnen uns beistehen würde, sollten wir durch eine Missachtung der Absprache das Abkommen brechen. Wir sind schließlich nicht völlig hilflos. Wir haben noch andere Bündnisse. Und nur weil in den Paragrafen steht,

dass die einzelnen Länder unter solchen Umständen den Krieg erklären *können*, heißt es nicht, dass sie das *müssen*. Vielleicht ist es uns möglich, den Schaden zu begrenzen, bevor wir uns widersetzen. Und wenn Reltas dann den Krieg erklärt, haben wir Verbündete, um mit ihnen den Konflikt schnell und ohne großes Blutvergießen zu beenden. Es ist ein solider Plan, auf den wir im schlimmsten Fall zurückgreifen können.

Wenn wir allerdings die Reisezeit mit einrechnen – in die einzelnen Länder und wieder zurück – und unsere Fähigkeit, uns aufzuspalten, weiter geheim halten wollen (was bedeutet, dass wir nicht in mehr als einem Land gleichzeitig auftauchen können), ist das nur rechtzeitig zu schaffen, wenn ...

Ich lege die Schreibfeder hin.

Wenn ich selbst *jetzt gleich* in das erste Land fahre – und die anderen über den Plan informiere, sobald ich sie morgen im Waldreich treffe. Mance ist gerade in einer Besprechung, um die Zeit ihrer Abwesenheit zu regeln, und da kann ich schlecht hineinplatzen, ohne dass mich alle sehen.

Wenn wir uns wieder vereinen, wird sie es verstehen. Ich muss eben nur darauf vertrauen, dass sie bis dahin auch ohne mich zu recht kommt.

Ich schreibe ihr eine kurze Nachricht unter mein Gekritzel, damit sie ungefähr weiß, wo ich bin, und befestige mit einer Nadel darunter die Einladung.

Dann gehe ich in Richtung Turm und krame unterwegs in dem Winkel in meinem Kopf, in dem Alecs Erinnerungen aufbewahrt sind.

Es ist nicht sehr angenehm, in die Gedanken eines toten Mannes einzutauchen. Vor allem, wenn es sich bei diesem Mann um meinen verstorbenen Vetter handelt und seine Erinnerungen nur auf

mich übergegangen sind, weil er durch meine Hand gestorben ist. Seine Erfahrungen existieren in meinem Hinterkopf wie eine offene Wunde, die niemals Schorf ausbildet. Eine Wunde, in der ich stolchern muss, bis sie mir Einsichten ins Gehirn blutet, denn, so verstörend es auch sein mag, Alecs Leben ist eine wertvolle Quelle.

Seine Erinnerungen sind nicht so klar, als hätte ich sie selbst erlebt, aber wenn ich mich konzentriere, kann ich seine damaligen Gefühle nachempfinden und seine Eindrücke von Dingen heraufbeschwören. Vor allem aber kann ich aus seinen Erkenntnissen lernen und teilweise sogar seine Fähigkeiten übernehmen. Es gibt da eine Art Muskelgedächtnis, das ich mir zunutze machen kann, wenn ich alle Gedanken aus meinem Kopf vertreibe und mich ganz meinen – beziehungsweise seinen – Instinkten überlasse.

Was ich im Augenblick von ihm brauche, sind seine magischen Fähigkeiten. Alec hat sehr viel Zeit darin investiert, mit ihnen zu experimentieren und ihre Grenzen auszutesten, und heraus kam dabei unter anderem eine Methode, weite Entfernungen sehr schnell zurückzulegen. Nur so war er imstande, zwischen dem Grasland und dem Klippenreich hin- und herzupendeln und in den acht Jahren, in denen er weg war, unglaublich weit zu reisen.

Die Fähigkeit ist allerdings ... ziemlich unangenehm.

Aber sie ist auch extrem praktisch, was meiner Meinung nach die Sache wert ist.

Ich komme ans obere Ende der Treppe, wo ein eisiger Winterwind mir das Haar ins Gesicht peitscht. Um mich herum erstrecken sich die schneebedeckten Felsen mit ihren Straßen und Häusern auf den Hängen und Kämmen weit in die Ferne. Ganz tief unten im Tal kann ich gerade noch den nebligen Wald erkennen. Aber das ist für meine Zwecke zu weit, deshalb wähle ich lieber ein Dach in der Stadt.

Wir können eine Kopie von uns an jeden beliebigen Ort schicken,

den wir sehen können, deshalb ist, wie Alect herausgefunden hat, der Schlüssel zum schnellen Reisen ein guter Aussichtspunkt.

Nachdem ich am Rand der Brüstung Halt gefunden habe, spalte ich im Geiste ein Stück von meiner Seele ab, so klein wie nur möglich, und befördere es in die Ferne. Den furchtbaren, reißenden Schmerz ignoriere ich dabei, soweit es geht. Nach einer Sekunde kann ich vage meine eigene blasse Gestalt mit den schwarzen Haaren kauern auf dem Dach ausmachen, das ich mir ausgesucht hatte.

Zumindest glaube ich, dass ich das bin. Es könnte auch ein Schatten sein. Oder eine Katze.

Vor Nervosität kribbelt meine Haut, und in mir blöken die Schafe, während ich überlege, ob ich womöglich zu weit gezielt habe. Aber das lässt sich nur auf eine Weise herausfinden.

Bevor dieses Bruchstück von mir noch auf dumme Gedanken kommt und sich aus meiner Sichtweite entfernt, beiße ich die Zähne zusammen und werfe mich in sie hinein.

Wie immer taumele ich einen Augenblick lang, während ich mich bemühe, zwei parallele Erinnerungsstränge in ein einzelnes Gehirn einzupassen. In dem ganzen Durcheinander rutscht mein Fuß ab, und ich gleite die Dachziegel hinunter auf den harten Erdboden zu. Doch wir waren nur ein paar Sekunden voneinander getrennt, daher hat sich alles schnell gefügt. Ich fange mich, mit heftig klopfendem Herzen, kurz bevor ich am Rand der Regenrinne ankomme.

Beim nächsten Mal sollte ich vielleicht besser gleich auf festen Boden zielen.

Trotzdem. Es hat funktioniert. Ich bin in Sekundenschnelle durch die halbe Stadt gekommen.

Ich räuspere mich und klopfe mir den Staub ab. Dann hieve ich mich auf den Schornstein und wiederhole das Ganze, diesmal aber mit Kurs auf eine Lichtung im Wald.

Und als auch das gelingt, mache ich immer so weiter. Wieder und wieder und wieder.

Bis das Dschungelreich in Sicht kommt, liegen schon viele Meilen zwischen mir und der restlichen Mance, und es ist nicht mal eine Stunde vergangen.

Aber ich habe mich noch niemals so schnell hintereinander so oft aufgespalten und gleich wieder verschmolzen, und für einen Augenblick muss ich mich zwischen die Kletterpflanzen setzen und abwarten, bis der Schwindel nachgelassen hat. Ich atme tief die feuchte Dschungelluft ein und hoffe inständig, dass sich in meinem Kopf bald nicht mehr alles dreht.

Im Gegensatz zu den kargen Felsen, von denen ich gerade gekommen bin, quillt das Dschungelreich über von saftigem Grün, selbst jetzt im Winter. Überall um mich herum brechen Pflanzen in leuchtenden Farben hervor und verschlingen sich zu einem gewaltigen, lebensstrotzenden Wandteppich, in dem jede die Vorherrschaft anstrebt. Statt kurzer Gräser und widerstandsfähiger Sträucher wachsen hier Kapokbäume, deren Wurzeln sich überirdisch in geschwungenen Bögen ausbreiten, um in der Regenzeit gegen das Hochwasser gewappnet zu sein. Sie sind beeindruckend, aber bei einigen winden sich Würgefeigen um die Rinde. Ich kenne diese Pflanzen. Sie entziehen dem Wirtsbaum schleichend die Nährstoffe, bis sie ihn vollständig erstickt und sich in dem toten Baum eingenistet haben. Übrig bleibt nur noch die äußere Hülle, der Rest ist unter dem erdrückenden Geflecht verrottet.

In Form einer riesigen Pyramide erhebt sich die Stadt über den Baumkronen und wirkt selbst mit einer so brutalen Vegetation noch faszinierend. So, wie wir die Anfänge unserer Magie aus der Alten Ruine mit Glas ehren, hat auch das Dschungelreich einen Weg gefunden, seiner Magie ein Denkmal zu setzen. Prima Vega konnte

Wolken manipulieren, sie, genauer gesagt, herbeirufen und wieder vertreiben. Und sie konnte sie auch zu unnatürlichen Dingen formen.

Die Pyramide ist eine einzige gigantische Regenwolke. Sie ist stabil genug, um darauf zu gehen, lässt aber ständig Wasser regnen und sendet Blitze aus. Es ist ein allgegenwärtiger Gewittersturm, der sich da mitten im Dschungel entlädt.

Ich stehe auf und bringe, so gut es geht, meine Kleidung in Ordnung. Ich muss das jetzt schnell hinter mich bringen, damit ich rechtzeitig wieder zurück bin, bevor Mance anfängt, sich Sorgen zu machen.

Mit Bedacht überlege ich mir eine Rede über unser langjähriges, bewährtes Bündnis und die Gründe, warum es sich lohnen würde, mich zu unterstützen. Sie ist zwar nicht perfekt, muss aber reichen.

Und dann mache ich mich auf den Weg, während um mich herum ein Donnerschlag ertönt, mit dem der Dschungel mich willkommen heißt.

10



SILVER

Noch sechs Tage bis zur Hochzeit

Ich hätte nie gedacht, dass ich die Soldatenuniform, die Mance für mich gestohlen hatte, noch einmal brauchen würde. Ich weiß nicht mal mehr so genau, wo sie steckt. Aber als ich Asset vom Turm verschwinden sehe, nachdem sie nicht mal gemerkt hat, dass ich ihr nachgegangen bin, fasse ich einen Entschluss.

Ich bin definitiv nicht der Typ „Ich warte, bis du wieder da bist“. Und ich lasse auch nicht die Person, die ich liebe, im Stich, wenn sie mich braucht. Obwohl ich, wie es aussieht, verschmäht worden bin. Also werde ich hier nicht Däumchen drehen oder versuchen, Mance zum Reden zu zwingen, wenn sie eindeutig ihre Probleme alleine lösen will, sondern ebenfalls ins Waldreich reisen.

Ob Mance mich dort haben will oder nicht.

Ich muss ein bisschen graben (und zwar im wahrsten Sinne des Wortes, denn mein Haus steckt immer noch zur Hälfte im Dreck), aber dann habe ich die Uniform gefunden. Ein Pferd aus den königlichen Stallungen zu entwenden, ist da schon heikler, vor allem, weil

ich eigentlich gar nicht reiten kann. Meine Erfahrungen auf diesem Gebiet beschränken sich auf die paar Male, als ich mich an Mance geklammert habe, während sie uns aus der – beziehungsweise in die – Gefahr galoppiert hat. Aber das Schloss ist ziemlich leicht zu knacken, und Rooftop hat mir ein paar Karotten aus der Küche als Köder besorgt. Damit schaffe ich es. Und wie sich herausstellt, lässt sich mit einem ruhigen Pferd im Schrittempo sehr viel leichter umgehen als mit einem, das völlig aufgewühlt in Panik durchgeht. Also kriege ich auch das Reiten in den Griff.

Schnell habe ich mich unter die Eskorte aus Mances Soldaten gemischt und tauche tiefer in den Wald ein als jemals zuvor.

Anfangs bin ich noch angespannt und bemühe mich, den Soldaten zu spielen. Ich achte auf meine Haltung, gehe im Geiste die Befehle durch, die ich auf der Akademie gelernt habe. Aber als nach ein paar Meilen offensichtlich ist, dass sich niemand über meine Anwesenheit wundert, werde ich lockerer. Locker genug, um meine Aufmerksamkeit auf Mance zu richten. Ich hoffe, dass sie mich nicht bemerkt, während ich mir gleichzeitig wünsche, dass sie es tut.

Sie wechselt mehrfach den Gesichtsausdruck. Nicht für alle erkennbar. Ich merke, dass sie Poise dabei hat, denn sie hält sorgfältig die Fassade aufrecht. Aber mein Blick bleibt schnell an ihren leicht nach unten gezogenen Lippen und der dezent gerunzelten Stirn hängen, die eine innere Unruhe nicht ganz verbergen können. Woran sie wohl denkt?

An *ihn*?

... An mich?

Ich wünschte, ich könnte ihre Gedanken lesen.

Ich wünschte, sie würde mit mir *reden*.

Mein Magen zieht sich zusammen, und ich wende den Blick ab, schaue mir lieber meine Umgebung etwas genauer an. Das Trüm-

merfeld der ersten Meilen kannte ich ja in- und auswendig. Aber jetzt ... wird es langsam anders.

Genau wie die Randzone erzählt dieses Land eine Geschichte. Mances Vater und ihr Großvater sind brutal über das Waldreich hergefallen, und Primus Gore hat sein Volk mit der gleichen Härte verteidigt. Wir reiten zwischen Bäumen hindurch – gläsernen wie echten –, die in die Luft gesprengt wurden und in deren Überresten riesige Löcher klaffen. Die Erde ist so dick mit Scherben übersät, dass die Hufe der Pferde dagegen gewappnet worden sind. Das Klirren und Klappern von Metall auf Glas hallt unheimlich durch den Wald. Wir kommen an ausgehöhlten Bunkern und hastig zusammengezimmerten Unterständen vorüber, in denen Soldaten beider Seiten ihre Stellungen eingenommen hatten. Ab und zu sieht man noch Knochen hervorstehen.

Das ist alles nichts Neues.

Was ich vorher allerdings noch nie gesehen habe, sind die Städte. Sobald sie sich aus dem Nebel vor uns erheben, verstehe ich so langsam, warum manche sie für verwunschen halten.

Sie müssen einmal wunderschön gewesen sein. Die Häuser wurden zwischen den Bäumen errichtet und haben die Stämme und Äste so kunstvoll in die Architektur einbezogen, dass man kaum erkennen kann, was neu geschaffen wurde und was Natur ist. Gebäude erheben sich in schwindelnde Höhen. Äste bilden ihre Dächer und Zweige die Fenster, die aussehen wie aus Buntglas. Alles besteht aus Holz, entweder im Rohzustand oder bearbeitet, und es ist nicht zu übersehen, dass Schnitzen hier eine beliebte Beschäftigung war. Jede Wand, jeder Balkon, jede Veranda und jedes Dach ist mit Mustern versehen. Mit lebensechten Holzfiguren und kunstvoll gestalteten Blumenmotiven. Ich kann mir gut vorstellen, dass die Stadt einmal gesprüht hat vor Leben und Freude.

Jetzt ist sie komplett verwüstet. Als sich das Blatt des Krieges gewendet hatte, unternahmen die Armeen unseres Landes Raubzüge in die Stadt und zwangen die Zivilbevölkerung zurück in die Wälder. An aus den Angeln hängenden Türen kann man leicht erkennen, wo Häuser Hals über Kopf verlassen wurden. Und noch deutlicher sprechen die zerbrochenen Veranden und eingeschlagenen Fenster von Kampfhandlungen während der Flucht. Alle Häuser verbreiten eine gruselige, makabre Atmosphäre. Und die Schnitzereien wirken unheilvoll, als würden die Figuren über uns Gericht halten, während wir an ihnen vorüberziehen.

Ich werfe noch einen verstohlenen Blick auf Mance, deren Kummer, den sie angesichts unserer Umgebung empfindet, sich in ihren Augen widerspiegelt. Ich bekomme sofort ein schlechtes Gewissen, weil ich nicht genauso reagiere. Wie es wohl ist, wenn man immer mehr Mitgefühl hat als andere?

Ich reiße den Blick von ihr los und versuche, meine Umgebung mit Mances Augen zu sehen. Ich stelle mir die Menschen vor, die alles darangesetzt haben, ihre Stadt zu halten. Male mir aus, wie sie gescheitert sind und ihr Zuhause von Soldaten, Krieg und Tod zerstört wurde.

Falls ein Teil von Mance tatsächlich darüber nachdenkt, Reltas zu heiraten, dann nur – da bin ich mir sicher –, damit es nicht zu noch mehr Zerstörung kommt, und ich wünsche, ich könnte diese Art von Selbstlosigkeit nachvollziehen. Aber ich bin nicht selbstlos, und allein schon der Gedanke, sie nebeneinander vor einem Altar stehen zu sehen, löst einen furchtbaren, nagenden Schmerz in mir aus.

Als wir schließlich im neuen Waldreich ankommen, das in den vergangenen zehn Jahren auf dem noch übrigen Land errichtet wurde, nachdem die Grenzen neu gezogen worden waren, ist das ein Schock. Verglichen mit den stolz aufragenden Gebäuden der ur-

sprünglichen Stadt wirkt hier alles klein und klapprig – und das ist noch milde ausgedrückt. Da dem Boden nicht zu trauen ist, hat man das Leben weitgehend in die Baumkronen verlegt und vor fremden Augen verborgen, abgesehen von den Seilbrücken dazwischen.

Der einzige Blickfang ist die Burg, eine riesige, um mehrere stolze Walnussbäume herum errichtete Holzkonstruktion. Allerdings offenbaren jetzt, in den letzten Winterwochen, die kahlen Äste ein Gebäude in ziemlich baufälligem Zustand. An einigen Stellen fällt es sogar schon auseinander.

Und doch strahlt das Bauwerk Würde aus. Erhobenen Hauptes steht es da, als würde es jedem davon abraten, es nach seinem Äußeren zu beurteilen.

Direkt davor hat sich, mit ähnlich zornigem Stolz, Primus Reltas positioniert.

Bei seinem Anblick verzieht sich mein Gesicht, und ich packe die Zügel fester, was meinem Pferd gar nicht zu gefallen scheint. Es wirft den Kopf zurück und wiehert, als wollte es sagen: »Ich muss doch sehr bitten!«

Es hat sich schon eine ziemliche Menschenmenge eingefunden. Die Leute sind gekleidet, als wollten sie gleich in den Kampf ziehen, haben sich mit Erdfarben die Gesichter bemalt und Schwerter um die Hüften geschnallt. Fragt sich nur, ob der Grund für diesen einschüchternden Auftritt Mances Ankunft ist oder ob sie sich immer so präsentieren. Womöglich ist das Kämpfen ja schon in ihre Kultur eingegangen, und sie können ihre Waffen gar nicht mehr aus der Hand legen.

Reltas schreitet durch die Menge, und sie teilt sich respektvoll. Mance strafft ihre Schultern und gleitet vom Pferd, um ihn zu begrüßen. Als sie sich Auge in Auge gegenüberstehen, beide in voller Herrschermontur, wird mir das Herz schwer.

Sie sehen gut aus zusammen. *Richtig.*

Sobald mir der Gedanke gekommen ist, durchzuckt es mich auch schon unheilvoll, und ich wünschte, ich könnte ihn wieder löschen. Aber er ist bereits gedacht. Mit einem Mal bin ich mir überdeutlich des Drecks unter meinen Fingernägeln bewusst und meiner Haare, die mir ständig ins Gesicht fallen. Der Tatsache, dass diese beiden Menschen jeweils Dutzende ihnen treu ergebene Untertanen im Rücken haben, während ich nur ein Niemand bin.

Aus Rücksicht auf mein Pferd ziehe ich nicht noch einmal an den Zügeln. Stattdessen beiße ich mir von innen auf die Wange, bis sie vor Schmerz pocht.

»Willkommen«, sagt Reltas und breitet die Arme aus, »im Waldreich. Beziehungsweise dem, was davon noch übrig ist. Ich hoffe, die Reise war angenehm?« Er hat einen boshaften Zug um den Mund, der mir verrät, dass er es darauf angelegt hat, Mance all das Grauen auf dem Weg zwischen den beiden Ländern zu zeigen. Als Buße für die Sünden ihrer Familie.

Mance ist das auch aufgefallen. Aber statt darin, wie ich, eine Manipulation zu sehen, wird ihr Blick sanft. Als wäre sie *froh*, dass er ihr seinen Schmerz gezeigt hat.

Ich muss für eine Minute in eine andere Richtung schauen.

»Sie war aufschlussreich«, erklärt Mance leise. »Aber sicher sind meine Leute müde. Kann ihnen bitte jemand ihre Quartiere zeigen? Und ich würde gern so bald wie möglich meinen Vater sehen.«

Reltas gibt ihr nicht sofort eine Antwort. Ich bekomme gerade noch ein hämisches Grinsen und irgendeine verschlüsselte Geste seinen Wachen gegenüber mit, die daraufhin in der Burg verschwinden. »Selbstverständlich«, erwidert Reltas, »er wird sofort nach draußen kommen.«

Mir gefällt nicht, wie er das sagt, so selbstgefällig und siegessicher.

Deshalb wundert es mich überhaupt nicht, als Merod nicht aus dem Vordereingang spaziert, sondern an einem Fenster im oberen Stockwerk der Burg erscheint, schön außer Reichweite. Provokant lässig stützt er das Kinn auf seine Hand, und ich kann nicht verhindern, dass sich mein Gesicht verächtlich verzieht.

Um mich herum fallen die Reaktionen noch wesentlich unfreundlicher aus. Aus der Menge dringen lautes Zischen und Buhrufe, und nicht wenige halten die Schwerter an ihren Gürteln griffbereit, als könnten sie sich kaum noch davon abhalten, die Klingen auf ihren Feind zu richten. In dieser hasserfüllten Atmosphäre spannt Mance erkennbar die Schultern an.

Reltas dagegen hat seine gute Laune beibehalten. »Bitte schön. Sie haben ihn gesehen. Zufrieden?«

Ich könnte diesen Kerl erwürgen.

Mance presst, um so viel geduldiger als ich, die Lippen zusammen. »Eigentlich hatte ich gehofft, ich könnte mit ihm *sprechen*. Vorzugsweise unter vier Augen.«

Reltas zieht ein übertrieben bedauerndes Gesicht, aber was immer er darauf erwidern wollte, wird im Keim erstickt, als Merod sagt: »Ich habe kein Interesse daran, mit dir zu sprechen, Mancella. Du wolltest doch Prima sein. Dann handle auch so. Löse deine Probleme selbst. Ich habe dir gesagt, dass die Welt ein brutaler Ort ist. Aber du hast ja geglaubt, du könntest sie mit einem Lächeln und Streicheleinheiten erobern. Nun, du wirst schon sehen. Jetzt wirst du merken, was Macht tatsächlich bedeutet. Ich hoffe, du bereust es noch nicht, dass du sie dir genommen hast.«

Mance reagiert nicht für alle sichtbar. Aber sie holt tief Luft und zieht ganz leicht die Schultern hoch. Währenddessen bemühe ich mich, mit einem finsternen Blick ein Loch in Merods Kopf zu bohren.

Moment mal.

Als er sich abwendet, bleibe ich für eine Sekunde an seinen Augen hängen.

Mit denen ... stimmt etwas nicht.

Sobald mir das klar geworden ist, ist er auch schon verschwunden, und ich überlege, ob ich es mir nur eingebildet habe. Ich kann nicht mal genau sagen, was mich da irritiert hat. Ich weiß nur, dass seine Augen nicht ... richtig aussahen.

Mance verhandelt inzwischen weiter mit Reltas. Kurz und knapp will sie wissen, ob sie ein Treffen mit ihrem Vater morgen früh vereinbaren kann.

»Es sieht nicht danach aus, als würde er das wollen«, stichelt Reltas. »Ich wünschte, ich könnte behilflich sein, aber ich habe keine Kontrolle über den Mann.«

In Mances Gesicht blitzt etwas auf, das sie schnell wieder verbirgt. »Gut«, sagt sie schroff. »Dann lassen Sie uns über etwas sprechen, über das Sie Kontrolle haben.« Sie schwenkt ein hübsch aussehendes Stück Pappe auf eine Weise, die so gar nicht zu den zarten Verzierungen darauf passen will. »Sie haben den Termin für unsere Hochzeit in *sechs Tagen* angesetzt?«

Mein Bein schlägt reflexartig aus, was dazu führt, dass mein Pferd einen Satz nach vorne macht, und ich muss den Kopf einziehen, während ich es wieder beruhige, falls einer der beiden streitenden Regenten auf mich aufmerksam geworden ist. Das Pferd sieht mich an, als hätte es jetzt allmählich genug von mir, aber diesmal schenke ich ihm keine Beachtung.

Denn ...

Sechs Tage?

Die Worte wirken wie ein Schlag in die Magengrube, einer von der Sorte, die einem kurzzeitig den Atem raubt. Ich glaube nicht,

dass mir jemals ein Satz so starke körperliche Schmerzen bereitet hat.

Bis zu Reltas' Antwort.

»Ich denke, das sollten wir unter vier Augen besprechen. Wollen wir uns in unsere Gemächer zurückziehen?«

Ich reiße den Kopf hoch, gerade rechtzeitig, um auch auf Mances Gesicht den Schock zu sehen.

»*Unsere ...?!*« Das Wort scheint ihr fast im Hals stecken zu bleiben, aber das ist noch gar nichts im Vergleich zu dem, was ich empfinde.

Blanken *Zorn*.

Mein Kopf ist mit einem Mal ganz leer. Ich kann nicht mal mehr den Rest ihrer Unterhaltung hören, weil das Blut zu laut in meinen Ohren rauscht.

Ich sehe nur seine Hand auf ihrem Arm, mit der er viel zu fest zupackt und sie von der Menge wegzieht.

Und sie hat die Stirn gerunzelt und das Kinn angespannt und sieht aus, als wollte sie ihren Arm wegziehen.

Aber das tut sie nicht.

Sie schaut auf die Menge um sie herum, auf ihre neugierigen Blicke und die griffbereiten Waffen. Dann wird ihr Gesicht ausdruckslos.

Und sie geht mit ihm. Seite an Seite verschwinden sie in der verfallenen Burg.

Ich für meinen Teil sitze wie angewurzelt auf meinem Pferd, während mein Magen sich überschlägt und meine Fäuste so fest zusammengeballt sind, dass sich die Fingernägel in meine Handflächen bohren.

Ist das ... ein Scherz? Es *muss* ein Scherz sein.

Ich denke zurück an das erste Mal, als ich mit Mance allein in

einem Raum war, auf einem von Efeu überwucherten Boot im Wald. Ich denke daran, wie ich ihren Anblick mit den Augen verschlungen habe, wie ich mich zurückgehalten habe, um ihr nur ja nicht wehzutun, damit ich sie in der schlimmen Lage, in der wir uns befanden, so gut wie möglich umsorgen konnte. Ich weiß noch, wie viel es mir bedeutet hat, sie in der Nacht neben mir zu spüren, auch wenn ich damals noch dagegen ankämpfte. Ihre Wärme, die meinen Körper umgab wie ein Schutzschild gegen die kalte Luft. Wie eine Kerze im Gewittersturm.

Diese Nacht ist mir heilig.

Und jetzt glaubt Reltas – dieser mordlüsterne, zornige Kerl –, er könnte diesen Platz neben ihr einnehmen? Er glaubt, er könnte seinen Weg in ihr Bett *einfordern*?

Das werde ich zu verhindern wissen!

Und wenn ich dafür die ganze Burg niederbrennen muss.



MANCE, OHNE ASSET, OHNE LIVID

Noch sechs Tage bis zur Hochzeit

Reltas schiebt mich ins Zimmer, und ich stolpere nach hinten und stoße gegen eine Couch.

»Wir sollten das erst mal besprechen«, sage ich hastig. »Da wir noch nicht verheiratet sind, schickt es sich ja wohl nicht, dass wir ...«

Grinsend zieht er eine Augenbraue hoch. »Dass wir was?«

Ich schaue ihn finster an. »Sie wissen schon was«, stoße ich zwischen zusammengebißenen Zähnen hervor.

Er lacht, schüttelt seinen Mantel ab und wirft ihn auf einen Sessel. »Ganz ruhig«, sagt er. »Ich habe genauso wenig Interesse daran, ein Bett zu teilen, wie Sie. Es gibt getrennte Gemächer.«

Mit einer schnellen Drehung seines Handgelenks weist er auf zwei Türen auf gegenüberliegenden Seiten des Zimmers, eine blau gestrichen mit grünen Ranken-Schnitzereien, die andere orange mit gelben Schnitzereien in Form von Blumen. Meine Tiere winden sich unter meiner Haut, unsicher, ob er es ernst meint oder immer noch seine Spielchen mit mir treibt.

Er hat sich allerdings schon von mir weggedreht. Wenn er auf eine Reaktion von mir aus wäre, würde er mich anders ansehen. Ich komme zu dem Schluss, dass er es ehrlich meint, und atme erleichtert auf. »Dann habe ich wenigstens noch eine Woche.«

Mir ist gar nicht bewusst, dass ich laut gesprochen habe, bis er spöttisch lacht. Seine durchdringenden grünen Augen nehmen mich mit gefühlloser Belustigung ins Visier. »Kein Interesse heißt kein Interesse«, erklärt er geradeheraus. »Ich will Sie aus politischen Gründen, nicht wegen Ihres Körpers. Sie können von mir aus alleine schlafen, bis wir alt und grau sind.«

Bei seinem Tonfall sträuben sich mir die Nackenhaare. Nicht, dass ich mit ihm ins Bett gehen *möchte*, versteht sich. Schon bei der Vorstellung werden meine Tiere ganz unruhig und laufen aufgescheucht hin und her.

Ich glaube nur nicht, dass Reltas die Wahrheit sagt.

»Die Ehe ist nicht gültig, bevor sie nicht ... vollzogen ist«, gebe ich vorsichtig zu bedenken.

Das scheint ihn nicht weiter zu beunruhigen, er blickt nicht mal auf. »Solange die Eheschließung öffentlich stattfindet, wird niemand die Verbindung infrage stellen. Es ist ja nicht so, als würde jemand in unsere Gemächer kommen und überprüfen, ob wir auch alles bis zum Ende durchziehen.«

Peinlich genau wäge ich seinen Tonfall ab, beobachte seine Gesten. Es *wirkt* nicht so, als würde er lügen. Und falls er mich austricksen wollte, wären seine Worte dann nicht freundlicher? Dass er so bissig ist, beruhigt mich seltsamerweise. Ich entscheide mich, ihm seine Beteuerungen abzukaufen, und setze mich. »Dann ... danke«, sage ich.

Er verdreht die Augen. »Das war keine Gefälligkeit. Ich bin einfach nicht an Ihnen als Frau interessiert.«

»Das habe ich schon begriffen«, entgegne ich gereizt. »Trotzdem.«

Er nimmt einen Umhang von einem Haken an der Wand, der nicht so prächtig aussieht wie der Mantel, den er vorhin getragen hat, wirft ihn sich über die Schulter und wendet sich zur Tür.

»Sie gehen?«, frage ich.

»Macht es Ihnen etwas aus?«, kontert er. »Sie werden mich doch sicher nicht vermissen.«

»Ich dachte, wir wollten über den Hochzeitstag sprechen.«

»Später«, erklärt er. Dann verschwindet er auf den Korridor und lässt mich in meinen – unseren – neuen Gemächern mit der dunklen, staubigen Stille allein.

Ich schlinge die Arme um meine Knie und lasse den Blick durch den Raum schweifen.

Es sieht hier tatsächlich aus wie ein Wohnraum für Frischvermählte, auch wenn es sich extrem sauber und verdächtig neu anfühlt. Er muss erst kürzlich hier eingezogen sein, wahrscheinlich nach dem Tod seines Vaters. Zu der Zeit hat er es wohl auch renovieren lassen.

Ich versuche es mit der blauen Tür, aber die ist abgeschlossen. Also gehe ich in das Zimmer hinter der gelb gestrichenen Tür.

Es ist vollständig leer geräumt. Als hätte Reltas alles, was auch nur entfernt von Bedeutung ist, herausgeholt, bevor er mir den Zutritt erlaubte. Ich sehe Umrisse an der Wand, wo Bilder gehangen haben müssen. Die werden vermutlich seiner Mutter gehört haben. Ich fahre mit den Fingern an den Rändern entlang und überlege, was wohl darauf abgebildet war.

Es ist verstörend, so allein an diesem fremden Ort zu sein. Ich komme mir ein bisschen vor wie die Wände, von allem Vertrauten beraubt. Unvollständig. Ausgeliefert.

Und ich vermisse Silver jetzt schon. Ich wünschte, wir wären

nicht so unversöhnt auseinandergegangen. Ich habe vor meiner Abreise noch nach ihm gesucht, um mich wieder mit ihm zu vertragen, aber ich konnte ihn nirgends finden, und es war zu wenig Zeit.

Hoffentlich hasst er mich jetzt nicht.

Andererseits, wie sollte er das nicht.

Allein bei dem Gedanken wird mir das Herz schwer, und meine Tiere packt das blanke Entsetzen.

Ich hoffe, ich kann das so bald wie möglich klären und wieder zu ihm zurückkehren.

Ich schiebe die Kette um meinen Hals zur Seite und ziehe einen kleinen Lederbeutel aus dem Ausschnitt meines Kleides.

Darin sind die zertretenen Reste des Sträußchens, das ich nach unserem Streit verstreut im Korridor gefunden habe.

Es spielt keine Rolle, dass sie welk sind. Für mich sind sie immer noch schön. Sie haben immer noch die Farbe des Sonnenaufgangs.

Ich stecke den Beutel wieder weg und laufe im Zimmer auf und ab.

Was ich brauche, ist ein Plan. Denn das hier kann unmöglich meine Zukunft sein. Ich weigere mich, an einen Mann gebunden zu sein, der mich verachtet, und in einen schmucklosen Raum weggesperrt zu werden wie ein Besen in eine Abstellkammer. So werde ich ganz bestimmt nicht leben.

Das Problem ist nur, dass es mir jetzt, da Asset auf ihrer überstürzt angetretenen Mission ist, schwerfällt, mir alleine einen Plan zurechtzulegen. Sobald ich es versuche, will mein Kopf einfach nicht lange genug stillhalten, damit ich etwas konsequent zu Ende denken kann. Geblieben sind mir nur impulsive Ideen, starke Gefühle und eine hübsche Maske, die signalisiert, dass ich noch alles im Griff habe.

Das habe ich aber nicht.

Was soll ich nur tun?

Etwas blitzt vor meinem Fenster auf, und ich erstarre.

Im Wald gibt es natürlich viele Schatten. Im Gebüsch bewegt sich so manches. Aber meine Räume liegen im dritten Stock, deshalb hätte ich hier oben keine Bewegung erwartet. Und es hat beinahe ausgesehen wie ... ein Gesicht.

Vorsichtig nähere ich mich dem Fenster und spähe in die Nacht hinaus. Welches von meinen Tieren könnte mich wohl am besten vor Gefahren schützen, jetzt, da die Raubtiere weg sind? Ein großer Vogel? Ein ... Waschbär?

Erst mal sehe ich nichts als die Umrisse von Bäumen und zunehmende Dunkelheit.

Dann taucht das Gesicht wieder auf, direkt vor mir, und ein verzweifelter bernsteinfarbenes Augenpaar heftet sich auf meins.

Mir bleibt der Mund offen stehen. »Silver?!«

Ohne das geringste Zögern reißt er das Fenster auf und drängt sich hindurch, bevor er wie eine Katze auf allen vieren landet. »Wo ist er?«, fragt er mit dunkler Stimme.

Ich habe Mühe, alles zu begreifen. »Wer – Reltas? Das weiß ich nicht. Er ist weggegangen.«

»Gut. Dann wollen wir die Tür verrammeln, ehe er zurückkommt. Lässt sich dieser Schrank bewegen?«

Ich will schon antworten, bevor mir einfällt, dass ich es ja eigentlich gar nicht wissen kann. Ich weiß nicht, ob sich der Schrank verrücken lässt, ich weiß nicht, wie Silver ins Waldreich gekommen ist, und vor allem weiß ich nicht, wie er es fertiggebracht hat, mein Fenster ausfindig zu machen und hinaufzuklettern. Im Grunde weiß ich nur eins:

Ich bin überglücklich, ihn zu sehen.

»Silver ...«

Er stemmt sich mit seiner Schulter gegen den Schrank, nur um

festzustellen, dass er auf dem Boden festgeschraubt ist. »Okay, dann vielleicht das Bett? Ich könnte dich auch einfach wieder mit durchs Fenster nehmen. Dann könnten wir fliehen.«

»Silver ...«

»Nein«, ruft er und wirbelt zu mir herum. »Versuch nicht, es mir auszureden. Ich werde nicht zulassen, dass er dich zu sich ins Bett zwingt, Mance. Das wird nicht passieren. Es ist mir egal, ob das die zwischenstaatlichen Beziehungen gefährdet oder so was, es gibt einfach Grenzen, und es darf nicht sein, dass du die überschreiten musst. Das wäre nicht richtig. Er kann nicht ...«

Ich schneide ihm das Wort ab, indem ich ihm die Arme um den Hals werfe und meine Lippen auf seine drücke.

Silver braucht eine Sekunde, um die Situation zu erfassen, aber dann reagiert er mit einer Heftigkeit, die mich erschreckt. Er vergräbt seine Hände in meinen Haaren und küsst mich, als würde er nie mehr Gelegenheit dazu bekommen.

In meinem Hinterkopf versucht mir eine leise Stimme klarzumachen, dass jetzt vielleicht nicht die beste Zeit dafür ist, aber die Warnung ist undeutlich und auch schon wieder weg, bevor ich genauer darüber nachdenken kann. Also erwidere ich seine Leidenschaft bereitwillig und werfe mich so stürmisch gegen ihn, dass er nach hinten auf das Bett fällt und ich auf ihm lande, ohne dass sich unsere Lippen trennen. An diesem Ort mit den bedrohlichen, fremden Dingen vermitteln mir seine Hände auf meinem Körper Geborgenheit. Sie geben mir Wärme und Sicherheit, und ich schmiege mich an ihn und fiebere nach mehr. Ich klammere mich an das Gefühl seiner Finger, die sich in meine Hüfte graben, seiner Brust unter meinen Handflächen, seiner Zunge, die über meine gleitet.

»Ich bin so froh, dass du hier bist«, keuche ich in einer kurzen Atempause.

Ehe ich mich's versehe, hat er mich herumgeworfen und drückt mich mit lodernden Augen auf das Bett hinunter. »Tatsächlich?«, stößt er hervor. »Warum wolltest du mich dann nicht gleich von vornherein mitnehmen?«

Ich blinzele zu ihm hoch. Mein Kopf ist nicht bereit, sich eine Antwort zu überlegen, während ich einfach nur tasten, schmecken und fühlen will.

Aber als ich mich aufrichte und mir seine Lippen zurückholen will, stoppt er mich mit einer Hand auf meinem Schlüsselbein. »Warum, Mance?«, fragt er noch einmal.

Ich seufze, lasse mich auf das Bett zurückfallen und bemühe mich, einen klaren Kopf zu bekommen.

Ja, warum habe ich das nicht? Ich will ihn doch bei mir haben. Keine Frage.

Es ist mir nur nicht in den Sinn gekommen. Ich bin es nicht gewohnt, dass ich so etwas tun könnte. Wenn ich früher jemanden gebeten habe, sich mir anzuschließen, wurde ich nur enttäuscht.

»Ich ...« Ich schlucke einmal kräftig und versuche, ehrlich zu sein. »Das hätte ich wirklich tun sollen. Es tut mir leid. Ich wusste einfach nicht ... wie.«

Silvers Augen sprühen immer noch Funken, aber sie werden ein bisschen milder. Sanft nimmt er mein Gesicht zwischen seine Hände. »Ich weiß, dass du schon oft enttäuscht worden bist«, sagt er. »Aber ich bin nicht deine Vergangenheit, Mance. Wann habe ich dich je im Stich gelassen?«

»Na ja, da war dieses eine Mal.«

Er verdreht die Augen. »Ich meine, *seitdem*.«

Ich lächele. »Niemals.«

»Genau. Und ich werde dich auch jetzt nicht im Stich lassen. Ich bin hier, und ich bin bereit, eine Barrikade zu errichten oder eine

Entführung vorzutäuschen. Ich habe sogar schon mit dem Gedanken gespielt, den ganzen Palast niederzubrennen, falls dir das gefallen würde. Hier gibt es jede Menge leicht entzündliches Zeug.«

Er wedelt vage mit der Hand in Richtung Wald. Ich muss lachen. »Ich weiß das sehr zu schätzen, aber es wird nicht nötig sein. Wir teilen die Wohnung, aber nicht das Bett. Er hat sein eigenes. Irgendwo dahinten.« Ich zeige auf die gelbe Tür.

Silver folgt meinem Finger mit den Augen, dann stößt er einen langen Seufzer aus und sinkt auf mich drauf, sodass unsere Körper sich noch näher sind. Ich spüre, wie mir die Hitze in die Wangen steigt, und als er den Kopf hebt, bemerkt er es auch. Und er grinst. Seine Augen werden wieder karamellfarben, aber diesmal mit einem schelmischen Funkeln. »Soll das etwa heißen, in deinem Bett ist ... noch ein Platz frei?«

Ich ziehe sein Gesicht wieder zu mir herunter, und dieses Mal reagiert er sofort. Seine Lippen suchen meine, und seine Hand streicht über mein Bein. Ich verliere mich im Augenblick, bin so selig, ihn hier bei mir zu haben, dass ich seinen Kuss rückhaltlos erwidere. Ich zerschmelze unter ihm, schwelge in dem Gefühl, das die Berührungen in mir auslösen, trotz aller Gefahren. Es ist einfach perfekt, so unvermeidlich wie ein Naturgesetz.

Bis ein demonstratives Räuspern uns schwer atmend auseinanderfahren lässt.

Verärgert rümpfe ich die Nase. Wie viele Personen werden sich heute Nacht eigentlich noch in mein Zimmer schleichen? Wer könnte wohl ...

Ach, ich bin es nur. Genauer gesagt Asset, die auf der Fensterbank hockt und uns leicht amüsiert betrachtet. »Sosehr ich zweifellos die Erinnerung an das alles genießen werde, möchte ich doch darauf aufmerksam machen, dass es vielleicht weder der richtige Zeitpunkt

noch der richtige Ort ist und dass wir uns darauf konzentrieren sollten, uns eine Strategie zu überlegen, statt alle Vorsicht in den Wind zu schlagen.«

Ich ziehe einen Schmollmund. Asset ist so eine Spaßbremse. »Das solltest *du* doch eigentlich erledigen«, rufe ich ihr ins Gedächtnis. »Wo bist du überhaupt gewesen? Seit gestern Nachmittag habe ich dich nicht mehr gesehen.«

Ihr Blick ist eiskalt. »Finde es heraus.«

Ich kann mir nicht helfen, ich muss Silver einfach noch einen schnellen, ein bisschen verunglückten Kuss geben. Er grinst mich an, der Mund schief, die Haare zerzaust. Seine Grübchen entfalten ihre volle Wirkung.

Dann sammle ich Asset wieder ein und erwarte, dass es sich anfühlen wird wie immer. Eine kurze Verschmelzung, ein bisschen schmerzhaft und verstörend, aber auch schnell vorbei.

Nur, dass es diesmal überhaupt nicht so ist.

Ich schnappe nach Luft und klammere mich an die Laken. Denn sie zu mir zurückzuholen, ist, als würde ich mir selbst ein Messer in die Brust stoßen.

»Mance!«, ruft Silver und streckt die Hand nach mir aus. »Was ist los? Alles in Ordnung mit dir?«

Das ist es nicht. Um mich herum dreht sich alles, und mir ist schlecht, aber ich kann ihm nicht antworten. Mein Körper fühlt sich nicht mehr wie meiner an.

Wir waren noch nie so lange voneinander getrennt. Und wir hatten auch noch nie an ein und demselben Tag so völlig unterschiedliche Erlebnisse. Es ist zu viel. Anstatt dass unsere Erfahrungen zusammenfinden und verschmelzen, prallen sie mit Wucht aufeinander. Sie *bekriegen* sich.

Ich sehe die Gewitterpyramide im Dschungel, übersät mit Wach-

leuten in schillernden, hautengen Rüstungen wie meine eigene. Den Thronsaal von Primus Tibits mit seinen in die Wand eingefügten Hitzesteinen, die eine Audienz bei ihm zu einer erdrückenden, unbequemen Angelegenheit machen. Ich spüre, wie mir der Schweiß den Nacken hinunterläuft, während ich mir Assets – meine – Argumente und seine Antworten anhöre. Die Worte »Ich habe das Bündnis mit Ihrem Vater geschlossen, *nicht* mit Ihnen«. Und ich spüre das flaue Gefühl des Scheiterns in Assets Magen, als sie erfolglos abzieht. Das alles durchsetzt mit dem Ritt ins Waldreich, dem Schock über diese Behausung hier und dem Kuss, der mir noch immer durch und durch geht.

Es ist überwältigend.

Und es tut weh.

Am Ende komme ich, an Silvers Brust geschmiegt, wieder zu mir, während er mich fest in den Armen hält. Sein Körper ist vor Sorge ganz angespannt, und ich frage mich, wie lange ich wohl weg war.

»Wieder gut?«, fragt er, und das Kratzen in seiner Stimme gibt mir zu verstehen, dass es ziemlich lange gewesen sein muss.

Sanft löse ich mich aus seiner Umarmung und stehe auf. Dann gehe ich schwankend im Zimmer auf und ab, während es sich um mich dreht.

»Was ist passiert?«, will Silver wissen.

»Wir haben einen Plan«, erkläre ich und begreife das Ganze selbst erst allmählich während des Redens. »Asset versucht, andere Länder dazu zu bewegen, uns zu unterstützen, falls wir das Abkommen brechen. Aber beim ersten ist es nicht so gut gelaufen. Primus Tibits. Er war schon *immer* unser Verbündeter, daher dachten wir, es wäre ein guter Anfang. Aber ... er hält mich für schwach. Er glaubt nicht, dass ich das Zeug dazu habe, die Militärmacht aufrechtzuerhalten, die mein Vater ihm in Aussicht gestellt hat. Des-

halb will er mich nicht unterstützen. Und er hat ... nicht mal unrecht. Wir wollen keinen Krieg. Wir haben die Absicht, die Mittel anderswo einzusetzen.«

»Andere werden dir beistehen«, versichert Silver mir. »Komm wieder her. Leg dich hin. Für heute hast du genug getan. Wir regeln den Rest morgen, wenn du ausgeruhter bist.«

Ich schaue sehnsüchtig auf das Bett – auf ihn –, schüttele dann aber langsam den Kopf. Leider ist die Vernunft zu mir zurückgekehrt, und ich habe wieder einen klaren Verstand.

Deshalb sage ich, obwohl es mir fast das Herz bricht: »Du kannst nicht in diesem Zimmer bleiben, Silver.«

Er versteift sich, als würde er sich auf einen Angriff gefasst machen. »Und warum nicht?«

Ich spreche so sanft, wie ich nur kann. »Weil es eine heikle Situation ist und ich mir nicht sicher bin, wie Reltas reagieren wird.«

»Es kümmert mich nicht, wie Reltas reagiert«, stößt er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Das sollte es aber. Wenn ich einen Ausweg aus diesem Dilemma finden will, muss ich mich gut mit ihm stellen. Und das bedeutet, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Bei ihm und ... bei meinem Vater. Denn sie sind die Einzigen mit der Macht, die Vereinbarung legal zu lösen, und bis jetzt haben wir keinen Plan B. Wir arbeiten zwar dran, aber vorläufig ... sollten wir besser nichts riskieren. Okay?«

Er sieht aus, als wollte er darüber streiten, aber nach einer angespannten Weile schluckt er herunter, was immer er sagen wollte, und lässt den Kopf hängen. »Wenn es ... das ist, was du willst.«

»Ist es nicht«, versichere ich ihm. »Was ich will, bist du, so nah bei mir wie möglich. Ehrlich. Aber zumindest für den Moment ... ist es das, was ich brauche.«

Er nickt, und an seinem Kinn zuckt ein Muskel. »Kapiert. Wirklich. Ich verlasse dein Zimmer. Aber ich gehe *nicht* weit weg.«

Ich werfe einen Blick aus dem Fenster. Wir befinden uns im dritten Stock, und es sind keine weiteren Gebäude in der Nähe. »Wo willst du denn hin?«

Silver weist mit dem Kinn auf die schemenhaften Äste der Bäume um uns herum. »Es wäre nicht das erste Mal, dass ich in einem Bett aus Laubwerk schlafe.«

Ich nicke zum Zeichen, dass ich einverstanden bin. Ich bin sogar einigermaßen erleichtert, obwohl ich versuche, das nicht zu zeigen.

Er steht auf und hält mich mit festem Griff an den Oberarmen. »Falls irgendwas passiert, kann ich innerhalb von Sekunden hier sein.«

Wieder nicke ich und lächele traurig. »Das ist gut.«

Er lockert seinen Griff, seufzt und drückt seine Stirn gegen meine. Ich spüre seinen Atem auf meinen Lippen. Nur ein kleiner Ruck, und wir würden uns wieder küssen, fest zusammengepresst und nicht mehr zu trennen.

Doch er lässt seine Arme sinken und macht einen Schritt zurück, und ich widerstehe dem Drang, ihn aufzuhalten. Mit einer letzten bedauernden Grimasse duckt er sich durch das Fenster. Er springt auf einen Ast und folgt ihm der Länge nach, bis er an den Stamm gelangt. Ich stütze mich mit den Armen auf der Fensterbank ab und sehe zu, wie er sich eine halbwegs bequeme Stelle zum Schlafen sucht. Als er die gefunden hat, hockt er sich hin und nutzt seinen Mantel als Decke. Dann wandert sein Blick zurück zu mir.

Mir wird ganz warm ums Herz, als ich mit ansehe, wie er sich auf eine äußerst unbequeme Nacht vorbereitet, nur um in meiner Nähe sein zu können. Bei dem Gedanken, dass er so etwas für mich tut, überkommt mich eine schmerzliche Art von Glücksgefühl.

Ich werfe ihm eine Kusshand zu. Dann mache ich mich daran, meine Kissen so umzudrapieren, dass ich direkt in seiner Blickrichtung liegen kann. Bilde ich es mir ein, oder hat sich da nicht gerade vor Freude eine Seite seines Mundes leicht angehoben?

Nachdem ich mich hastig in einer anderen Ecke des Zimmers umgezogen habe, gehe ich ins Bett und versuche, in den Schatten seine Augen ausfindig zu machen. Er lehnt am Baumstamm, und ich spüre, dass er meinen Blick erwidert. Die Nacht ist still und reglos, aber das Wissen, dass Silver da draußen ist und aufpasst, vermittelt mir ein Gefühl von Geborgenheit. Zuerst glaube ich nicht, dass ich überhaupt einschlafen kann.

Am Ende aber überwältigt mich doch der ganze Stress des Tages – meiner und der von Asset –, und mir fallen die Augen zu.

Und obwohl ich unruhig schlafe, habe ich keine Albträume.

Denn ich könnte schwören, dass ich selbst im Traum noch Silvers wachsame Blicke spüre.

12



SILVER

Noch fünf Tage bis zur Hochzeit

Als ich aufwache, habe ich ein Messer an der Kehle.

Es ist zwar nicht das erste Mal, aber an so etwas gewöhnt man sich wohl nie, deshalb brauche ich eine Minute, um mich zu orientieren.

Anscheinend bin ich auf einem Baum.

Das Mädchen am anderen Ende des Messers hat lange weiße Haare, die zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden sind. Ihr Gesicht ist von Kletterpflanzen umrahmt, und sie fixiert mich mit einem vernichtenden Blick.

»Guten Morgen«, sage ich höflich. »Wer bist du denn?«

»Kiar, und du?«

»Silver.«

»Freut mich.«

»Tatsächlich?« Ich drücke mich gegen die Baumrinde, um etwas Abstand zwischen meinem Hals und ihrer Klinge zu schaffen. »Mich eher nicht. Ich möchte ja nicht unhöflich sein, aber darf ich fragen, warum du mich ausgerechnet so wecken musstest?«

Sie drückt nur noch fester zu und nimmt mir damit jede Möglichkeit, ihr zu entkommen. »Du kampierst vor den Gemächern des Primus«, zischt sie.

Ich schaue auf die Fenster uns gegenüber und stelle fest, dass Mances Zimmer leer ist. Durch das übernächste Fenster sehe ich sie mit Reltas beim Frühstück. Die beiden scheinen sich bei Spiegeleiern und verschiedenem gerösteten Wurzelgemüse verlegen und unbeholfen zu unterhalten. Meine Lippen verziehen sich. »Streng genommen ja.«

»Und du bist angezogen wie ein Soldat aus dem Klippenreich. Hast du ein Attentat geplant?«

»Nur, wenn er mir einen Grund dafür liefert«, antworte ich möglicherweise ein bisschen zu spontan.

Kiar bekommt große Augen, und sie schaut erst zum Fenster, dann mit einem katzenartigen Lächeln wieder zu mir. »Oh, verstehe.«

Ruckartig wende ich ihr meine Aufmerksamkeit zu. Warum bin ich nur so leicht zu durchschauen? Ich könnte mich ohrfeigen. »Na toll«, sage ich. »Du verstehst. Wie wäre es dann, wenn du mal das Messer da wegnehmen würdest?«

Sie stößt ein unfreundliches Lachen aus. »Eher nicht. Du bist in sie *verliebt*. Und Liebe treibt die Menschen dazu, unkluge Dinge zu tun. Zum Beispiel Reltas in einem Anfall von Eifersucht zu töten. Was bedeutet, für die nächste Zeit hast du dir einen Wachhund eingehandelt. Nämlich mich. Und ich garantiere dir: Du wirst ihm kein Haar krümmen, und du wirst diese Vereinbarung auch nicht zum Scheitern bringen.«

»Kommt mir ein bisschen extrem vor«, brumme ich. »Hast du nichts Besseres zu tun?«

»Du hast recht. Es wäre viel einfacher, dich gleich jetzt zu töten,

um sicherzugehen und mehr Zeit für meine restlichen Aufgaben zu haben.«

Meine Lippen haben sich schon zu einem verächtlichen Grinsen verzogen, und ich will gerade antworten, da lacht Mance über etwas, das Reltas gesagt hat, laut genug, dass es durch die Fensterscheibe dringt. Verärgert schaue ich hinüber. Was kann dieser brutale Mistkerl mit den zotteligen Haaren schon Lustiges von sich geben?

Ich reiße mich zusammen und wende mich wieder Kiar und der Frage nach Leben oder Tod zu, die jetzt wohl für mich Vorrang haben sollte.

Nur um sie dabei zu ertappen, wie sie selbst erst noch ihren finsternen Blick vom Fenster losreißen muss.

Na, das ist ja interessant!

Ich ziehe eine Augenbraue hoch, und mein Grinsen wird zu einem Schmunzeln. »Weißt du, gerade fällt mir auf, dass du ja *ebenfalls* auf einem Baum hockst und anderen Leuten beim Frühstück zuschaust. Und du scheinst es mächtig eilig damit zu haben, jedem, der deinem Primus gefährlich werden könnte, mit dem Tod zu drohen.«

»Na klar«, faucht sie zurück. »Ich bin dem Walddreich treu ergeben, und Reltas ist sein Oberhaupt.«

»Nennst du deshalb seinen Namen immer ohne Titel?«

Sie zieht ein bitteres Gesicht, ihr Mund wird verkniffen, und die Wangenknochen drücken sich nach außen, während sie die Luft einzieht. Doch so schnell, wie er gekommen ist, ist dieser Ausdruck auch schon wieder verschwunden, und sie wirft sich das rankendurchgezogene Haar mit übertrieben wirkender Gleichgültigkeit über die Schulter. »Na und«, erklärt sie. »Es ist kein Geheimnis, dass mir etwas an ihm liegt. Aber das ändert nichts an der Situation, und *deine* Gefühle tun das auch nicht.«

Ich ziehe die Augenbrauen hoch. »Soll das etwa heißen, du *willst*, dass sie heiraten?«

»Ich will selbstverständlich das, was er will. Und dafür werde ich auch sorgen. Egal, wen ich alles dafür töten muss. Wenn nötig, schreibe ich dich gerne mit auf die Liste.«

Sie plustert sich auf in dem missglückten Versuch, mich einzuschüchtern, aber ich höre schon gar nicht mehr zu. Ich bin ganz auf ihr Haar fixiert, auf seine eigenartige Farbe und die ausgefallene Verzierung. Etwas, das Mance erzählt hat, regt sich in meinem Hinterkopf.

»Du warst es, die die Schriftrolle in der Randzone vergraben hat, stimmt's?«, sage ich.

Wieder wechselt mehrmals rasch hintereinander ihr Gesichtsausdruck. Es kommt mir ganz so vor, als würde es ihr nicht gefallen, dass ich schon zwei Sachen über sie richtig erraten habe, aber die Todesfälle lässt sie sich gern als Verdienst anrechnen, deshalb überwiegt am Ende ein knappes Lächeln.

»Das war *mein* Wohnviertel«, schnauze ich sie an. »Du hast meine Freunde und Nachbarn umgebracht.«

»Ihr habt meine zuerst umgebracht.«

»Genau genommen haben die meisten Menschen in der Randzone alles dafür getan, nicht in irgendwelche Kriege hineingezogen zu werden.«

»Meinst du vielleicht, das interessiert mich? Sie haben trotzdem mitten zwischen unseren toten Truppen kampiert. Ja, ich habe die Hände auf sie gehetzt. Und es tut mir überhaupt nicht leid. Es ist nur *ein* Beispiel dafür, wie weit ich bereit bin zu gehen. Solange du also nicht den Mumm hast, dich auf diesem Niveau mit mir zu messen, empfehle ich dir, dich bei dieser Verlobung besser nicht einzumischen.«

Mit noch immer finsterem Blick rutsche ich ein Stück nach hinten. »Und wenn ich doch den Mumm habe?«

Ihr Grinsen wird breiter. »Na, dann los. Bei mir hat sich in letzter Zeit eine Menge Aggression angestaut, und ich suche nach einem neuen Ventil. Dich ein bisschen zu quälen, würde da gut passen.«

»Kiar.« Reltas steckt seinen Kopf aus dem Fenster und schaut uns böse an.

Genau genommen hauptsächlich mich. Mir läuft es unbehaglich den Rücken runter. Hab ich jetzt etwa Mances Pläne zerstört, sich gut mit ihm zu stellen?

Die kalte Wut da gerade auf seinem Gesicht erinnert mich an die Miene, die er im Kampfring aufgesetzt hatte, und ich komme mehr und mehr zu der Überzeugung, dass sie niemals nur vorge täuscht war.

Kiar dagegen scheint das nicht zu berühren. Sie streckt ihm die Zunge raus, packt allerdings ihr Messer weg und zieht sich über den Ast zurück. An seinem Ende angekommen, schwingt sie sich weiter, ohne überhaupt hinzuschauen. Als sie mühelos im übernächsten Baum gelandet ist, verschmilzt sie schnell mit den Schatten. Vorher deutet sie allerdings noch mit zwei Fingern auf ihre eigenen Augen und dann auf meine, um mir zu verstehen zu geben, dass sie mich weiter beobachten wird.

Als ich mich schließlich wieder zu den Zimmern des Primus umdrehe, sieht mich Mance mit großen Augen an, während Reltas Kiar nachschaut. So lange, wie er sie im Blick behält, bekomme ich den Eindruck, dass die Zuneigung des Mädchens nicht ganz unerwidert bleibt. Und als er mich dann mit fast greifbarer Warnung anschaut, bestätigt das meine Vermutung nur noch.

Nun, zum Wegducken ist es jetzt jedenfalls zu spät. Ich muss das Beste aus der Situation machen.

Also werfe ich ihm, statt in die andere Richtung davonzulaufen, ein finsteres Lächeln zu.

Denn mit ein bisschen Glück ...

... habe ich da eine Schwäche entdeckt, die ich zu meinem Vorteil nutzen kann.

MANCE, OHNE ASSET, OHNE LIVID

Noch vier Tage bis zur Hochzeit

Meine ersten beiden Tage im Waldreich waren angespannt. Um nicht zu sagen chaotisch.

Mein Vater weigert sich, mit mir zu reden, obwohl ich wiederholt darum gebeten habe. Ich habe ihn seit meiner Ankunft überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekommen, nicht mal zu den Mahlzeiten. Mein Verlobter behandelt mich immer nur mit Geringschätzung, trotz meiner demonstrativen Freundlichkeit. Und jedes Mal, wenn Silver in meine Nähe kommt und ich mich schon auf eine kleine Pause von den Planungen einer Hochzeit freue, die ich mit beinahe allen Mitteln verhindern möchte, taucht dieses weißhaarige Mädchen auf und macht Ärger.

Ich kann sie nicht leiden.

Inzwischen ist Asset ins Sumpfreich abgereist, um einen zweiten Anlauf für ein Bündnis zu unternehmen, das wir immer dringender zu brauchen scheinen, da *ich* eindeutig nicht weiterkomme. Aber ohne ihre Logik, die mich im Gleichgewicht hält, werde ich von mei-

nen Gefühlen überwältigt. Meine Tiere winden sich so heftig unter meiner Haut, dass ich jeden Augenblick damit rechne zu platzen.

Vor allem, weil sie spät dran ist.

Sie sollte mich eigentlich schon vor einer Stunde auf dieser gruseligen, schattigen Lichtung treffen, aber ich bin immer noch die Einzige weit und breit. Was hält sie bloß auf?

Was, wenn das alles schiefgeht?

Irgendwo zerreißt ein Wolf mit seinem Heulen die Stille der Nacht, und mein Puls schießt ungebremst nach oben, während meine Gedanken völlig aus dem Ruder laufen.

Das war doch nicht etwa ... *mein* Wolf?

Ich starre in die Dunkelheit und versuche, mich zu erinnern, ob Wölfe in dieser Gegend heimisch sind. Ich verhalte mich still und hoffe auf Antwortrufe eines Rudels, auf irgendeine Gewissheit, dass das Geheul gerade eben nur ein Zufall war und überhaupt nichts mit mir zu tun hatte.

Nicht aus der Kehle eines Tieres kam, das auf den Ruf von Livid geantwortet hat.

Aber der Wald ist wieder verstummt, fast so, als würde er abwarten, und mir läuft es kalt den Rücken runter.

Ist sie hier?

Beobachtet sie mich?

Mit einem Mal wirken die Schatten näher. Dunkler. *Lebendig*.

Ich stehe kurz vor einer ausgewachsenen Panikattacke, als plötzlich ein Mädchen mit meinem Gesicht und düsterer Miene vor mir auftaucht.

Ich kreische auf und taumle nach hinten, bevor ich den zweckmäßigen Haarknoten und die praktische Hose mit den vielen Taschen bemerke. Und den Schlamm, mit dem sie von Kopf bis Fuß überzogen ist.

Verlegen schlucke ich einmal kräftig und schaue mich ein letztes Mal fieberhaft um, bevor ich auf sie zugehe und sie am Arm packe.

»Du bist zu spät«, fauche ich sie an. »Und wie du aussiehst! Was ist passiert?« Aber dann schüttele ich den Kopf. »Schon gut. Das erlebe ich ja gleich sowieso.« Und sie wird erfahren, was ich gerade gehört habe. Sie wird wissen, was zu tun ist. Ich greife nach meiner Magie, um sie wieder in meinen Körper zu holen, da ...

»Warte!«, ruft Asset.

Ich halte inne, erstaunt über diesen Gefühlsausbruch. Asset ist doch sonst so unaufgeregt. »Was ist denn los?«

Sie fährt sich mit der Hand durch das verklebte Haar, und erst jetzt fällt mir auf, dass sie schwer atmet. Sie sieht erschöpft aus.

»Mach dich auf was gefasst«, sagt sie leise.

Eine bange Vorahnung packt mich, als ich merke, wie schwer erschüttert sie ist. Meine Tiere winden sich wieder und verursachen eine Gänsehaut auf meinen Armen. »Worauf?«, frage ich. »Alles in Ordnung mit dir?«

Sie schüttelt nur einmal den Kopf, und mein Unbehagen wächst. Ich habe das Gefühl, der ganze Wald sieht uns zu und sitzt mir im Nacken.

Am Ende halte ich es nicht mehr länger aus. Ich hole sie hastig zurück, denn das Warten kommt mir schlimmer vor, als die Wahrheit zu erfahren.

Doch da täusche ich mich.

Ich sehe das Sumpfreich, stinkend und mit faserigem Moos und glitschigem Matsch unter meinen Füßen. Das gesamte Land wird gesichert von einer riesigen Kuppel aus verwobenen magischen Seilen, die Primus Artro erschaffen hat. In ihrer kunstvollen Anordnung und mit den Mustern, die sie in die Schatten werfen, sind sie ein wahres Wunderwerk.

Aber ich habe noch nie versucht, mich unangekündigt durch sie hindurchzuschlängeln.

Ich wusste nicht, dass sie den Befehl haben, Eindringlinge anzugreifen.

Bis sie über mich herfallen.

Ich – Asset – versuche, meinen Arm loszureißen, aber dadurch schlingt sich das Seil nur noch fester um mich. Ranken winden sich aus der restlichen Mauer und greifen nach meinem Körper. Schneller, als ich sie abwehren kann, wickeln sie enge Fesseln um meine Haut.

Dann legen sie sich um meinen Hals.

Ich schicke eine Kopie von mir auf die andere Seite der Mauer, und sie läuft auf die Burg zu, aber es hat keinen Zweck. Über meinem Kopf holt ein Seil aus, wickelt sich um ihren Knöchel und bringt sie zu Fall. Dann fesselt es auch sie. Ich höre sie schreien.

Durch den Mangel an Luft fange ich schon an, schwarze Flecken zu sehen, und aus lauter Verzweiflung beschwöre ich in schneller Folge so viele Kopien von mir herauf, wie ich es schaffe. Ich stoße sie durch die Barriere meiner Haut und hoffe, dass eine von ihnen es fertigbringt, lange genug der Magie des Primus zu entkommen, um Hilfe zu holen.

Aber die Seile scheinen überall zu sein. Sie holen aus, packen und umschlingen, bis Aberdutzende Versionen von mir verzweifelt gegen die bezwingende, verheerende Macht von Hanffasern und Magie ankämpfen.

Und ich, Mance, durchlebe jede einzelne Qual aufs Neue. Ich werde unzählige Male erdrosselt, bis ich meine eigene Angst aus jedem erdenklichen Winkel heraus spüre, meinem drohenden Tod aus Dutzenden von Perspektiven entgegenreise. Auf jedem Zentimeter meines Körpers brennen Seile, und ich japse unwillkürlich nach Luft, obwohl längst keine Fesseln mehr da sind. Ich werfe mich im Dreck des Waldbodens auf die Knie und flehe darum, dass es aufhört.

Das tut es am Ende auch. Primus Artro ruft die Seile zurück, aber trotz all der Qualen können wir ihn nicht dazu bewegen, uns zu unterstützen. Als wäre die Botschaft seiner Kuppel nicht schon deutlich genug gewesen, gibt er noch einmal eindringlich zu verstehen, dass er und sein Volk nichts weiter wollen, als in Ruhe gelassen zu werden. Er verweigert uns seine Hilfe, und als Asset noch einmal nachhakt, lässt er sie von seinen Seilen endgültig aus dem Land vertreiben.

Nicht nur, dass wir uns bei ihm keine Unterstützung sichern konnten, möglicherweise haben wir unsere Beziehungen zu ihm auch noch dauerhaft beschädigt. Die ganze Sache war ein totaler Fehlschlag.

Und das weiß Asset auch.

Ich spüre ihre brennende Schmach, den bitteren Geschmack der Niederlage in meiner Kehle. Ich war jetzt schon in zwei Nachbarländern und habe nichts vorzuweisen. Es läuft ganz und gar nicht gut.

Asset sollte eigentlich als Nächstes das Küstenreich aufsuchen, aber sie hat, lange bevor wir uns wieder vereinigt haben, entschieden, dass es jemand anders von uns machen muss. Ihre unverblühten Ansagen und ihre zupackende Art sind vielleicht doch nicht ganz das Richtige.

Sie hat schon alles genau durchdacht, und ich folge ihrem Rat und schicke an ihrer Stelle Poise. Im Sternenlicht blinzeln, taucht sie vor mir auf.

Sie müsste im Grunde genauso erschöpft und niedergeschlagen sein wie ich, aber wie sie da so vor mir steht, mit ihrem leicht angehobenen Kinn und der geraden Körperhaltung, strahlt sie Würde und Eleganz aus. Mit betont ungerührtem Gesicht schaut sie mich durch die Finsternis hindurch an und dreht gedankenverloren ihre Haare zu etwas zusammen, das sich sehen lassen kann.

»Kommst du denn hier ohne mich zurecht?«, erkundigt sie sich taktvoll.

»Es wird schon gehen«, entgegne ich schnippisch. »Ich brauche dich nicht.« Meine Sprache ist schroff und schonungslos, weil Poise jetzt nicht mehr da ist, um sie abzumildern. Aber sie ist zu höflich, um darauf hinzuweisen.

»Dann viel Glück«, sagt sie und steckt die letzte Haarsträhne an die richtige Stelle. »Sobald ich kann, bin ich wieder da.«

Sie dreht sich nach Osten, wo das Mondlicht ihre Silhouette erhellt. Ihre Augen nehmen einen entrückten Ausdruck an, als sie den Blick auf etwas weit Entferntes richtet. Dann ist sie auch schon fort und lässt mich in der Dunkelheit allein.

Nach einer Minute reiße ich mich los. Ich muss mich auf das Hier und Jetzt konzentrieren, und das bedeutet als Erstes, dass ich so schnell wie möglich in den Palast zurückkehre, bevor noch jemand meine Abwesenheit bemerkt.

Es hat keinen Sinn zu versuchen, diesen Wolf zu finden. Es war wahrscheinlich nur irgendein beliebiger. Sie sind hier heimisch. Jetzt, da ich wieder klar denken kann, fällt es mir ein. Im Übrigen hätte Livid, falls sie tatsächlich in der Nähe wäre, mich bestimmt angefallen, als ich im Schlamm auf den Knien lag und hilflos den Bildern in meinem Kopf ausgeliefert war.

Also verdränge ich das Ganze, so gut es geht, und hieve mich auf einen Baum in der Nähe. Dann klettere ich die Äste hoch, um eine bessere Aussicht zu bekommen. Die Kratzer von den Zweigen und das klebrige Gefühl von Harz zwischen meinen Fingern ignoriere ich einfach.

Es sind schon zwei Tage vergangen, und ich habe rein gar nichts erreicht. Nur Kleiderproben, Auswahl der Servietten sowie endlose Beratungen über Musik und Farbgestaltung. Was besonders ärger-

lich ist, denn ich habe den starken Verdacht, dass Reltas mir all diesen Kleinkram aufhalst, damit ich ihm nicht im Weg bin.

Seit unserem ersten angespannten gemeinsamen Frühstück hat er kein einziges Mal mehr meine Gesellschaft gesucht. Sein Interesse an mir beschränkt sich auf die Heirat und auf das, was auch immer er sich davon verspricht. Aber über dieses Thema schweigt er sich, sooft ich ihn lange genug zu Gesicht bekomme, um ihn darauf anzusprechen, beharrlich aus.

Wenn ich an seinen Überfall auf die Randzone und den permanent in ihm schwelenden Zorn denke, fürchte ich mich vor der Antwort.

Und in der Zwischenzeit fühle ich mich wie ein Tier im Käfig.

So muss es wohl auch für Livid gewesen sein.

Der Gedanke erschreckt mich, und ich verdränge ihn schnell wieder. Stattdessen gebe ich mir einen Ruck und klettere angestrengt weiter, bis ich schließlich mit dem Kopf durch das Laubwerk stoße und einen Überblick habe. Ich suche nach einer Lichtung in der Nähe der Burg, auf die ich mich befördern kann.

Nur leider ist es inzwischen dunkler geworden, und ich kann nicht weit sehen. Während meiner Kletteraktion haben sich Wolken vor den Mond geschoben. Alles um mich herum ist einfach nur ... schwarz. Und fremd. Ich bin mir nicht mal mehr sicher, in welcher Richtung die Burg liegt.

Mich beschleicht eine zunehmende Panik, als mir bewusst wird, dass ich mich in diesen Schatten heillos verirren könnte. Meine Tiere zappeln wild in meinem Bauch, während ich mich bemühe, irgendwo einen Anhaltspunkt zu erkennen.

Plötzlich sehe ich in der Ferne ein einzelnes Licht tanzen. Und dann ist es auch schon wieder weg.

Ich spähe angestrengt zu der Stelle hin, wo ich es gesehen habe, in der Hoffnung, dass es erneut auftaucht.

Das tut es auch. Dankenswerterweise bleibt es in einer Lücke zwischen den Bäumen stehen und ist auch hell genug, dass ich die Umrisse einer schemenhaften Gestalt ausmachen kann, die das Licht hochhält.

Ich kann die Person aber nicht erkennen. Dazu ist sie viel zu weit weg.

Aber der Umhang ist mir vertraut.

Reltas zieht ihn sich jeden Abend über, bevor er unsere Gemächer verlässt. Und nie will er damit herausrücken, wohin er geht und wann er zurück sein wird.

Eine vage Hoffnung lässt meine Tiere meine Wirbelsäule hinaufhuschen. Nach dem Tag, den ich hinter mir habe, könnte ich einen Erfolg wirklich gut gebrauchen, und vielleicht ist ja jetzt einer in Sicht.

Es wird Zeit, endlich dahinterzukommen, was genau Reltas zu verbergen hat.

Er setzt die Laterne ab und entfernt sich in die andere Richtung. Ich nutze die Gelegenheit.

Sobald ich sehe, wie mein Körper, düster und weit weg, in dem Lichtkegel auftaucht, werfe ich mich wieder hinein. Dann ziehe ich mich hastig in die Schatten zurück. Ich hocke mich hin und blinzele mich durch die Erinnerungen und die Schmerzen.

Ich glaube nicht, dass er mich gesehen hat.

Während ich mit angehaltenem Atem warte, bis sich meine Gedanken beruhigen, schaue ich mich um. Ich stelle fest, dass das hier gar keine Lichtung ist, sondern ein Teil der ehemaligen Stadt, der von einer Explosion dem Erdboden gleichgemacht wurde. Reltas steht mitten in einem baufälligen Haus, in dem die Wände eingefallen und die Möbel zerbrochen sind. Ich habe mich ungewollt in eins der zerstörten Schlafzimmer geflüchtet.

Mit einem Mal ist mir unbehaglich zumute. Damit habe ich nicht gerechnet.

Das trübe, gelbe Licht der Laterne offenbart vereinzelte Anzeichen für ein zerstörtes Leben. Die bestickte Ecke einer zerfransten Steppdecke. Eine Kiste mit aussortierten Spielsachen. Ein zersplitterter Pfosten mit Einkerbungen für Größenabmessungen und Namen daneben.

Ich schaue zurück zu Reltas, aber er macht nicht viel. Wühlt nur nach etwas in der bloßen Erde zwischen den Dielenbrettern. Ich recke den Hals, um zu sehen, was es ist, doch als er sich aufrichtet, sind seine Hände leer. Meine Schultern sacken zusammen.

Danach steht er einfach nur da und starrt auf seine Schuhe, und es erscheint mir immer unwahrscheinlicher, dass ich überhaupt noch etwas herausfinden werde.

Ich rühre mich und überlege, ob ich etwas sagen soll. Ob ich ihn dazu zwingen soll, mir zu erklären, weshalb ich eigentlich hier bin. Nicht unbedingt in diesem zerfallenen Haus, sondern hier im Waldreich mit der Aussicht, seine Frau zu werden. Vielleicht ist er ja in diesen Wäldern, in der Stille der Nacht etwas zugänglicher.

Doch gerade als ich zögernd einen Schritt nach vorne mache, erzittert plötzlich der Boden wie bei den ersten Vorboten eines Erdbebens. Ich erstarre.

Denn ich weiß, was diese Erschütterung bedeutet.

Dieses Mal handle ich schnell und klettere auf eine halb abgebrochene Kommode, während Reltas sich auf die hohe Rückenlehne eines demolierten Sofas mir gegenüber hockt und überhaupt nicht überrascht aussieht.

Zwischen uns brechen auf einem freien Stück Erde mitten im Dielenboden zwei Paar Hände durch die Oberfläche und wirbeln den Dreck auf.

Ich reiße ein baumelndes Stück Holz von der Kommode und wappne mich für einen Angriff. Hoffentlich bin ich jetzt hoch genug. Hinter meinem Brustkorb regt sich die Angst und auch eine abgrundtiefe Erschöpfung. Habe ich heute denn nicht schon genug durchgemacht?

Aber es kommt nichts mehr.

Er hat nur zwei Paar Hände heraufbeschworen. Hier in diesem verlassenen Trümmerhaufen, ohne irgendetwas drum herum.

Verwirrt ziehe ich die Augenbrauen zusammen und versuche, mir irgendeinen möglichen Zweck zusammenzureimen.

Aber ich werde ihn ganz bestimmt nicht *jetzt* danach fragen, also fange ich damit an, dass ich bei den Armen selbst nach Anhaltspunkten suche.

Sie sind eigentlich nicht weiter bemerkenswert. Ein Paar ist schlank und weiblich, das andere muskulös und männlich. Irgendwelche besonderen Kennzeichen haben beide nicht, keine Ringe oder Armreifen zum Beispiel.

Interessant ist, dass keins von beiden sich nach mir ausstreckt, nicht einmal für eine Sekunde. Sie haben es eilig, an der Erde unter Reltas zu kratzen, und zerreißen mit ihren schmutzigen Nägeln den Stoff des Sofas in ihrer Hast, zu ihm zu gelangen.

Mir fällt auf, dass der Stoff an dieser Stelle schon völlig zerfetzt ist, ein großes, ausgefranstes Gewirr.

Langsam richte ich den Blick auf Reltas' angespanntes Gesicht, und mir wird klar, dass er hier nicht zum ersten Mal Hände heraufbeschworen hat. Sondern schon sehr, sehr oft.

Zu wem die wohl gehören? Sicher zu Menschen, die er kennt. Seinen ... Eltern vielleicht? Wenn ich mir die große, kräftige Gestalt von Primus Gore in Erinnerung rufe und sie mit dem männlichen Händepaar vergleiche, kann das schon stimmen.

Diese Erkenntnis löst eine ganze Flut von widerstreitenden Gefühlen in mir aus. Mir wird ein bisschen übel, und ich wünschte, ich wäre Reltas gar nicht erst gefolgt. Was immer er hier mit den ausgestreckten Armen seiner toten Eltern anstellt, hat nichts mit seinen Plänen mit mir zu tun. Es ist persönlich, privat, und ich möchte ebenso wenig hier sein, wie er mich hierhaben will. Ich habe schließlich immer noch Heart in mir.

Deshalb werde ich ganz still und nehme mir vor, ihm niemals zu erkennen zu geben, dass ich das hier miterlebt habe. Ich bin bereit zu warten, bis er geht, um dann schnell auf einen Baum zu klettern und vor ihm zu Hause zu sein, damit ihm nicht mal der leiseste Verdacht kommt. Ich verhalte mich so still wie möglich und verharre mehrere lange, grauenvolle Minuten in angespanntem Schweigen. Die einzigen Geräusche kommen von dem leisen Summen des Waldes sowie dem Kratzen über Stoff und dem sanften Rieseln von durchwühlter Erde.

Hier müssen seine Eltern gestorben sein. Ich kann nicht glauben, dass ich in einen so ehrwürdigen Ort eingedrungen bin. Ich halte den Blick gesenkt und vertreibe mir die Zeit damit, dass ich die Narben an meinen Fingern zähle und mich an die Kämpfe erinnere, die sie mir eingetragen haben. Erst als ich höre, wie Reltas scharf die Luft einzieht, schaue ich wieder hoch. Ich bekomme große Augen.

Schwitzend hat er die Rückenlehne der Couch gepackt, mit Handgelenken, die vor Anspannung schon ganz weiß sind. Seine Augen sind fest auf die Arme gerichtet, und er beugt sich gefährlich nah zu ihnen hinunter. Es sieht aus, als würde er gleich fallen.

Die Hände reagieren mit fieberhafter Aktivität auf seine Nähe. Sie wedeln direkt vor seiner Nase durch die Luft, als wollten sie ihn packen und zu sich nach unten ziehen. Als wollten sie ihn ebenfalls begraben.

Genau das beabsichtigen sie wohl auch.

Und so, wie Reltas sich mit aller Kraft zurückhalten muss, hätte ein Teil von ihm anscheinend auch nichts dagegen.

Mir dreht sich der Magen um. Ist das etwa die dunkle Seite seiner Magie? Würden sich alle Hände der Toten ihm gegenüber so verhalten, sobald er in ihre Nähe käme, oder liegt es nur daran, dass er zu diesen speziellen Händen eine emotionale Bindung hat? Mir fällt wieder ein, dass es Kiar war, die die Schriftrolle in der Randzone vergraben hat, und Reltas sich überhaupt nicht hat blicken lassen. Er kann natürlich mit anderen Dingen beschäftigt gewesen sein, aber es ist auch möglich, dass er, wäre er dabei gewesen, sofort von Händen überschwemmt gewesen wäre.

Oder er hätte sich, nach seinem Verhalten in diesem Augenblick zu urteilen, mitten in den Ansturm gestürzt und sich hinabziehen lassen.

»Tu's nicht«, sage ich leise.

In der Stille der Nacht kommen meine Worte einer Explosion gleich.

Sein Blick schwenkt ruckartig in meine Richtung, er macht mich zwischen den Schatten ausfindig und faucht mich mit wutverzerrtem Gesicht an: »Was machst *du* denn hier?«

Aber die Macht, die die Arme über ihn haben, scheint nachzulassen, wenn er nicht mehr so auf sie fixiert ist. Deshalb halte ich, ohne groß darüber nachzudenken, seinen Blick gefangen, steige von der Kommode herunter und trete in den Lichtkegel. »Nicht so«, sage ich.

In seinem Gesicht spiegelt sich der blanke Hass, während er mich ansieht, als hätte er mich dabei ertappt, wie ich sein Tagebuch lese oder seine Sachen durchstöbere. Trotzdem schaut er nicht weg. Langsam wird unter meinem starren Blick sein Atem gleichmä-

ßiger, und er lehnt sich zurück, außer Reichweite. Die Geräusche von Nägeln auf Holz und von reißendem Stoff durchdringen die Stille, aber unser Blickkontakt bleibt bestehen, keiner von uns senkt den Kopf. Seine Miene ist finster, aber am Ende schwächt sich das Kratzen ab.

Nach einer gefühlten Ewigkeit ist ein seltsames Schleifen zu hören, und Reltas entspannt sich, bricht hastig und zornig den Blickkontakt ab, missmutig darüber, dass er ihn so lange gehalten hat. Dass er nicht anders konnte.

Und dann ist nichts mehr zwischen uns als Schweigen und ein Fleckchen leerer, frisch umgegrabener Erde.

In der aufgeladenen Stille verstreichen die Sekunden.

Schließlich springt er ungehalten von der Couch und hat in zwei langen Schritten den Abstand zwischen uns überbrückt. Das Licht der Laterne verstärkt den finsternen Blick auf seinem Gesicht.

»Wie kannst du es wagen ...«

»Machst du das etwa jede Nacht?«, schneide ich ihm das Wort ab. »Alleine?« Reltas ist zwar nicht gerade mein Lieblingsmensch, aber trotzdem macht mich der Gedanke tieftraurig.

»Das geht dich gar nichts ...«

»Wer war hier zu Hause?« Ohne Poise habe ich nicht so große Hemmungen, ihm ins Wort zu fallen, und überlege auch nicht, ob meine Fragen unhöflich sein könnten. Ich bin ihm ja bereits zu nahe getreten, und er ist ohnehin schon sauer, da kann ich genauso gut alles fragen, was ich auf dem Herzen habe.

»Meine Mutter, wenn du es unbedingt wissen willst«, antwortet er widerwillig. »Bis *dein* Vater ihr den Krieg direkt vor die Haustür getragen hat.«

»Hat sie zu der Zeit denn nicht schon im Palast gewohnt?«

»Selbstverständlich hat sie das. Aber an diesem speziellen Tag

wollte sie *mich* in Sicherheit bringen. Es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, dass dein Vater Zivilisten angreifen könnte.« Er spuckt mir die letzten Worte beinahe ins Gesicht, damit auch ja kein Zweifel bleibt, dass er nur deshalb meine Fragen beantwortet, weil er mir damit ein weiteres Fehlverhalten meines Vaters anlasten kann.

Aber ich habe das Zittern in seiner Stimme bemerkt, als er »mich« sagte. Und ich kann zwei und zwei zusammenzählen und mir denken, dass sie an jenem Tag gestorben sein muss, während sie ihn gerettet hat. Denn er steht ja hier vor mir, und von ihr sind nur zwei Hände in einem zusammengefallenen Haus übrig geblieben.

»Es tut mir furchtbar leid«, sage ich atemlos.

Das macht ihn nur noch wütender. »Ich will dein Mitleid nicht.«

»Das weiß ich.«

»Es ist armselig.«

»Okay.«

»Ich verberge wenigstens meine Schwäche. Du verbirgst deine *Stärke*. Willst sie auf keinen Fall einsetzen. Lieber bleibst du unzufrieden.«

Ich habe schon den Mund auf, um etwas Beschwichtigendes zu sagen, aber als mir bewusst wird, was er da gesagt hat, stockt mir der Atem. »Woher ... woher weißt du von ...«

Er grinst hämisch, offensichtlich froh, dass es etwas gibt, auf das ich reagiere, etwas, das endlich das Gespräch von ihm weglenkt. »Ich bin ihr begegnet, schon vergessen?«

Ich hatte es vergessen. Oder, besser gesagt, ich hatte nicht darüber nachgedacht, was es bedeutete. Dass er diesen Teil von mir gesehen hat. Den Teil von mir, den ich selbst kaum ansehen mag, den ich nicht mal *Silver* gezeigt habe.

Meine Tiere huschen durch meinen Körper und wissen nicht, wohin mit sich. Ich spüre die Leere, dort, wo ihre Raubtiere früher

umhergestreift sind, und ich könnte schwören, dass ich für eine Sekunde wieder – weit weg – den Wolf höre. Aber die meisten meiner Geschöpfe drängt es viel zu sehr danach, sich zu verstecken. Verzweifelt vergraben sie sich tiefer in mir und bedecken ihre Schnauzen mit den Pfoten.

»Was hat sie getan?«, will ich wissen, fürchte mich gleichzeitig aber vor der Antwort.

Er schnaubt verächtlich. »Sie hat mich fast umgebracht, um ganz ehrlich zu sein.« Er rollt seine Ärmel auf und zieht seinen Kragen zurück, um mir die verschorften Wunden auf seiner Haut zu zeigen, die vorher unter der Kleidung verborgen gewesen waren. Ich erinnere mich, dass er ständig an seinem Hemd herumgezupft hat, als er am Tag danach in meinem Thronsaal stand. Wie sollte ich wissen, dass er damit seine Verletzungen verbergen wollte.

»Es tut mir so ...«

»Hör auf damit!«, schnauzt er. »Das meine ich ja gerade. Wusstest du, dass sie mich tatsächlich kurzzeitig nervös gemacht hat? Dass ich schon dachte, dich in meinen Plan einzuspannen, wäre womöglich nicht so einfach, wie ich geglaubt hatte. Ich konnte ihr sogar Respekt entgegenbringen. Aber als ich dann dich kennenlernte, war mir klar, dass sie nicht zu dir zurückgekehrt war. Du hattest nichts von ihrem Feuer. Alles lief so glatt, wie ich gehofft hatte. Und jetzt ist sie weg, und *du* wirst niemals stark genug sein, mich aufzuhalten. Ich weiß nicht, warum du das getan hast, Mancella Cliff, aber du hast dich selbst deiner Macht beraubt. Also maß dir nicht an, über *mich* zu urteilen.«

Er versucht immer wieder, mir wehzutun. Aber ohne das aufbrausende Temperament von Livid verspüre ich nicht den Drang, mich zu wehren. Ich fühle mich ausgeliefert, ungeschützt, sogar ein bisschen verängstigt. Aber es tut mir auch leid.

Um ihn.

Ich gebe dem Schweigen Raum, bevor ich erkläre: »Macht. Ja. Du hast vorhin einen *sehr* mächtigen Eindruck gemacht. Das muss sich wunderbar angefühlt haben.«

Er knirscht mit den Zähnen und schaut auf die durchwühlte Erde hinter ihm. Dann richtet er wieder seinen zornigen Blick auf mich.

Aber dieses eine Mal weiß er nichts weiter zu sagen.

Ich habe eine Ahnung, dass wir, so grundverschieden wir auch sein mögen, viele Dinge gemeinsam haben. Wir haben beide schlimme Traumata erlebt. Wir besitzen beide dunkle Magie, die wir nicht immer unter Kontrolle haben. Wir haben etwas zu verbergen, Teile von uns, derer wir uns schämen. Wir standen beide ganz plötzlich ohne Orientierung da und mussten von heute auf morgen die Herrschaft übernehmen. Und wir tun beide ... unser Bestes, um der Verantwortung gerecht zu werden. Wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise.

Mir ist gar nicht bewusst, wie intensiv ich seinen starren Blick erwidere, bis dieser sich verändert und weniger streitlustig wird. Bei jedem anderen würde ich ihn forschend nennen.

Dieser Moment kommt mir bedeutsam vor. Als würden wir uns zum ersten Mal sehen, hier in den Trümmern eines Krieges, der uns beide verändert hat. Ich stelle fest, dass ich nicht wegsehen kann.

Und er auch nicht.

Und so halten wir den Blickkontakt, beide seelisch entblößt und ohne Worte, während sich die Nacht um uns herum weiter verdunkelt.

14



SILVER

Noch vier Tage bis zur Hochzeit

Kiar will mich einfach nicht in Ruhe lassen.

Was, wenn ich ehrlich bin, eigentlich auch verständlich ist. Ich habe bisher die meiste Zeit damit verbracht, an verschiedenen Stellen rund um die Burg einzubrechen, um herauszufinden, wo sich Merod versteckt halten könnte. Ein solches Verhalten würde ich auch lieber im Auge behalten.

Aber bis jetzt bin ich noch auf nichts gestoßen. Erstaunlich viele Türen im Palast sind nicht abgeschlossen, was entweder für ein hohes Maß an Vertrauen spricht oder für ein hohes Maß an Naivität oder aber für ein starkes Selbstbewusstsein.

Ein paar verschlossene Türen habe ich allerdings schon gefunden, und ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, jede einzelne aufzubrechen. Leider waren bisher alle, die ich aufbekommen habe, eine Enttäuschung. Drinnen hat mich kein selbstgefälliger Primus erwartet und auch kein Hinweis darauf, was Reltas vorhat.

Aber es gibt zwei spezielle Türen, die Kiar jedes Mal zum Ein-

schreiten veranlassen. Eine befindet sich auf der obersten Etage, und die andere liegt versteckt im Keller. Wenn ich auch nur in die Nähe komme, inszeniert sie irgendeine Ablenkung. Meistens in Form einer Prügelei. Ich setze also auf diese beiden Türen.

Heute habe ich mir die obere vorgenommen.

Staubwolken wirbeln im Kerzenlicht, als ich langsam zum Ende des Korridors vorrücke. Durch einen benachbarten Raum huscht ein Schatten, Kiar ist also auf ihrem Posten. Die übrigen Wachleute, die durch die Burg streifen, bewegen sich in einem vorhersehbaren Muster und sind leicht zu meiden. Viele sind es ohnehin nicht. Bei den wenigen Menschen, die im Waldreich noch übrig geblieben sind, hatte die Sicherheit im Palast nicht die höchste Priorität, schätze ich mal. Das ist vermutlich auch der Grund, warum Kiar es für nötig hält, diese Nachlässigkeit ein bisschen zu korrigieren. Auf jeden Fall ist sie bedeutend schwerer abzuschütteln als alle anderen.

Diesmal bin ich allerdings auf sie vorbereitet. Als sie mich gestern von der Tür im Keller weggetrost hat, konnte ich es lange genug hinauszögern, um festzustellen, dass das Schloss an dieser Tür nicht zu knacken ist. Es ist nicht wie die anderen Schlösser im Palast. Es ist komplizierter und kunstvoller gefertigt. Was bedeutet, dass ich wahrscheinlich einen Schlüssel brauchen werde.

Zum Glück weiß ich zufällig, dass Kiar einen Schlüsselbund hat. Einen, den sie immer bei sich trägt. Weswegen ich sie jetzt an mich heranlocke.

Ich erreiche das Ende des Korridors, etwas überrascht, dass Kiar mich so weit hat kommen lassen, und knie mich vor die Tür. Als sie sich immer noch nicht blicken lässt, stecke ich meinen Dietrich ins Schloss und stochere mit großem Getue darin herum.

Aber nachdem ich das eine ganze Zeit lang gemacht habe und sie

noch immer nicht aufgetaucht ist, wippe ich nach hinten auf meine Fersen und schaue mich verwirrt um.

Habe ich mich geirrt mit dem Schatten? Im Korridor ist es still, nur mein eigener Atem dröhnt laut in meinen Ohren. Ich weiß bestimmt, dass sie da war. Ich habe sie doch auf dem Weg hier rauf selbst entdeckt. Warum hält sie mich dieses Mal nicht auf, nachdem sie es all die anderen Male getan hat? Hat sie vielleicht eine Falle in die Tür eingebaut oder so was?

Ich sehe nach, ob schon jemand an dem Schloss herumhantiert hat, kann aber nichts feststellen. Ich finde, es ist das Risiko wert, und verstärke meine Bemühungen, das Schloss zu öffnen, bis es mit einem befriedigenden Klick aufspringt.

Niemand erscheint.

Soll das heißen, auch diese Tür ist es nicht wert? Oder es war hier früher einmal etwas Wertvolles untergebracht, das sie inzwischen weggeschafft haben?

Ich schiebe die Tür auf, und siehe da: Vor mir liegt Reltas privates Arbeitszimmer. Es sieht ziemlich ... benutzt aus. Überall fliegen Blätter herum, viele mit seiner Handschrift drauf, und der Mantel, den er gestern getragen hat, hängt über der Rückenlehne des Schreibtischstuhls.

Ich komme auf die Beine und wundere mich. Mir erscheint der Raum schon wert, dass man ihn bewacht, vor allem, wenn man bedenkt, wie eifrig Kiar um die persönliche Sicherheit ihres Primus' besorgt ist. Ich könnte schließlich eine Schlange in seine Schreibtischschublade schmuggeln oder einen Hinterhalt legen – und trotzdem ist sie mir nicht auf den Fersen. Sie ist nicht mal in der Nähe.

Vielleicht habe ich auch einfach nur Glück. Das Naheliegende wäre jetzt natürlich, die Gelegenheit beim Schopf zu packen, die

Schränke zu durchstöbern und Briefe zu lesen, um zu sehen, ob etwas Brauchbares dabei ist.

Aber ich rühre mich nicht vom Fleck. Denn Kiars Abwesenheit bereitet mir Kopferbrechen. Wenn sie nicht hier ist, dann wurde sie von etwas Wichtigerem abgelenkt. Und was würde sie für wichtiger halten als das hier?

Aus dem Augenwinkel registriere ich eine Bewegung am Fenster ganz hinten im Korridor.

Es ist Kiar, und sie rennt von der Burg weg in den Wald. Kurz kann ich ihren Gesichtsausdruck erkennen, bevor sie zwischen den Bäumen verschwindet.

Sie ist ... zu Tode erschrocken.

Ohne weiter darüber nachzudenken, schlage ich die Tür zu Reltas Arbeitszimmer zu und nehme die Verfolgung auf. Wenn ich einmal in dieses Zimmer einbrechen konnte, dann gelingt mir das auch ein zweites Mal, aber das, was Kiar so geschockt hat, spielt sich nur in diesem Moment ab. Deshalb laufe ich ans Ende des Korridors, reiße das Fenster auf und schwing mich in die Äste unter mir.

Und los geht's.

Ich folge ihr durch die kriegszerstörten Außenbezirke der Stadt, wo sie sich zwischen eingestürzten Häusern und zerschmetterten Glasbäumen einen Weg bahnt. Sie läuft mit einer Verbissenheit, bei der von Wachsamkeit nicht mehr die Rede sein kann, deshalb ist die Verfolgung auch nicht schwer. Sicher hört sie mich hinter sich, aber sie dreht sich nicht um.

Dann bleibt sie vor einem Haus ohne Wände abrupt stehen.

Keuchend und mit brennender Kehle komme ich schlitternd hinter ihr zum Stillstand.

Und da sind ... Reltas und Mance! Sie stehen im Schein einer Laterne und schauen sich in sonderbar intensivem Schweigen an,

als würden sie absolut nichts um sich herum auch nur irgendwie wahrnehmen.

Kiar vor mir zittert.

»Du hast sie *hierher* gebracht?«, ruft sie vorwurfsvoll. Ihre Stimme ist schroff und durchdringend, und sowohl Mance als auch Reltas zucken zusammen, als sie damit die Feierlichkeit des Augenblicks zerstört. Fast, als wären sie bei etwas ertappt worden, was sie nicht hätten tun dürfen.

Ich kneife argwöhnisch die Augen zusammen. In was sind wir hier reingeplatzt?

Reltas wirbelt zu uns herum. Seine Miene wechselt in rascher Folge von Erstaunen über schlechtes Gewissen zu Zorn, bevor sie ausdruckslos wird. »Ich habe sie nicht hergebracht«, stößt er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Aber Kiar lässt sich damit nicht abspeisen. »Nicht mal *ich* darf hierher. Du sagst mir ja erst gar nicht, wann du da bist, obwohl es jedes Mal das Mal sein könnte, bei dem du nachgibst. Ich wusste auch nur von heute Nacht, weil ich einem Jungen Geld dafür gegeben habe, dass er mir Bescheid gibt, wenn du in den Wald gehst, damit ich versuchen kann, schnell genug hier zu sein ...«

»Ich habe dich nie darum gebeten.«

»... und dann finde ich *sie* in trauter Zweisamkeit mit dir, wie sie dir *in die Augen schaut*, gleich neben einem Haufen frisch umgegrabener Erde. Ausgerechnet *sie*.«

Kiar stößt einen Finger in Mances Richtung. Mir gefällt die Feindseligkeit nicht, mit der sie das macht, deshalb ziehe ich für alle Fälle mein Messer aus seiner Scheide.

Alles in Ordnung mit dir?, gebe ich Mance mit Lippenbewegungen zu verstehen. Sie bewegt ruckartig den Kopf, was weder als Ja noch als Nein zu deuten ist, dann zuckt sie ebenso unklar mit den Schultern.

»Ich habe sie nicht eingeladen«, wiederholt Reltas noch einmal. »Ich habe sie überhaupt nicht darum gebeten. Obwohl es ...« Er schluckt, als würden ihm die nächsten Worte schwerfallen. »... vermutlich gut ist, dass sie da war.«

Mein ganzer Körper spannt sich an. Teilweise weil mir, wenn ich ehrlich bin, die Vertraulichkeit der beiden, wie sie sich uns hier darstellt, ebenso wenig gefällt wie Kiar. Aber vor allem, weil Reltas den Grund für Kiars Zorn total missversteht. Sie möchte, dass er in Sicherheit ist, das stimmt schon. Deswegen ist sie ja mit solcher Verzweiflung hierhergerannt.

Aber sie möchte ganz konkret, dass er *bei ihr* in Sicherheit ist.

Kiar dringt ein Geräusch aus der Kehle. Es beginnt wie ein ungläubiger Protestlaut, wird aber schnell ausgesprochen schroff und frustriert. Sie holt aus, aber ich bin schon in Bewegung, noch bevor das Messer aus ihrer Hand geflogen ist. Zuerst wehre ich es mit meinem eigenen Messer ab, dann werfe ich mich in die Lücke zwischen Kiar und Mance, ungefähr an der Stelle, wo die Tür zu diesem zerstörten Haus gestanden hat.

»He«, fauche ich sie an. »Du bist doch gar nicht sauer auf *sie*. Also lass es gefälligst nicht an ihr aus.«

»Willst du dich etwa als Ersatz anbieten?«, knurrt sie zurück. Bevor ich überhaupt antworten kann, hat sie sich schon mit schwungvollen Bewegungen und blitzendem Metall auf mich gestürzt.

Ich lasse sie gewähren und kriege ihren Ansturm voll in meinem Unterleib ab, entkomme aber gerade noch den brutalen Hieben ihrer Klinge. Wir ringen eine Minute lang miteinander, in der sie mit scharfen, zornigen Hieben zuschlägt und ich mich vorwiegend wegducke. Aber ihre Attacke wird von Gefühlen befeuert, deshalb ist sie nicht so präzise, wie sie es normalerweise wäre. Sie will eigentlich auch gar nicht unbedingt gewinnen, sondern nur irgend-

jemanden treffen. In einer einzelnen Bewegung gelingt es mir, sie zu entwaffnen und zu Fall zu bringen. Auf allen vieren landet sie im Dreck und hält sich mit gequältem Blick den Bauch, auf dem sie unglücklich gelandet sein muss. Reltas macht einen Schritt nach vorn, bleibt aber wie angewurzelt stehen, als er den Ausdruck auf ihrem Gesicht sieht.

Einen Moment lang liegt sie einfach nur da, atmet schwer und schaut uns drei finster an. Dann springt sie wieder auf die Füße und läuft in den Wald hinein, wie ein angeschossenes Tier, das sich zurückzieht, um seine Wunden zu lecken.

Reltas wirft mir einen Blick zu, zu dem er meiner Meinung nach kein Recht hat, bevor er Kiar nachgeht. Doch als er die ersten Bäume erreicht, schaut er noch ein letztes Mal zu Mance zurück. Ihre Blicke treffen sich für eine Sekunde, und dabei geht etwas zwischen ihnen vor, was mich erstarren lässt. Dann ist er auch schon weg, und Mance und ich bleiben zwischen den verlassenen Ruinen allein zurück.

Ich öffne meine Hand und schaue auf die Schlüssel, die ich gerade aus Kiars Tasche stibitzt habe. Ich hätte erwartet, dass mir das ein Gefühl des Triumphs gibt.

Aber die Art, wie sich Mance und Reltas angesehen haben, geht mir nicht mehr aus dem Kopf, und von Triumph kann keine Rede sein.

Langsam stecke ich die Schlüssel in meinen Stiefel, ohne sie überhaupt zu erwähnen. Danach lasse ich mir viel Zeit damit, mir meine Messer zurückzuholen, bevor ich meine Aufmerksamkeit auf Mance richte. Doch da kommt gleich der nächste Dämpfer, als ich nämlich merke, dass sie mich gar nicht ansieht. Ihr Blick ist vielmehr auf die Baumgruppe gerichtet, in die Reltas verschwunden ist. Mit den Gedanken ist sie also eindeutig noch bei ihm. Ich weiß nicht mal, ob sie überhaupt wahrnimmt, dass ich auch da bin.

Verlegen vergrabe ich die Hände in meine Hosentaschen. »Bei was genau haben wir euch hier eigentlich gestört, Mance?«, frage ich leise.

Es dauert eine ganze Weile, bis sie sich von den Bäumen losgerissen und zu mir umgedreht hat, und selbst dann ist sie nicht hundertprozentig bei mir. »Ich ... weiß nicht recht«, stammelt sie. »Ich glaube, ich möchte lieber nicht darüber reden.«

Ich balle eine Faust. »Ihr zwei habt jetzt also Geheimnisse miteinander?«

Sie zuckt zusammen. »Keine ... *Geheimnisse*, nur ...«

Aber ich schneide ihr das Wort ab. »Weißt du eigentlich, dass ich so viel Zeit damit verbracht habe, deine verschiedenen Teile zu verstehen, dass ich jetzt nicht nur erkennen kann, mit wem ich gerade spreche, sondern auch, wenn mehrere von euch zusammen sind, sogar, welcher die Führung übernommen hat?«

Sie presst die Lippen aufeinander, als ob sie versucht dahinterzukommen, was ich eigentlich sagen will.

Ich wünschte, ich müsste es nicht laut aussprechen.

»So, wie du ihn gerade angesehen hast, Mance? Das war voll und ganz Heart.« Das letzte Wort hat einen bitteren Unterton, den ich nicht verhindern kann.

Ihre Augen flackern auf, und jetzt endlich habe ich ihre Aufmerksamkeit. »Du denkst, ich *empfinde* etwas für ihn?«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll.«

Sie schüttelt den Kopf und macht sich nicht mal die Mühe, mich anzuschreien. Sie murmelt nur leise: »Das glaube ich jetzt nicht.«

»Lass das«, fahre ich sie an. »Tu nicht so, als würde ich mir das nur einbilden. Etwas ist zwischen euch passiert. Das habe ich mit eigenen Augen gesehen!«

»Ja«, gibt sie zu. »Das stimmt.«

Sobald sie das gesagt hat, wird mir klar, dass ich damit nicht gerechnet habe, denn ich bin überhaupt nicht dagegen gewappnet.

Mir bleibt die Luft weg, und mein ganzer Körper schmerzt. Mit einem Mal wünschte ich, ich könnte diese Unterhaltung rückgängig machen. Dass die letzte halbe Stunde überhaupt nicht geschehen wäre, und ich stattdessen in Reltas' Arbeitszimmer hineingegangen wäre. Dann wäre ich jetzt dort, würde seine Sachen durchstöbern und fröhlich seine finsternen Machenschaften aufdecken. Ich wäre überall lieber als hier im Wald, wo mir das Herz herausgerissen wird.

Langsam dreht Mance sich um und kommt auf mich zu. Ich widerstehe dem Drang wegzulaufen so wie Kiar. Wenn ich ehrlich bin, mache ich es nur deswegen nicht, weil ich Angst habe, dass sie mich nicht aufhalten wird. Dass sie mir nicht nachlaufen wird.

Als sie vor mir steht, legt sie mir eine Hand auf die Wange, und ich zucke zusammen, überzeugt, dass sie jetzt auf sanfte Weise mit mir Schluss machen wird.

»Was passiert ist, ist, dass ich ihn jetzt besser verstehe«, erklärt sie. »Auf eine Weise, mit der ich nicht gerechnet habe.«

Hör auf, denke ich. Das ist pure Folter. Ich hätte doch weglaufen sollen.

»Aber was ich nicht glauben kann«, spricht sie weiter, »ist, dass du denkst, in meinem Herzen wäre Platz für irgendjemanden außer dir. Weißt du denn wirklich nicht, was ich für dich empfinde?«

Ich bin so darauf konzentriert, mich für den Todesstoß zu wappnen, dass ich nicht sofort begreife, was sie da sagt. Und als ich es begreife, bin ich noch nicht bereit, es auch zu glauben. Ich spüre eine starke Anspannung in der Brust, die einfach nicht nachlassen will. »Wie meinst du das?«, frage ich mit zittriger Stimme.

Sie zieht eine Halskette aus ihrem Ausschnitt und hält sie hoch.

Daran hängt ein kleiner Lederbeutel. »Weißt du, warum ich die trage, seit wir das Klippenreich verlassen haben?«

Es kommt mir vor wie eine Fangfrage. »Nein?«

Sie nimmt die Kette ab und legt den Beutel in meine Hand. Er fühlt sich weich auf meiner Haut an. »Mach ihn mal auf.«

Ich ziehe an den Bändern und finde im Beutel ein Häufchen aus zerquetschten, erbärmlich aussehenden Blüten. Zuerst begreife ich nicht.

Und dann doch.

Das sind die Blumen, die ich für sie gepflückt und verstreut auf dem Marmorfußboden liegen gelassen habe, als ich nach unserem Streit davongestürmt bin.

»Du hast sie bemerkt«, flüstere ich. Und sie hat auch *mich* bemerkt. Selbst noch, als wir gestritten haben.

Sie hat die Blumen nicht nur bemerkt, sondern sich auch die Zeit genommen, sie aufzuheben. Sie hat sie zu einem Schatz gemacht, den sie mit sich herumtragen konnte. Mein Herz macht einen Sprung, und das Band um meine Brust lockert sich ein kleines bisschen.

Doch dann schaue ich auf die inzwischen braunen Blüten, die abgeknickten Stiele und die welken Blätter und schäme mich. »Sie sind so ... verblüht.«

»Das macht mir nichts«, erklärt sie störrisch. »Du hast sie mir geschenkt.«

Ich schüttele den Kopf. »Du hast was Besseres verdient. Ich sollte dir neue pflücken.«

»Tu das«, erwidert sie unerwartet heftig. »Pflücke mir jeden Tag neue. Ich nehme sie alle gern. Aber selbst wenn du das machst, werde ich diese hier nicht wegwerfen. Denn ich möchte *alles* haben, was du mir schenkst, Silver. Wie ramponiert es auch sein mag. Hauptsache, es ist von dir.«

Mir entfährt ein ungläubiges Lachen, aber die Faust in meiner Tasche öffnet sich, und ein warmes Gefühl durchströmt mich. Die Enge in meiner Brust löst sich auf. Ich fühle mich, als ob ich schwebte.

Genau darum ist sie meine Kerze im Gewittersturm.

Fast schon ehrfürchtig ziehe ich den Beutel wieder zusammen, dann lege ich ihr die Kette um den Hals, wo sie hingehört. Zum ersten Mal fällt mir auf, dass sie vermutlich aus Silber ist.

Und mit einem Mal stört mich das, was sich da zwischen ihr und Reltas abgespielt hat, überhaupt nicht mehr.

Als sich das Metall wieder auf ihre Haut legt, schaut sie mich durch gesenkte Wimpern hindurch an, und der Glanz, den ich so liebe, leuchtet aus ihren Augen. Ich umfasse ihr Gesicht mit meinen Händen, damit es mich von innen heraus beleuchtet. »Danke«, sage ich. »Dafür, dass du sie haben willst. Dass du mich haben willst.«

Mir ist gar nicht bewusst, wie man diesen Satz sonst noch verstehen könnte, bis sich ihr Blick auf meine Lippen heftet.

Aber dann packt mich eine neue Art von Anspannung.

Keine Version von Mance hat mich seit der Nacht, in der Asset entschieden hat, dass es nicht klug wäre, geküsst. Und ich erkenne Asset jetzt in ihren Augen, abwägend.

Aber ich sehe dort auch Heart. Sehnsüchtig.

Also warte ich ab. Ich will sie nicht drängen. Wage kaum zu atmen.

Der Wald scheint zu verstummen, und die Dunkelheit ist wie eine Mauer um uns herum, die den Rest der Welt aussperrt. Als gäbe es in diesem Augenblick nur uns. Und er gehört auch nur uns.

Und dann reckt sie sich nach oben und lässt ihre Lippen sanft über meine gleiten.

Ich stoße die Luft aus, erregt und erwartungsvoll. Mit einer Hand fahre ich durch ihr Haar, während sich meine Augen schließen. Es

ist offensichtlich, dass Heart noch immer die Oberhand hat, denn dieser Kuss ist zärtlich. Langsam. Süß. Der Atem wird schneller, und Finger streicheln, aber alles nicht fieberhaft. Eher bejahend, behütend. Liebevoll. Mir wird wohlig warm, selbst hier, in der Kühle des Waldes, und ich versenke mich in das Gefühl, das ich in ihren Mundwinkeln schmecken kann.

Als sich unsere Lippen trennen, lösen wir uns nicht vollständig voneinander. Meine Stirn bleibt auf ihre gedrückt, und als ich die Augen öffne, sind ihre noch immer geschlossen, als wollte sie den Moment genauso lange genießen wie ich. Ihr Atem und meiner werden in der kalten Nachtluft eins, während ich mit meinem Daumen ihr Kinn entlangstreiche.

»Ich ...«, fängt sie an. Doch dann hält sie inne, anscheinend im Streit mit sich selbst. Nach einer Minute schluckt sie mit gequältem Gesicht und versucht es noch einmal. »Du musst wissen, dass ich ...«

Und in einer so plötzlichen Einsicht, dass es mich selbst erschreckt, weiß ich bereits, was sie mir zu sagen versucht.

Dass sie ... mich liebt.

Eine tiefe Freude, die fast schon wehtut, durchzuckt meinen ganzen Körper. Ich glaube, ich sehe Sterne. Und nachdem der erste Schub des unfassbaren Hochgefühls langsam abklingt, tritt an die Stelle etwas Intensiveres. Die Gewissheit umfängt mich wie eine Decke. Nein, eher wie eine Rüstung, denn ich habe das Gefühl, dass ich mit allem fertigwerde, solange ich mir dieser einen Tatsache sicher sein kann: dass dieses Mädchen mich liebt.

Eine solche Klarheit ist schwindelerregend. Denn normalerweise hätte ich ohne die Absicherung durch klare Worte Zweifel. Aber jetzt ist Poise nicht hier, um Mances Gefühle hinter einem sorgfältig kontrollierten Gesichtsausdruck zu verbergen. Die Maske ist ab,

und ihre Mitternachtsaugen glühen vor Leidenschaft. Vor dem, was sie für mich empfindet.

Sie liebt mich. Wirklich und wahrhaftig. Genauso, wie ich sie liebe.

Mance öffnet ihren Mund in einem weiteren Anlauf, das Gefühl in Worte zu fassen, während Heart und Asset vermutlich in ihrem Kopf ihre Kämpfe austragen, aber ich bringe sie mit einem zweiten Kuss zum Schweigen. Und der ist intensiver, leidenschaftlicher. Neu, auch wenn er gleichzeitig schmerzlich vertraut ist. Ich lasse meine eigenen Gefühle einfließen und versuche, die gleiche Gewissheit hineinzulegen, die sie mir gerade vermittelt hat. Versuche, allein durch Berührung klarzumachen, dass ich zu ihr gehöre. Für immer.

»Es ist schon gut«, sage ich, als ich mich schließlich ein wenig atemlos von ihr löse. »Ich brauche jetzt keine Worte. Wir werden sie sagen, wenn das alles hier vorüber ist. Wenn es keinen Grund mehr gibt, etwas zu verheimlichen.« Dann wird es alles für uns bedeuten, und ich würde so etwas niemals erzwingen wollen. Auf ein solches Geschenk kann ich warten.

Sie wirkt erstaunt, sogar ein wenig verlegen. Aber dann glättet sich ihre Miene, und sie nickt. Auf ihrem Gesicht spiegeln sich gleichzeitig Schmerz und Erleichterung.

Und für den Moment ist das genug.

Wir sind uns genug.



MANCE, OHNE ASSET, OHNE LIVID

Noch drei Tage bis zur Hochzeit

Ich kann mich gar nicht erinnern, wann ich das letzte Mal mit einem Lächeln aufgewacht bin.

Es ist kein selbstverständliches Lächeln. Die seelische Last von all dem, was gestern geschehen ist, wiegt noch schwer in meiner Brust und ist nicht so leicht zu verdauen. Und dennoch habe ich mich, seit ich den Thron bestiegen habe, irgendwie noch nie so unbeschwert gefühlt. Ich werfe einen Blick auf den Baum vor meinem Fenster, aber Silver muss schon aufgestanden sein, denn die Äste sind leer. Deshalb spaziere ich in den Wohnbereich unserer Gemächer, taste nach dem Tablett mit heißem Tee und Gebäck, das normalerweise für mich dort abgestellt wird, und hoffe auf einen Moment für mich alleine, bevor ich in den Tag starte.

Nur um abrupt stehen zu bleiben, als ich merke, dass unter dem Fenster ein komplettes Frühstück aufgebaut ist.

Und Reltas daneben auf mich wartet.

Ich schlucke, weiß nicht, wie ich reagieren soll, doch erst als er

mich mit einer hochgezogenen Augenbraue von oben bis unten ansieht, wird mir bewusst, dass ich immer noch mein Nachthemd an habe. Ich habe auch nichts mit meinen Haaren oder meinem Make-up gemacht, seit ich mitten in der Nacht durch den Wald getigert bin. Ich muss furchtbar aussehen. Poise hätte es niemals so weit kommen lassen, aber sie ist nicht da. Also strecke ich selbstbewusst das Kinn vor und warte auf einen Kommentar von Reltas.

Doch er sagt gar nichts. Er schiebt nur einladend einen Teller mit Pfannkuchen in meine Richtung und nickt zu dem Stuhl ihm gegenüber hin. Deshalb gehe ich nicht erst zurück in mein Zimmer, um mich umzuziehen, sondern nehme Platz und greife zu.

Wir essen eine Weile schweigend, aber es herrscht Verlegenheit. Beide werfen wir uns verstohlene Blicke zu, betrachten uns jetzt bei Tageslicht neu und sind uns dabei nur allzu deutlich der starken Gefühle von gestern Nacht bewusst, unsicher, wie wir uns verhalten sollen. Jedes Klirren von Besteck auf den Tellern klingt übertrieben laut.

»Können wir einfach ... so tun, als wäre nichts vorgefallen?«, sagt Reltas schließlich. Es kommt etwas schroff heraus, als ob es ihm nur schwer über die Lippen geht.

Und ich verstehe sehr gut, warum.

Ich schneide meinen Pfannkuchen in kleine Stücke und denke darüber nach.

Poise würde jetzt Ja sagen. Sie würde es ihm leicht machen und dann elegant das Thema wechseln, womit unsere Beziehung wieder so distanziert und wenig herzlich wäre, wie Reltas es eindeutig bevorzugt.

Aber Poise ist nicht hier. Und die Worte, die *mir* in den Sinn kommen, sind nicht besonders vornehm.

»Ich glaube nicht, dass ich das kann«, erkläre ich.

»Du kannst es wenigstens versuchen«, erwidert er missmutig.

»Das möchte ich aber nicht.«

»Und wieso nicht?«

Ohne Rücksicht auf Verluste gebe ich ihm eine ehrliche Antwort. »Weil es das erste Mal war, dass ich etwas in dir gesehen habe, das ich begreifen kann.«

Das war die falsche Antwort. Seine Lippen verzerren sich umgehend zu einem wütenden Fauchen, und seine Augen schotten sich ab. »Du wirst mich nie begreifen.«

Das glaubt er, weil ich Livid nicht mehr in mir habe. Aber wir haben so viel mehr gemeinsam als nur Zorn.

Ich nehme einen Schluck von meinem Tee. Dann beschwöre ich, statt ihm zu antworten, mit einem einzigen Wimpernschlag alle meine Tiere herauf. Der Raum ist ganz von ihrer Gegenwart erfüllt.

Alle habe ich natürlich nicht mehr. Livid ist jetzt im Besitz der Raubtiere, Poise hat die Vögel, und Käfer sind mir keine geblieben. Mich überläuft es kalt bei der Erinnerung daran, wie Maras Halskette mir meine Magie rauben wollte und schon einige Tiere ausgelöscht hatte, bevor ich eingeschritten bin. Hastig verdränge ich den Gedanken wieder.

Jedenfalls habe ich noch genug, um eine unangenehme Enge im Raum zu erzeugen.

Reltas schreckt auf und reißt den Blick von mir los, um sie alle zu erfassen.

Als ich sie hierhergeholt habe, wollte ich ihm dazu eine Erklärung geben. Ich wollte ihm sagen, dass ich jede einzelne Kreatur mit bloßen Händen getötet habe, dass ich dazu gezwungen wurde. Er sollte wissen: Dass ich sie jetzt in mir trage, ist nicht nur eine ständige Erinnerung an das, was ich durchgemacht habe, sondern irgendwie auch ein fester Bestandteil meines Wesens, den ich auf keinen Fall verlieren möchte, wie schmerzlich er auch ist.

Aber wie sich herausstellt, muss ich das alles gar nicht aussprechen.

Denn auf die gleiche Weise, in der ich letzte Nacht mehr Facetten seines Schmerzes begriffen habe, als er mir mit Worten deutlich machen wollte, versteht Reltas mich jetzt. Das sehe ich daran, wie er sich, ähnlich einer Marionette, der man die Fäden abgeschnitten hat, auf seinen Stuhl zurückfallen lässt und sich geschlagen gibt, während er sich in die Erinnerungen vertieft, in die ich ihm bereitwillig Einblick gebe.

Einen Moment lang ist es beinahe schön. Das alles zu teilen, einander auf diese Weise zu sehen. Dass er von der Magie, die ich besitze, jetzt die Vorgeschichte und den Schmerz kennt. Es ist schön, dass einen jemand versteht, selbst wenn es ein Gegner ist.

Doch dann ... geschieht etwas.

Etwas, das noch nie zuvor geschehen ist.

Meine Tiere haben sonst immer auf meine Gefühle reagiert. Aber statt genauso gelassen zu sein wie ich, spannen sie sich alle gleichzeitig an.

Aus heiterem Himmel brechen auf ihren Körpern Wunden auf. Wunden, die mir vertraut sind, weil es die gleichen sind wie an den Tagen, an denen sie gestorben sind. Jedes Tier ahmt sogar noch einmal seine letzte Körperhaltung nach, den letzten Laut, sei es ein Jaulen, ein Fauchen oder ein Keuchen – alles auf einmal.

Statt von lebendigen, atmenden Geschöpfen sind wir mit einem Mal von Zombies umgeben.

Ich gerate in Panik, springe auf und werfe dabei meinen Stuhl um, während ich in jene Zeit zurückversetzt werde. Ich bin wieder ein Kind, gezwungen zu verletzen, ohne zu wissen, wie ich es stoppen kann. In einem verzweifelten Versuch, die grausame Vorstellung abubrechen, rufe ich die Tiere zurück. Aber das verlagert ihre Kämpfe nur in meinen Kopf.

Wenn ich töte, werde ich von Erinnerungen und Eindrücken aus dem Leben des jeweiligen Tieres bestürmt, aber das legt sich schnell wieder. Es verschmilzt mit mir und lebt nie mehr auf.

Doch jetzt steigt das alles wieder hoch. Jeder Tod, den ich verursacht habe, jedes Leben, das ich ausgelöscht habe, alle überfallen mich in einem ohrenbetäubenden Missklang.

Und Reltas sitzt einfach nur da und beobachtet, wie sich der Aufruhr in meinem Gesicht widerspiegelt. Vermutlich denkt er, ich wollte ihm das alles zeigen. »Es reicht«, sagt er schließlich kühl. »Ich sehe es ein. Vielleicht kannst du es tatsächlich begreifen.«

Ich stoße einen Laut aus, bin allerdings nicht zu hundert Prozent sicher, ob er auch wirklich von mir kam und nicht von einem meiner Tiere, denn so ganz nach Mensch hat er sich nicht angehört. Ich weiche zurück, stolpere über den umgefallenen Stuhl hinter mir und sacke zu Boden.

»He«, sagt Reltas mit zusammengezogenen Augenbrauen. »Bist du ...«

Aber den Rest der Frage höre ich schon nicht mehr, denn ich halte mir die Ohren zu in dem sinnlosen Versuch, das Gewirr von mehrstimmigem Todesröcheln, das ich immer noch höre, auszublenden. Es ist zu viel, zu überwältigend. Ich kann nicht ...

Plötzlich sind da Finger unter meinem Kinn, die mich zum Aufschauen zwingen. Und ich sehe nur noch seine giftgrünen Augen.

Sie sind nicht liebevoll. Sie sind auch nicht sanft. Aber sie lassen mich nicht los, und mehr brauche ich im Augenblick nicht. Ich hänge mich an ihn wie an einen Anker, bis der Aufruhr in mir nachlässt, verblasst und dann, gnädigerweise, vergeht.

Eine Sekunde verstreicht, und ich schlucke gegen seine Finger.

Wenn ich die Stille schon vorher als drückend empfand, ist sie jetzt ohrenbetäubend. Denn er hat jede kleinste Veränderung in

meinem Gesichtsausdruck genau beobachtet, jeden Schmerz, der sich dort abzeichnete. Und seine eigenen Augen haben sich auch gewandelt, zu etwas, das ich nicht verstehe.

Ich merke, wie er erkennt, dass er mich loslassen könnte. Was das betrifft, könnte ich mich auch selbst losreißen. Aber genau wie letzte Nacht rührt sich keiner von uns, als würde das einer Kapitulation gleichkommen. Anders als letzte Nacht sind unsere Blicke allerdings nicht so intensiv, nicht so zornig. Im grellen Tageslicht lässt sich nicht so leicht etwas verbergen wie in den Schatten des Waldes, und er wirkt jetzt aufgeschlossener als bisher. Als hätte ihm mein innerer Kampf bewusst gemacht, dass auch ich ein Mensch bin. Genauso chaotisch und kompliziert wie er.

»Also«, sage ich schließlich mit krächzender Stimme. »Glaubst du, du könntest vergessen, was *du* gerade mit angesehen hast?«

Seine Augen huschen zwischen meinen hin und her, als könnte er dort die Antwort finden. »Nein«, gesteht er nach kurzem Schweigen, »wahrscheinlich nicht.«

»Wie wäre es dann, wenn wir es nicht tun?«, dränge ich und beuge mich weiter vor. »Wie wäre es, wenn du aufhören würdest, mich hasen zu wollen, und zugibst, dass wir mehr gemeinsam haben, als dir lieb ist? Wir könnten ... Freunde werden. Sofern du dazu bereit bist.«

Bei dem Wort huscht ein harter Ausdruck über sein Gesicht, und ich weiß, dass ich schon wieder das Falsche gesagt habe. Er lässt seine Finger von meinem Gesicht fallen, als hätte er sich daran verbrannt, und weicht hastig zurück.

»Nein«, presst er heraus. »Das ist unmöglich.«

»Warum?« Ich formuliere die Frage nicht als Vorwurf. Es würde mich ehrlich interessieren. »Wegen meines Vaters? Ich weiß, dass er dir unglaubliches Leid zugefügt hat, aber zu mir war er auch nicht gerade liebevoll.« Ich lasse die Hand durch den Raum schweifen,

obwohl meine Tiere gar nicht mehr da sind. »Wenn wir uns einfach nur unterhalten würden, glaube ich ernsthaft, dass wir uns irgendwie ... verständigen könnten.«

Er schnaubt verächtlich und schaut mich finster an. Aber als ich nicht darauf eingehe, wird sein Blick gequält. Die Stille zieht sich auch jetzt wieder hin, weil ich mich hartnäckig weigere, sie zu füllen, und stattdessen darauf warte, dass er etwas sagt. Doch nach mehreren angespannten Minuten dreht sich Reltas auf dem Absatz um, marschiert auf den Korridor hinaus und schlägt die Tür hinter sich zu. Ich ziehe die Knie an und lasse meinen Kopf dagegen sinken, während ich dem dumpfen Aufschlag seiner Schritte auf den Eingangsstufen lausche.

Unmöglich, hat er gesagt.

Ich weiß, dass er falschliegt. Plötzlich sehe ich es genau vor mir. Es wäre möglich, aus unserer Ehe mehr zu machen als nur ein politisches Zweckbündnis. Mit der Zeit könnte ich mir seinen Respekt erwerben. Nach und nach könnte er meine Zuneigung gewinnen. Es würde zwar unglaublich viel Mühe und Einsatz erfordern, *Jahre* vermutlich. Aber ... es könnte funktionieren.

Und allein schon der Gedanke fühlt sich an wie Verrat.

Meine Tiere, die sich gerade erst beruhigt haben, fangen wieder an zu toben, und ich fühle mich wie im freien Fall. Unruhig und gequält. Am liebsten würde ich meinen Stuhl aus dem Fenster werfen und den Tisch ins Feuer.

Während ich mir den Bauch halte, als ob ich die wütenden Tiere so einsperren könnte, kehre ich in mein Zimmer zurück. Dort wartet Poise auf mich. Sie verzieht das Gesicht, vermutlich, weil sie entweder mein Aussehen missbilligt oder das, was sie mit angehört hat. Aber ich habe nicht die Absicht, mich zu rechtfertigen, sondern hole sie sofort zu mir zurück.

Nur, um wieder neu von dem brutalen Schmerz überwältigt zu werden.

Keuchend krümme ich mich übers Bett. Warum tut es nur so entsetzlich weh? Ich dachte, ich hätte mich langsam an das Unbehagen, so lange getrennt zu sein, gewöhnt, aber irgendwie scheint es jedes Mal schlimmer zu werden. Ob es für Alect wohl genauso war, wenn er sich ganze Wochen lang aufgespaltet hat? Seltsamerweise werden seine Erinnerungen immer verschwommener, als würde sich die offene Wunde in meinem Kopf allmählich schließen. Der Gedanke, er könnte mir vollständig entgleiten, versetzt mir einen schmerzhaften Stich. Womöglich werde ich bald überhaupt keinen Zugang mehr zu seinen Erinnerungen finden, und dann wird er endgültig ... fort sein.

Was passiert da bloß gerade mit meiner Magie?

Was Poise erlebt hat, ist zwar nicht dramatisch, gibt aber dennoch Anlass zur Sorge. Ich sehe mich vor einem funkelnden Schloss in einer malerischen Bucht ankommen, umgeben von magischen Wasserspielen. Meine Mutter steht dort, sehr majestätisch in ihrem fließenden Sommerkleid und mit wehendem Haar.

Doch sie war nicht froh, mich zu sehen.

Ebenso wenig wie meine Tante, die Prima des Küstenreiches.

Prima Apea herrscht mit eiserner Perfektion. Das hat auch das Verhalten meiner Mutter geprägt. Und meins. Die Magie meiner Tante äußert sich in Musik, die sie pausenlos umgibt und die imstande ist, alle in ihrer Nähe zu betören und sogar zu beherrschen. Meine Tante achtet sorgfältig darauf, dass alles und jeder immer nur vorbildlich und harmonisch erscheint, ohne Ausnahme. Statt Apea umzustimmen, tanzte Poise am Ende nach *ihrer* Pfeife und bewegte sich, ja *atmete* sogar nach dem Rhythmus, den Apea vorgab. Bis es schon anfang wehzutun, etwas anderes zu wollen.

»Heirate ihn«, sagt meine Tante. »Und kein Wort mehr über irgendwelche Zweifel.«

Ihre Anweisung ist hart, und ich habe schon den Mund offen, um zu protestieren, doch die Worte bleiben mir im Hals stecken, als meine Tante ihren Satz zu Ende spricht.

»So, wie es deine Mutter getan hat.«

Es tut noch einmal weh, als ich diese Worte höre, bevor Poise' Erinnerungen sich schließlich in meine einfügen. Es macht mich ganz krank zu sehen, wie meine Mutter zu einem willenlosen Geschöpf geworden ist. Dass *ich mich selbst* so verhalten habe. Und jetzt, da Poise zurück ist, bin ich entsetzt darüber, wie ich mich hier im Waldreich verhalten habe, seit sie fort war.

Das alles zusammengenommen hat das Zeug dazu, mich völlig verzweifeln zu lassen, vor allem, als noch die bittere Erkenntnis dazukommt, schon wieder versagt zu haben.

Ich setze mich aufs Bett und vergrabe den Kopf in meinen Händen.

Ganz eindeutig reichen weder Assets zupackende Art noch Poise' honigsüße Worte aus, um die Leute auf unsere Seite zu ziehen. Nicht mal unsere eigene Familie.

Und wir haben nur einen Versuch übrig. Das Grasland mit Prima Azele. Vor ein paar Monaten haben wir ein Friedensabkommen geschlossen, uns seitdem aber kaum gesehen. Ich möchte gern glauben, dass sie mich unterstützen würde, aber bei einem so jungen Bündnis kann man nie wissen.

Ich beschließe, diesmal Heart zu schicken.

Nach unserer Begegnung mit Silver im Wald strotzt sie vor Zuversicht. Außerdem ist sie die Einzige von uns, die es noch nicht versucht hat. Vielleicht hat sie ja Erfolg, wo die anderen versagt haben.

Ich beschwöre Heart vor mir herauf und vermisse sofort ihre

Freude. Aber zu meiner Überraschung stelle ich fest, dass ihre Abwesenheit auch ihr Gutes hat. In den letzten Tagen waren die Gefühle einfach zu stark. Eine Pause wird da bestimmt guttun. Zum ersten Mal, seit das alles angefangen hat, habe ich wieder einen klaren Kopf.

Sie lächelt mir liebevoll zu, obwohl sich die Handabdrücke immer noch blau auf ihrer Haut abzeichnen. Dort, wo sich in mir das entsprechende Gefühl einstellen müsste, spüre ich nur einen eigenartigen Pulsschlag. Er ist dumpfer und nichtssagender als sonst. Fast so, als hätte ich mehr von mir herausgerissen, als ich es normalerweise tue. Unter meiner Haut verhalten sich meine Tiere ungewöhnlich still.

Und ehe ich mich's versehe, ist sie schon fort.

Das hat zur Folge, dass ich mich irgendwie ... schlapp fühle. Lustlos. Am liebsten würde ich mich erschöpft auf mein Bett fallen lassen. Nur leider drängen mich Assets praktische Ader und Poise' Disziplin dazu, mich anzukleiden und zu frisieren.

Jetzt, da meine Gefühle nur noch auf Sparflamme laufen, schaltet mein Gehirn wieder aufs Planen um, während meine Finger sich durch das Gewühl meiner Haare kämpfen. Es ist so viel zu tun, und die Zeit läuft mir davon. Heute Morgen habe ich aus dem Herzen heraus an Reltas appelliert, und das hat nicht funktioniert. Aber vielleicht lässt er sich ja mit Vernunft überzeugen. Ich muss es auf jeden Fall versuchen. Unsere Strategie mit den anderen Ländern führt ja zu nichts. Ich muss wieder zu meiner Hauptstrategie hier vor Ort zurückkehren.

Und falls das am Ende ebenfalls fehlschlägt, dann ... wird es Zeit, sich einen Plan C zu überlegen. Hoffen und Wünschen ist ja schön und gut, aber ich muss die Situation realistisch sehen. Ich muss auf alles vorbereitet sein.

Egal, wie schwer es werden mag.

Ich gehe in die Bibliothek, in der Hoffnung, dass mir die Umgebung beim Nachdenken hilft.

Aber ich habe gerade das erste Buch aus dem Regal genommen, als mich ein sanfter Kuss auf den Nacken erschreckt, genau an der Stelle, wo der Verschluss meiner Kette liegt.

»Silver!«, rufe ich und schaue ihm hastig über die Schulter, ob auch nicht zufällig jemand vorbeikommt. »Was machst du denn hier?«

»Ich habe dich gesucht.« Er lässt wieder seine Grübchen spielen, erkennbar gut gelaunt nach unseren leidenschaftlichen Küssen neulich. Er beugt sich sogar herunter, um mir zur Begrüßung noch einen Kuss auf die Lippen zu setzen, doch ich weiche aus und werfe einen prüfenden Blick auf den Korridor.

»Lass das.«

Sein Lächeln verblasst, und bei dem Anblick klopft mein Herz erneut mit dieser seltsamen Leidenschaftslosigkeit. »Also sind wir wieder an diesem Punkt angelangt?«, fragt er.

»Wir sind hier in einer Bibliothek«, rufe ich ihm ins Gedächtnis.

»Einer leeren Bibliothek.«

»Einer leeren Bibliothek in der Burg meines *Verlobten*.«

Silvers Gesichtsausdruck verdunkelt sich. »Musst du ihn unbedingt so nennen?«

Ich stelle das Buch zurück ins Regal.

Eigentlich trifft es sich ja ganz gut. Silver und ich müssen reden. Er muss die Situation so begreifen wie ich. Wenn er sie vernünftig betrachtet, wird es ihm am Ende weniger wehtun.

»Ich glaube ...«, beginne ich behutsam, »... wir sollten uns allmählich damit abfinden, dass er das ist.«

Silver verkrampft sich. Seine Bernsteinaugen betrachten for-

schend mein Gesicht, um festzustellen, wie ernst ich es meine. »Was soll das heißen? Meinst du vielleicht, das wüsste ich nicht? Meinst du, ich könnte es auch nur für eine Sekunde vergessen?«

Ich schaue noch einmal auf dem Korridor nach, bevor ich Silver zwischen die Bücherreihen ziehe, hinter ein paar besonders hohe Eichenregale, wo wir nicht sofort gesehen werden. »Was ich meine, ist, dass keins von den anderen Ländern uns unterstützt. Heart ist gerade im Grasland, aber selbst wenn es ihr gelingen sollte, Prima Azele zu überzeugen, müssen wir uns immer noch mit der Tatsache auseinandersetzen, dass Reltas im Besitz der Namen von Tausenden Toten in unserer Stadt ist. Er könnte uns vollständig von der Landkarte ausradieren. Zwei Länder alleine bieten sicher nicht genug Abschreckung, um ihn von einem Großangriff abzuhalten.«

»Was soll das heißen?«, fragt Silver, diesmal mit größerem Nachdruck.

»Das soll heißen, du und ich sollten über die Möglichkeit sprechen, dass ich mich wohl oder übel fügen muss.«

Es entsteht eine Pause, dann strafft Silver die Schultern. »Nein.«

»Nein, ich muss mich nicht fügen, oder nein, du willst nicht darüber sprechen?«

»Eins von beidem. Beides.«

»Du bist unlogisch.«

»Und du denkst *zu* logisch! Mance, ich begreife es nicht. Gestern hast du noch gesagt ... ich meine, du hast *so gut wie* gesagt ...«

Wieder scheint die Leere in mir zu pochen. Ich lege ihm eine Hand auf den Arm. »Gestern war echt. Was wir da hatten, war ... das, was ich *will*.« Selbst ohne Heart in mir stimmt das. Meine Liebe zu Silver geht über die jeweilige Form, in der ich mich befinde, hinaus. Jede von uns mag diese Liebe ein bisschen anders empfinden: Asset als tiefe Zuneigung und Respekt vor einem Partner und Poise

als Hort der Geborgenheit, stark genug, um die Maske fallen zu lassen – lieben tun wir ihn alle. »Aber Gefühle sind nicht alles. Was ich als Mance will, ist nicht wichtiger als das Leben meiner Untertanen. Das verstehst du doch sicher?«

Er schnaubt verächtlich. »Ja, das verstehe ich. Genauso, wie ich verstehe, dass eine Felswand hochzuklettern, um in die Burg eines Tyrannen einzubrechen, extrem unvernünftig ist. Genauso, wie ich verstehe, dass den Thron zu besteigen, während dein Vater noch lebt, nicht der reguläre Weg ist. Aber du und ich, Mance, wir machen nun mal unmögliche Dinge!«

»Ich sage ja nicht, dass ich aufgebe. Ich suche immer noch nach einer Lösung. Aber die Hochzeit findet in drei Tagen statt, und ich denke einfach, wir sollten realistisch sein. Und uns auf alles gefasst machen. Nur weil früher alles gut ausgegangen ist, heißt das nicht, dass das immer so sein wird. Du kannst nicht dein ganzes Leben lang davon ausgehen, dass es schon so kommen wird, wenn du es nur stark genug willst.«

»Natürlich nicht. Man muss dafür *sorgen*, dass es so kommt.«

»Okay, aber manchmal erfordert das ›Dafür-Sorgen‹ auch Opfer. Wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, dass es in diesem Fall so sein könnte.«

»*Nein!*«, ruft Silver energisch.

»Ich versuche nur, dich vorzubereiten. Aber wenn du es schon nicht aushältst, nur über die Möglichkeit nachzudenken, kann ich dich hier auch nicht gebrauchen.«

Ich bedauere die Worte schon, gleich nachdem sie über meine Lippen sind. Was ich meinte, war, dass er nicht unbedingt bei meinen Planungen dabei sein muss. Dass, wenn die raue Wirklichkeit für ihn zu schmerzhaft ist, ich mich auch alleine damit auseinandersetzen kann. Daran bin ich ja gewöhnt.

Aber Silver scheint mich falsch verstanden zu haben. So, als hätte ich ihm zu verstehen gegeben, dass ich ihn nicht an meiner Seite haben will. Er schaut verletzt und fassungslos drein.

Und ohne mir die Chance zur Klarstellung zu geben, fackelt er nicht lange.

Er dreht sich auf dem Absatz um und geht.

So überstürzt, dass *ich* jetzt diejenige bin, die fassungslos ist.

Denn ich glaube, es ist das erste Mal, dass er mich jemals einfach stehen gelassen hat. Selbst als ich ohne ihn in dieses Land gekommen bin, war er bei meiner Ankunft schon da. Er ist *immer* da.

Bestimmt hat sich das jetzt nur auf unsere Meinungsverschiedenheit bezogen. Vielleicht hat er meine Bemerkung ja doch richtig verstanden und will mir etwas Raum geben, um in Ruhe nachzudenken.

Und doch werde ich das Gefühl nicht los, dass hinter der Art, wie er hier herausgestürmt ist, mehr steckt. Dass nicht nur ein paar Stunden vergehen werden, bis ich ihn wiedersehe.

Die Leere, die Heart hinterlassen hat, schmerzt. Immer wieder stoße ich dagegen und muss feststellen, dass da nichts ist. Vom Kopf her weiß ich, dass ich so viel mehr empfinden müsste, als ich es im Augenblick tue.

Aber während des ganzen Streits haben sich meine Tiere kein einziges Mal gerührt.

Nicht mal jetzt tun sie das.

Also drehe ich mich, nach einer kurzen Weile, von der offenen Tür weg und widme mich wieder meinen Büchern.

16

SILVER

Noch drei Tage bis zur Hochzeit

Geh, sagt sie. Als würde ich das jemals tun.

Innerhalb von Minuten verursache ich eine kleine Explosion im ersten Stock. Keine große Sache, vollkommen überschaubar. Nur so viel, dass Kiar erst mal beschäftigt ist, während ich die Tür im Keller aufbreche.

Denn wenn Mance kurz davorsteht aufzugeben, wird es Zeit, dass ich bei meinen eigenen Plänen mal einen Zahn zulege. *Ich* werde mich jedenfalls nicht geschlagen geben. Auch nicht, wenn sie es tut.

Unwillkürlich lassen mich meine eigenen Gedanken zusammenzucken.

Ich weiß natürlich, dass Mance nur versucht, mit Vernunft an eine schwierige Situation heranzugehen. Aber das bedeutet nicht, dass ihre Abfuhr nicht schmerzt. Heart ist nicht bei ihr, so viel ist klar, aber mir kam es fast vor, als würde da noch etwas anderes fehlen. Warum kämpft sie nicht, so wie früher? Das macht mir Sorgen.

Ich muss ihr jetzt erst mal diese Heirat vom Hals schaffen, und

zwar *sofort*. Damit wir nach Hause und wieder zu unserem alten Leben zurückkehren können. Ich habe es satt, dass sie sich mit einem anderen Kerl eine Wohnung teilt, satt, dass sie seinen Ring trägt, habe die verstohlenen Blicke und die intimen Momente satt – ich habe einfach *alles* satt!

Deshalb breche ich jetzt diese letzte Tür auf, denn ich weiß, dass Merod sich wie ein Feigling dahinter verkriecht, und irgendwie werde ich ihn schon dazu bringen, Mance von dieser Vereinbarung zu erlösen.

Meine aufgewühlten Gefühle lassen meine Hände so heftig zittern, dass ich mehrere Anläufe brauche, bis ich den richtigen Schlüssel gefunden habe. Doch als ich einen übergroßen aus Messing ins Schloss stecke und ihn herumdrehe, ertönt ein lautes Klicken und danach ein Ächzen, als hätte ich mehr als nur ein Schloss geknackt. Ich atme einmal tief durch, um mich zu wappnen, und lausche auf Schritte, falls das Geräusch jemanden auf mich aufmerksam gemacht hat, aber zum Glück herrscht nur staubige Stille. Sie müssen alle Hände voll zu tun haben mit dem Chaos, das ich oben angerichtet habe.

Ich drücke gegen die Tür und erwarte, dahinter ein Zimmer vorzufinden, aber da ist nur ein enger, leicht abfallender Tunnel, der sich in düsteren Schatten verliert. Bei der Entdeckung überläuft mich ein kalter Schauer. Kein Wunder, dass Merod nicht rausgekommen ist. Da unten könnte eine ganze Wohnung liegen. Gespannt gehe ich hinein. Doch in der Sekunde, in der meine Hand die schwere Tür loslässt, fällt sie mit einem lauten Knall hinter mir zu. Und ich versinke sofort in Dunkelheit, während das Schloss einschnappt.

Aufgeschreckt wirbele ich herum und rüttle an der Klinke, versuche, die Tür mit meiner Schulter wieder aufzuschieben, aber sie bewegt sich nicht mehr.

Ich schlucke schwer.

Okay, dann also vorwärts.

Mit pochendem Herzen drehe ich mich wieder dem Tunnel zu und taste mich vorsichtig voran. Nach ein paar Sekunden flackert kurz etwas auf. Ich bleibe stehen und drücke mich an die Tunnelwand, bis es noch einmal hell wird. Dabei erkenne ich, dass jemand aus einer von diesen verfestigten Gewitterwolken aus dem Dschungelreich eine kleine regengraue Kugel geformt hat, mit einem Metallring, der ihre Blitze unschädlich macht.

Was ... mir ein bisschen aufwendig vorkommt, nur um einen einfachen Tunnel zu beleuchten.

Vor allem, da diese Gänge hier unten im Gegensatz zur restlichen Burg nicht den Eindruck von alter, schon halb verfallener Pracht erwecken. Sie wirken neu. So neu, dass es noch nicht mal einen Fußboden oder gemauerte Wände gibt, nur ausgehobene Erde.

Aber ich bin jetzt schon so weit gekommen, und mir bleibt ja auch nichts anderes übrig, als weiter vorzudringen, also mache ich genau das – mit der gebotenen Vorsicht natürlich.

Beim Weitergehen bestätigt sich immer mehr, dass dieser Gang eine ziemlich neue Konstruktion ist. Erst vor Kurzem freigelegte Wurzeln stoßen durch die Decke und winden sich über die Wände, wo sie den Tunnel gelegentlich zu einer plötzlichen Richtungsänderung zwingen, um ihnen auszuweichen. Ich muss inzwischen direkt unter dem Wald sein. Wie weit geht dieses ganze Geflecht denn noch?

Alle paar Meter hängen weitere verfestigte Wolken, was dafür sorgt, dass die Beleuchtung ungleichmäßig ist. Dunkelheit, Dunkelheit, dann ein Lichtblitz. Das macht es leicht, sich zu verstecken, aber schwerer, seinen Weg zu finden. Ich streiche beim Gehen mit den Fingern über die Erdwände, auf der Suche nach einem Türrahmen oder einer anderen Öffnung.

Es ist still hier unten, meine Schritte werden von der weichen Erde regelrecht verschluckt. Und es riecht wie ein frisch ausgehobenes Grab.

Schließlich stoßen meine Finger auf Holz, und in einem Lichtblitz sehe ich eine Tür.

Ich drücke leicht gegen die Ränder, schiebe sie vorsichtig auf und stehle mich hinein.

Es dauert eine Minute, bis ich begriffen habe, was ich hier sehe.

Auf den ersten Blick wirkt alles ziemlich harmlos. Nur eine Abstellkammer für magische Gegenstände. Noch mehr verfestigte Wolken, deren Blitze, weil es so viele sind, den Raum auf etwas unruhige Art beleuchten. Eine ganze Wand ist vollgestellt mit Primus Gores berüchtigten, in Flaschen abgefüllten Explosionen. Das ist nicht überraschend. Schließlich war das hier sein Reich. Ich sehe auch Hitzesteine, die allerdings auf einem Holztisch liegen, sodass es unwahrscheinlich ist, dass sie irgendetwas zum Schmelzen bringen können. Nichts von alldem verwundert oder erschreckt mich.

Aber als ich mich weiter umsehe, sind da so viele Dinge, die hier nichts zu suchen haben. Die überhaupt nicht *existieren* dürften. Ich weiß, dass es eine Zeit gab, als die Magie noch völlig ungezügelt war. Da werden wohl ein, zwei Sachen aus diesen gefährlichen Jahren überlebt haben. Aber dieser Raum wirkt, als ob er jedes kleine Stückchen Magie, das jemals Gestalt angenommen hat, beherbergt.

Es gibt Dinge, die tropfen, und Dinge, die verwesen. Dinge, die welken, und Dinge, die keimen. Dinge, die flüstern, und Dinge, bei denen ich das Gefühl habe, sie starren mich an, obwohl sie gar keine Augen haben. Es gibt Steine und Statuen und Kleidungsstücke und ...

Und es gibt Waffen. Massenhaft Waffen.

Mit so einem Arsenal könnte Reltas jedes andere Land komplett

auslöschen. Wozu braucht er eine solche Macht? Und wo hat er sie her?

Ich traue mich nicht, irgendetwas anzufassen, weil ich nicht weiß, wie die Sachen reagieren werden.

Nein, halt, was die explosiven Gefäße machen, weiß ich ja. Ich schnappe mir ein paar davon.

Und dann noch ... ja, vielleicht *ein* Schwert aus Eis. Schließlich bin ich auch nur ein Mensch.

Die Klinge fühlt sich kalt an, was aber nicht unangenehm ist, und die Wärme meiner Haut bringt sie nicht zum Schmelzen. Ich warte einen Augenblick ab, ob ich womöglich in Flammen aufgehe, mich in eine Standuhr verwandele oder so etwas, aber nichts passiert.

Also laufe ich schnell wieder auf den Gang hinaus und schließe die Tür hinter mir. Die Dunkelheit des Tunnels ist jetzt fast schon wohltuend.

Etwas besorgt setze ich meinen Weg fort, stelle aber beim nächsten Lichtblitz fest, dass es nicht weit von der ersten Tür eine weitere gibt. Und diese zweite Tür ist mit einer Kette versperrt, die verdächtig nach einer von Mara aussieht. Vermutlich ist es die, die sie vor die Gefängniszelle ihres Vaters geschmiedet hat. Reltas muss sie mitgenommen haben, als er ihn befreit hat.

Das ist ja vielversprechend.

Immer noch etwas verstört, aber entschlossen, das hier bis zum Ende durchzuziehen, öffne ich den Riegel und schiebe mit angehaltenem Atem die Tür auf. Unter dem Eindruck von dem, was ich da gerade gesehen habe, kommt mir die Stille auf einmal bedrückend vor. Unheilvoll.

Ich wappne mich und schlüpfte hinein.

Dieser Raum ist völlig unbeleuchtet, sodass ich zuerst mal überhaupt nichts erkennen kann. Wahrscheinlich schläft er.

Ich will mich nicht bemerkbar machen, falls eine Wache hier drinnen ist, deshalb ducke ich mich hinter ein paar Kisten, die ich neben der Tür ertastet habe, und warte auf den nächsten Lichtblitz.

Aber müsste ich nicht eigentlich hören, wie sich jemand bewegt? Oder doch zumindest atmet?

Es riecht auch eigenartig, aber ich kann nicht sagen, wonach. Ich spitze die Ohren, höre aber keinen Laut, und das Licht scheint gar nicht mehr aufblitzen zu wollen.

Dann plötzlich kommt es doch.

Und da ist Merod. Er liegt auf der Seite in einem Bett.

Ich habe meine Beute aufgespürt.

So schnell, wie es kam, ist das Licht auch schon wieder weg.

Ich schleiche mich näher heran, bereit zum Angriff. Bereit, von ihm die Auflösung der Verlobung zu verlangen. Mich schreckt nicht mal seine Magie. So schwer dürfte es nicht sein, sich außerhalb seiner Reichweite zu halten.

Doch dann, als ich nur noch wenige Schritte von seinem Bett entfernt bin, geht das Licht wieder an. Ich fahre ruckartig nach hinten und werfe in meiner Hast einige Kisten um.

Denn dieses Mal konnte ich sehr viel mehr erkennen.

Merods Gesicht ist übersät mit Blutergüssen und Schnittwunden wie auf einem makabren Gemälde. Lange rote Striemen auf seiner Haut verraten, dass man ihn ausgepeitscht hat, und an manchen Stellen hängt die Haut sogar herunter. Verkrustetes Blut färbt seinen Körper in verschiedenen Schattierungen, von Rotbraun bis zu einem schlierigen Burgunderrot, was darauf schließen lässt, dass er mehr als einmal gefoltert worden ist.

Sein Kopf hängt in einem unnatürlichen Winkel seitlich herunter.

Seine Augen starren blind genau auf mich.

Und sein Hals wurde brutal aufgeschlitzt, die ausgefranst Haut-

ränder kräuseln sich schon von der Wunde weg, beschmiert mit geronnenem Blut.

Kurz gesagt, er ist unverkennbar, eindeutig ...

Tot.

Als das Licht wieder verlöscht, taumele ich erschrocken zurück auf den Gang.

Meine Gedanken überschlagen sich, während ich versuche, alles zu verarbeiten. Ich kann nicht behaupten, dass ich besonders ... traurig wäre. Es kommen mir keine Tränen. Ich falle nicht vor lauter Verzweiflung auf die Knie. Dieser Mann war ein Monster, und irgendwie finde ich, dass das, was mit ihm passiert ist, nur ausgleichende Gerechtigkeit war. Er hat so viel Leid verursacht. Wenn sein Handeln ihn jetzt eingeholt hat, dann kann man schlecht sagen, er hätte es nicht verdient.

Aber der Geruch – von dem ich jetzt weiß, dass er vom Blut kommt – strömt durch die dunkle Türöffnung, und das Bild seines geschundenen Körpers hat sich in mein Gedächtnis eingebrannt. Ich spüre, wie in meiner Kehle Galle hochsteigt.

Ist Gerechtigkeit wirklich das richtige Wort für das hier?

Ich schüttele den Kopf, während ich versuche zu verstehen. Herauszufinden, was ich davon halten soll. Wie lange ist er schon tot? Und wann wollten sie uns das mitteilen?

Na klar. Sie hatten gar nicht vor, es uns zu sagen. Denn wenn Merod tot ist, kann Mance selbst entscheiden, wen sie heiratet. Mich erfasst eine unglaubliche Erleichterung, denn das bedeutet, es ist vorbei. Endlich. Ich muss nur schnell nach oben laufen und es ihr berichten, und dann können wir ... von hier weg. Zusammen sein. Selbst über unser Leben bestimmen. Wir können ...

In der Dunkelheit spüre ich plötzlich eine Klinge an meinem Hals. Ich erstarre, und mein Gehirn setzt komplett aus.

»Er hat verdient, was er gekriegt hat«, sagt eine Stimme. »Und noch mehr.«

Als es wieder hell wird, wundere ich mich nicht, am anderen Ende des Messers Kiar zu sehen, deren farbloses Haar das Licht reflektiert.

»Nanu, du auch hier?«, murmele ich.

Sie stellt sich vor mich und zieht das Messer über meine Kehle. »Ich habe doch gesagt, du sollst es gut sein lassen«, erklärt sie mit gespielter Bedauern. »Jetzt muss ich mir was für dich einfallen lassen.«

»Ach ja?«, sage ich. »Etwa das Gleiche, was du dir für ihn hast einfallen lassen?« Das Licht blitzt wieder auf, und mein Blick fällt noch einmal auf Merods misshandelten Körper, wie er da deutlich sichtbar zusammengesackt vor der Wand liegt.

»Diesmal wird es schneller gehen, so viel steht fest«, versichert sie mir mit einem höhnischen Grinsen. »Wir müssen nicht so viel aufgestauten Zorn an dir auslassen. Aber das Ergebnis wird ähnlich ausfallen, ja.«

»Wir?«

Das Licht blitzt über ihre gefletschten Zähne. »Ja, wir. Eine ganze Menge Bürger sind in den letzten Tagen hier heruntergekommen und haben ihre persönlichen Rechnungen beglichen.« Selbst in der Dunkelheit spüre ich, wie ihr Grinsen breiter wird. »Manche haben sich sogar Trophäen mitgenommen.« Beim nächsten Lichtblitz bemerke ich zum ersten Mal, dass Merod mehrere Finger fehlen. Und ein Ohr. Seine Haare sind unregelmäßig abgeschnitten. Ich sehe sogar einen großen roten Fleck um seine linke Kniescheibe herum, über den ich lieber nicht nachdenken möchte.

»Weil er euch besiegt hat?«

»Wegen allem«, faucht sie. »Jeder Schlag war für einen Freund

oder Verwandten, dessen Tod dieser Mann zu verantworten hatte. Für unseren Primus, Reltas' Vater, der zwar am Leben geblieben ist, aber ein gebrochener Mann war und nicht mehr imstande, ein Reich in Trümmern zu regieren. Für die von uns, die überlebt haben und gezwungen waren, in einem Abklatsch unserer früheren Pracht zu leben, als Gespenster in unserer Heimatstadt. Wir hatten es *verdient*, ihm diese Schmerzen zuzufügen. Und er hat seinen Tod verdient. Auch wenn das nicht unbedingt Teil des Plans war. Man kann es den Leuten nicht verübeln, dass sie übers Ziel hinausgeschossen sind, nachdem sie so lange auf Vergeltung warten mussten.«

Ich kann die Schärfe in ihrer Stimme nachvollziehen. So habe ich auch mal gesprochen, als ich Vie gegenüber das Unrecht angeprangert habe, das derselbe Mann *uns* angetan hat. Das Licht ist zwar noch nicht wieder aufgeleuchtet, aber es kommt mir vor, als würde ich ihn immer noch dort liegen sehen, blass und zerschunden, mit klaffenden, grausigen Wunden. Zerfetzt von denen, die er unter seinen Füßen zertreten hat.

»Hat es denn funktioniert?«, erkundige ich mich ehrlich interessiert. »Fühlst du dich jetzt besser?«

Sie drückt das Messer fester gegen meinen Hals und sticht in meine Haut, bis Blut herausquillt. »Noch nicht.«

Ich schlucke, während ich das Schwert aus Eis kalt an meiner Seite spüre. Weiß sie, dass ich es habe? Kann ich es benutzen, um mich aus ihren Fängen zu befreien? »Und was jetzt?«, frage ich, nur um sie am Reden zu halten.

Der Tunnel, in dem wir uns befinden, ist eng, und sie kennt ihn auf jeden Fall besser als ich. Das erschwert natürlich eine Flucht, aber ich muss mir etwas einfallen lassen. Denn in ihrer Stimme schwingt ein mörderischer Unterton mit. Als das nächste Mal alles dunkel wird, taste ich mit meiner Hand nach dem Griff meines

neuen Schwertes, wobei ich angesichts seiner Kälte einen Schauer unterdrücken muss.

»Wieso sollte ich dir das sagen?«, fragt sie verächtlich.

»Wieso nicht? Du willst mich doch sowieso töten.«

Sie lacht unfreundlich. »Das ist wohl wahr. Aber es ist deine eigene Schuld. Ich kann ja schlecht zulassen, dass du deiner hirnlosen Freundin erzählst, sie käme jetzt aus ihrer Verlobung raus, oder?«

Ich rücke etwas von dem Messer an meiner Kehle weg, mache aber noch keine Anstalten, die Beine in die Hand zu nehmen. Vielmehr wähle ich meine nächsten Worte mit Bedacht, um die Gelegenheit so gut wie möglich zu nutzen. »Also schön, da wir uns einig sind, dass ich sowieso sterben muss, kannst du mir ja auch sagen: Warum will dein Primus wirklich Mance heiraten? Wenn es nur um ein Bündnis geht, hätte sie auch ohne die gesetzliche Absicherung mit Freuden zugestimmt. Das würde sie immer noch tun, selbst nach dem hier. Ich meine, sie wird nicht glücklich sein über den Mord an ihrem Vater, aber sie kann ihn verzeihen. Sie wird euren Schmerz besser verstehen, als du glaubst. Es ist noch nicht zu spät für Frieden.« Trotz meiner Worte ziehe ich, als das Licht wieder verlischt, ganz langsam das Schwert aus seiner Scheide.

Kiar lacht verächtlich. »Zwischen unseren Ländern herrscht kein Vertrauen. Und das wird es auch nie.«

»Zwischen euch und Merod? Nein. Aber Mance ist nicht ihr Vater. Sie ist keine Kriegstreiberin.«

»Und Reltas ist auch nicht sein Vater. Er ist kein Feigling.«

Ich drehe das Schwert in meiner Hand, teste in der Dunkelheit sein Gewicht. »Aber wenn es euch vor allem um Vergeltung geht, macht ein direkter Angriff doch viel mehr Sinn«, kontere ich. »Ich weiß ja bereits, dass ihr die Magie dafür habt, in großem Ausmaß zu zerstören. Also noch einmal: Wieso eine Ehe?«

»Wenn wir euch angreifen, müssen wir viele Menschen töten. Und das wollen wir nicht.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Du hast also doch ein Herz. Ich bin gerührt!«

In dem flackernden Licht sehe ich sie spöttisch grinsen. »Das hast du missverstanden. Wir wollen sie nicht retten. Wir wollen sie benutzen.«

Ich fasse den Griff des Schwertes fester. »Wofür benutzen?«

Ihr Grinsen wird breiter. »Lass es mich so sagen: Das Klippenreich ist nicht das einzige, das er im Visier hat. Er hat vor, sie sich auf die eine oder andere Art alle unter den Nagel zu reißen. Denn Merod mag uns zwar die Schlinge um den Hals gelegt haben, aber die anderen Reiche haben uns nicht wieder rausgeholfen. Sie haben alle weggeschaut, als wir am Galgen baumelten. Deshalb haben sie es genauso verdient. Das Klippenreich ist nur der Anfang.«

Mir zieht sich der Magen zusammen, als ich an die Massen von magischer Munition denke, die hier unten schlummern. Als ich sie vorhin sah, dachte ich noch, es würde ausreichen, um den ganzen Kontinent zu vernichten, aber ich hätte nie erwartet, dass das tatsächlich Reltas' Plan ist.

»Wo habt ihr das alles her?«, frage ich und nicke mit dem Kopf in Richtung der Kammer. Ich kann ja wohl davon ausgehen, dass sie weiß, was sich darin befindet.

»Aus der Alten Ruine.«

»Das versteht sich von selbst«, entgegne ich. »Alle Magie stammt aus der Alten Ruine, aber wie konntet ihr so viel zusammenbekommen?«

Sie grinst, beunruhigend entspannt. »Alles dadrinnen wurde von unseren Bürgern rausgeholt. Überwiegend von mutigen Freiwilligen, auch wenn bei dem einen oder anderen ein bisschen nachge-

holfen werden musste. Wochenlang sind sie hineingegangen und mit allen möglichen praktischen Sachen wieder rausgekommen.«

Mein Magen überschlägt sich, zum Teil wegen dem, was sie sagt, und zum Teil, weil sie so offen ist. Als wir angefangen haben, uns zu unterhalten, hat sie sich noch ziemlich zurückgehalten, aber jetzt hat sie anscheinend kein Problem damit, mit allem rauszurücken. Sie muss sich also sehr sicher sein, dass ich diesen Tunnel nicht lebend verlassen werde.

Mein Schwert ist einsatzbereit, aber ich schlage nicht zu. Wenn ich es schaffe, ihr den ganzen Plan zu entlocken, und *danach* die Flucht antrete, kann ich Mance alles erzählen. Sie mag zwar nicht bereit sein, einen Krieg anzufangen, nur um einer Heirat zu entgehen, aber sie wird auf jeden Fall verhindern wollen, dass ihr Volk einem Eroberungsfeldzug zum Opfer fällt. Ich bemühe mich, ganz auf das Gespräch konzentriert zu bleiben und so viel an Information wie möglich herauszubekommen, obwohl gleichzeitig meine Gedanken rasen. »Aber das ist doch gar nicht erlaubt«, wende ich ein. »Nur Mitglieder der Königsfamilien dürfen die Alte Ruine betreten. Das steht in ... ach, in irgendeinem von diesen verstaubten Dokumenten, die alle immer für so wichtig halten. Mance würde wissen, in welchem. Auf jeden Fall ist es verboten.«

»Sangua hat es auch gemacht, und sie haben ihre falsche Erbin, Azele, trotzdem an die Regierung gelassen. Außerdem gelten die Regeln nur, wenn man so weitermachen will wie bisher. Aber wenn du vorhast, die ganze Sache über den Haufen zu werfen, ergeben sie ja ohnehin keinen Sinn mehr, oder?«

Ich lasse mir das durch den Kopf gehen. »Also, damit ich das auch richtig verstehe: Euer Plan ist, aus Mances Volk eine Armee zu bilden, sie mit magischen Waffen auszustatten, die eure Bürger herstellen, und dann den ganzen Kontinent zu erobern? Ihr müsst

doch einsehen, dass der Schuss sofort nach hinten losgehen wird. Man kann kein Volk versklaven und ihm dann Wunderwaffen in die Hand geben. Sie werden sofort rebellieren. Sie werden *euch* vernichten.«

Das tut sie mit einem Achselzucken ab. »Darüber mache ich mir keine Sorgen. Wenn sie für Merod gekämpft haben, werden sie auch für uns kämpfen. Außerdem kann Reltas, wenn er erst mal mit Mancellia verheiratet ist, mit ihrem Siegel alles befehlen, was er will. Und wenn das Volk seine geliebte Prima lächelnd an Reltas' Seite sieht, wird es sich schon fügen.«

Ich fange an, den Kopf zu schütteln, doch dann fällt mir das Messer an meinem Hals wieder ein, und ich höre damit auf. »Das würde Mance niemals machen. Egal, womit ihr sie unter Druck setzt. Mit meinem Leben, dem Leben ihrer Schwester oder mit Folter, das spielt alles keine Rolle.«

»Auch davor habe ich keine Angst.«

Jetzt läuten bei mir sämtliche Alarmglocken. Das ist es, was mir noch fehlt. Das entscheidende Puzzleteil. »Und warum nicht?«, will ich wissen.

»Weil ich unter den Ersten war, die reingegangen sind, und ich bin mit etwas rausgekommen, das ziemlich nützlich ist. So, ich habe keine Lust mehr, mit dir zu reden. Du warst in den letzten Tagen ein ganz unterhaltsamer Gegner, aber jetzt hat unser Wettstreit ein Ende.«

Sie macht Anstalten, mir die Kehle aufzuschlitzen, aber damit habe ich gerechnet und bin schneller. Ich lasse mich zur Seite fallen und hole gleichzeitig mit meinem Schwert nach oben hin aus, in der Hoffnung, sie entweder zu entwaffnen oder zu verwunden.

Zu meiner Überraschung schießt Eis aus der Schwertschneide und hinterlässt eine Frostscheibe, die vor mir in der Luft schwebt. Kiar macht große Augen, doch bevor sie sich wieder fangen kann,

schwinge ich noch ein paarmal durch die Luft und erzeuge damit eine ganze Eiswand zwischen uns. Dann mache ich mich schleunigst aus dem Staub.

Dummerweise ist eine Flucht durch einen Tunnel voller Wurzeln nicht die allerbeste Idee. Ich stolpere und falle der Länge nach in den Dreck. Das Licht flackert gerade lange genug auf, dass ich sehen kann, wie das Schwert aus meiner Hand fliegt und Eis sich in alle Richtungen ausbreitet.

Mit einem frustrierten Schrei sticht Kiar mit ihrem Messer auf die Wand hinter mir ein, doch das Eis friert es sofort ein, und sie kann gerade noch ihre Hand wegziehen, bevor sie mit dem Messer vereist. Dann verstummt sie und sucht nach einer Lücke, während ihre Gestalt hinter dem Frost verschwimmt. Ich winde meinen Fuß aus der Wurzelschlinge, zucke vor Schmerz zusammen, verhalte mich aber still. Diesmal warte ich ab, bis das Licht mir den Weg weist. Denn jetzt sind es nicht mehr nur Wurzeln, auch neue, unberechenbare Wände aus Eis erschweren das Fortkommen. Und ich möchte nicht aus Versehen gegen eine prallen und am Ende noch am Boden festfrieren.

»Clever«, kommentiert Kiar trocken aus dem Dunkel heraus. Das soll wohl heißen, dass sie keine Schwachstelle in meinem Abwehrsystem gefunden hat. Ich atme erleichtert aus, nur um mich gleich wieder anzuspannen, als ich ein Rascheln höre. Anscheinend wühlt sie in ihrer Tasche herum. Warum blitzt das Licht nicht mehr auf? Ich richte mich auf und überlege, ob ich es riskieren soll, trotzdem loszulaufen.

»Nur Magie kann Magie beeinflussen, stimmt's?«, ertönt hinter mir Kiars Stimme. Mir wird schwer ums Herz. Sie muss noch eine andere magische Waffe in ihrem Rucksack haben. Vielleicht sogar etwas, das mich auf der Stelle töten wird.

Ich taste mich ein Stück weit mit meinem Zeh vor, nur um auf etwas Kaltes zu stoßen, das sich rasant ausbreitet. Fluchend ziehe ich mich wieder zurück. Habe ich mich etwa aus Versehen selbst in einen Käfig eingesperrt? Wo bleibt nur das Licht?

Das Rascheln hört auf. Anscheinend hat sie gefunden, wonach sie gesucht hat. »Nicht der Befehl, den ich jetzt gerne benutzt hätte, aber er dürfte auch funktionieren«, murmelt sie vor sich hin. Dann spricht sie lauter, eindeutig an mich gewandt. »Hab ich nicht gesagt, dass ich mit etwas Nützlichem rausgekommen bin? Das wünsche ich dir auch.«

Gerade rechtzeitig blitzt das Licht wieder auf, sodass ich sehen kann, wie sie hinter dem Eis eine jähe Handbewegung macht. Und dann platzt etwas Kleines, Rundes, das aussieht wie ein Samenkorn, durch die Wand und trifft mich direkt auf der Stirn.

Verwirrt gerate ich ins Stocken, und durch das Loch im Eis sehe ich sie noch grinsen, genau in dem Augenblick, in dem das Ding auf meine Haut prallt.

Und sich sofort weiterbohrt, durch die Haut, durch Fleisch und Knochen, so mühelos, wie es durch das Eis gekommen ist.

Ich taumele nach hinten, warte darauf, dass es anfängt wehzutun. Und ich habe Angst, mein Kopf könnte zerspringen, so wie die Wand.

Aber so fühlt es sich überhaupt nicht an. Es ist ... beinahe, als wäre mein Kopf voll Erde, und das Samenkorn, das sie nach mir geworfen hat, pflanzt sich selbst darin ein. Und wächst. Ich spüre, wie mein Gehirn von seinen Wurzeln durchdrungen wird und meine Gedanken sich darum herum verzerren. In Panik fasse ich an meine Stirn, aber die Haut ist schon wieder ganz glatt, obwohl die Wurzeln sich unaufhaltsam ausbreiten und meinen kompletten Verstand unterwandern.

»Was ist das?«, will ich wissen.

Als das Licht zurückkommt, sehe ich in der polierten Klinge ihres hochgehaltenen Messers meine Augen. Die Adern haben sich grün verfärbt.

Es sind Ranken, die sich nach der Iris hin ausbreiten.

Mir bleibt eine Sekunde, um zu begreifen, dass es *das* war, was mit Merods Augen nicht stimmte, als ich ihn das erste Mal hier sah.

Dann bin ich nur noch von einem einzigen Gedanken besessen, einem Befehl, der sich tief in mein Gehirn eingegraben hat.

Geh in die Alte Ruine.

Und schlagartig will mein Körper nichts anderes mehr. Obwohl mir die Vorstellung zutiefst zuwider ist, bin ich ganz darauf ausgerichtet, ins Wüstenreich zu gelangen, wo sich die Alte Ruine befindet. Hier, unter der Erde, lässt sich nicht bestimmen, wo Norden ist, aber die Magie scheint es zu wissen. Ich mache einen Schritt in die entsprechende Richtung. Und dann noch einen.

»Du kannst also ... Körper beeinflussen«, denke ich laut. »Du kannst sie zum Kämpfen veranlassen, selbst wenn sie das gar nicht wollen. So wollt ihr Mances Volk dazu bringen, für euch in den Krieg zu ziehen. Und Mance dazu, es anzuführen.«

Ich kämpfe gegen meine eigenen Muskeln an, versuche, mich so zu stoppen, aber sie versagen mir den Dienst. Gegen meinen Willen lasse ich eine Explosion aus der Flasche, damit sie die Wand sprengt, die mir im Weg ist. Ich werfe die Flasche, und die tief-schwarze Magie hängt einen Augenblick lang in der Luft, bevor sie sich in Feuer entlädt. Kiar kichert, als die Wand zusammenfällt und vor den schwebenden schwarzen Flammen kapituliert. Und mein verräterischer Körper spaziert einfach durch sie hindurch, in die

Richtung der Alten Ruine, und ich bin gezwungen, mich zu ducken und zu schlängeln, um mich nicht zu verbrennen.

»So ist's gut«, sagt Kiar, während sie mir aus meinen Taschen die restlichen abgefüllten Flaschen klaut, die ich habe mitgehen lassen. »Dich zu töten, wäre nett gewesen, aber es liegt eine gewisse tragische Romantik darin, aus dir einen Rekruten für unsere neue Armee zu machen. Als Zugabe wird es Mancella auch noch das Herz brechen. Und dazu habe ich im Moment richtig Lust.«

Ich beachte gar nicht, was sie da redet, sondern strenge mich an wie noch nie, sodass die Adern an meinem Hals schon zu platzen drohen. Doch meine Beine marschieren trotzdem immer weiter. Ich kann zwar die Arme ein bisschen bewegen, aber als ich versuche, mich an einer Wurzel festzukrallen, blockieren sie und lassen mich nicht. Ich kann sie nur benutzen, wenn ich das übergeordnete, in meinen Kopf eingepflanzte Ziel nicht gefährde.

Mein einziger Trost bei alldem ist, dass ich ewig brauchen werde, bis ich an der Alten Ruine ankomme. Es könnten ohne Weiteres Wochen vergehen. Vielleicht kann ich mich ja mit Absicht verlaufen. Wenn ich es geschickt anstelle, kann ich die Sache so lange hinausögern, bis jemand mich einholt und aufhält. Das wird uns Zeit verschaffen, um irgendein magisches Heilmittel zu finden.

Als hätte sie meine Gedanken gelesen, lächelt Kiar. »Keine Bange. Ich kann dich hinbringen. Bis morgen früh bist du an der Alten Ruine.«

MANCE, OHNE LIVID

Noch zwei Tage bis zur Hochzeit

Als Heart zurückkommt, ist die Verschmelzung so schmerzhaft, wie ich es noch nie erlebt habe.

Daran sind nicht etwa ihre Erinnerungen schuld, sondern meine. Jetzt, da ihr Feingefühl wieder ein Teil von mir ist, bin ich entsetzt darüber, wie ich Silver behandelt habe. Und noch entsetzter, dass er tatsächlich gegangen ist. Ich hatte, vor allem nach dieser verdächtigen Explosion am Eingang, fest damit gerechnet, dass er letzte Nacht wieder an meinem Fenster auftauchen würde, um mich anzubrüllen.

Aber das hat er nicht getan. Er ist ... weg.

Eine alte Angst setzt sich in meiner Brust fest, dass die Menschen, die ich liebe, mich irgendwann alle im Stich lassen. Dass es dumm wäre, etwas anderes zu erwarten. Ich habe in der letzten Zeit diese Angst erfolgreich bekämpft, wollte mir davon nicht kaputtmachen lassen, was ich mit Silver habe. Aber als ich auf die leeren Äste schaue, auf denen Silver geschlafen hat, kommt sie wieder hoch.

Deswegen muss ich auch alles alleine machen. Weil mich am Ende alle verlassen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis auch er es tat.

Da bin ich nun, allein in einem fremden Land, in dem alle mich verachten, mein eigener Vater mich nicht mal sehen will und mein Verlobter kaum meine Gegenwart erträgt. Mit einer für übermorgen geplanten Hochzeit und ohne Unterstützung von irgendeinem der anderen Länder. Keinem einzigen.

Azele hatte wenigstens Mitleid. Sie meinte, wenn wir ein oder zwei Einzelpersonen brauchen könnten, würde sie mit Freuden sich selbst oder Rift anbieten, aber sie könne es nicht verantworten, ihr ganzes Reich in einen Krieg zu stürzen, nur damit ich aus einer ungewollten Verlobung herauskäme. Nicht, wenn das bedeutete, dass ihre eigenen Bürger dafür ihr Leben aufs Spiel setzen müssten.

Ich bin auch eine Idealistin, hat sie gesagt. Ich wünschte, du wärst nicht in der Lage, in der du steckst. Ich wünschte, wir würden in einer Welt leben, in der es keine schweren Entscheidungen wie diese zu treffen gibt. Aber in der Welt, in der wir nun mal leben, muss Idealismus mit Realitätssinn ausgeglichen werden. Muss man Prioritäten setzen. Mein Volk kann nicht alle Kämpfe mitmachen. Sie haben ihre eigenen Sorgen. Und ich habe auch meine eigenen Sorgen. Es tut mir leid.

Dafür habe ich Verständnis. Sie hat mir ein bisschen was von ihren Sorgen erzählt. Zum Beispiel, dass ihre Magie in der letzten Zeit außer Kontrolle geraten ist und dass sie nicht weiß, warum. Dass sie vor ein paar Tagen versehentlich ein Kaninchen in Asche verwandelt hat und sich seitdem davor hütet, noch irgendjemandem zu nahe zu kommen. Rift stand währenddessen mit einem gequälten Ausdruck in den Augen hinter ihr.

Natürlich nehme ich es ihr nicht übel.

Aber dadurch wird es auch nicht leichter, mich damit abzufinden, dass ich wieder auf mich allein gestellt bin.

Da ich in meinem Zimmer keine Ruhe finde, beschließe ich, in den Wald zu gehen, in der Hoffnung, dass die von der Sonne gesprenkelten Bäume mir guttun werden.

Aber dann stoße ich auf Reltas, der aus einer schattigen Baumgruppe tritt und mitgenommen aussieht.

Beim Anblick des jeweils anderen bleiben wir beide wie angewurzelt stehen. Er zieht ein saures Gesicht, als wäre er in etwas Fauliges getreten, aber darüber gehe ich hinweg. Ich konzentriere mich lieber auf seine müden Augen und hängenden Schultern. Dann wandert mein Blick zu den Bäumen hinter ihm. Ich weiß ja, was sich dort befindet.

»Schon wieder?«, frage ich leise. Trotz allem überkommt mich eine Welle der Traurigkeit darüber, dass er es diesmal allein durchstehen wollte. Wenn man weiß, dass es Menschen gibt, die ihm gerne zur Seite gestanden hätten, ist schwer zu begreifen, warum er es vorgezogen hat, sich nicht begleiten zu lassen. Vor allem, da ich so eine Wahl nicht habe.

Ich hätte gedacht, er würde sich abweisend verhalten, aber er scheint seltsamerweise gar nicht auf der Hut zu sein. Vielleicht, weil es keinen Zweck mehr hat, noch verbergen zu wollen, wo er gewesen ist. Er zuckt nur, während ihm die Haare in die Augen fallen, mit einer kantigen Schulterseite und sagt: »Kämpfen kann sehr anstrengend sein.«

Ich nicke. »Das kann man wohl sagen.«

Er nickt ebenfalls und lehnt sich mit den Händen in den Hosentaschen gegen einen Baum.

Und ich staune, dass die Atmosphäre zwischen uns jetzt angenehmer ist. Dass wir uns ohne Feindseligkeit unterhalten können.

Dann bricht plötzlich Kiar durch die Bäume und beugt sich keuchend vornüber.

Sofort und unmissverständlich zeichnet sich auf Reltas' Gesicht Besorgnis ab. Zuerst werden seine Züge weicher, weil seine Zuneigung zu ihr ihn verletzlich macht. Doch dann verhärten sie sich gleich wieder. Als wäre er bereit, in den Krieg zu ziehen, sobald sie ihm einen Anlass dazu gibt. »Was ist los?«, will er wissen, stößt sich vom Baum ab und packt Kiar bei den Schultern. »Wo warst du die ganze Nacht?«

Sie will bereits antworten, bemerkt dann jedoch, dass ich auch da bin. Sie kneift die Augen zusammen, verärgert darüber, uns schon wieder alleine zusammen im Wald vorzufinden.

Verlegen senke ich den Kopf und beschäftige mich damit, den Staub von meinen Röcken zu klopfen.

Kiar schaut mich weiter böse an, selbst noch, als sie sich an Reltas wendet und ihm etwas ins Ohr flüstert. Seine Hand liegt auf ihrer Hüfte, und er beugt sich schützend über sie. Doch als er sie reden hört, verdunkelt sich seine Miene.

Dann richtet er den Blick auf mich.

»Planänderung«, sagt er. »Die Hochzeit wird vorverlegt.«

Kiar reißt die Augen auf, und meine Gedanken überschlagen sich. »Vorverlegt?«, frage ich. »Sie ist doch schon übermorgen. Wie viel früher kann sie denn noch stattfinden?«

»Wir treffen uns in einer Stunde auf dem Marktplatz«, erwidert er und schubst Kiar auf mich zu. »Sie hilft dir, dich fertig zu machen.«

Kiars grimmige Miene ist irgendwie herzerreißend, aber sie bringt sie schnell und entschlossen wieder unter Kontrolle. Einen Augenblick lang tut sie mir leid. Es ist bitter, wenn man die Braut desjenigen herrichten soll, in den man so offensichtlich verliebt ist. Doch dann schiebe ich den Gedanken beiseite, trete einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf.

Ich kann nicht jetzt schon heiraten. Mir ist noch nichts eingefallen. Und das Letzte, was ich zu Silver gesagt habe, war ...

»Was ist mit meinem Vater?«, frage ich verzweifelt. »Du kannst doch unmöglich von mir verlangen, dass ich heirate, ohne ihn überhaupt gesehen zu haben.«

»Ich werde ihm deine Einladung überbringen«, sagt Reltas mit einem kalten Lächeln, das ich mir nicht erklären kann.

Silver

Ich habe schon mehrmals versucht, mich aus dieser Kutsche zu werfen, aber das würde mir niemand anmerken. Kein einziger meiner Muskeln hat in der ganzen Zeit auch nur gezuckt, außer, dass meine Arme immer nur nutzlos um sich schlagen und dann genau an dem Punkt, an dem sie tatsächlich irgendetwas Sinnvolles tun könnten, plötzlich blockieren.

Als Kiar noch bei mir war, habe ich viel Zeit darauf verwendet, sie zu beschimpfen, da die Magie wenigstens über meinen Mund keine Kontrolle zu haben scheint.

Aber Kiar hat mich nur so weit begleitet, bis jemand aus der anderen Richtung zu uns gestoßen ist. Ihm hat sie den Plan erklärt und ein Samenkorn gegeben, bevor sie einen sonderbaren Spalt im Boden entstehen ließ und darin verschwand, vermutlich wieder in Richtung Waldreich.

Mir dreht sich der Magen um, wenn ich daran denke, warum:

In zwei Tagen ist Mances Hochzeit.

Und falls Mance da nicht aus freien Stücken mitmacht, wird sie mit genau der gleichen Magie eingefangen werden, die mich gerade im Griff hat. Kiar wird bereitstehen, um ihr den Befehl einzupflanzen.

Ich sehe sie schon vor mir, wie sie widerwillig auf den Traualtar zugeschoben wird und die Rituale der Eheschließung über sich er-

gehen lässt, obwohl ihr Verstand ihr zuruft, es nicht zu tun, so wie mein eigener es gerade bei mir macht. Ich muss immerzu daran denken, dass sie sich gegen ihren Willen an einen anderen Mann binden wird.

Ich muss *unbedingt* wieder zurück.

Mance, ohne Livid

Nur eine Stunde später gehe ich, ganz in Weiß, einen Gang hinunter.

Kiar hat mich vier energischen Frauen überlassen, die mich mit vereinten Kräften in das Kleid gezwängt haben, das ich jetzt trage. Ich bin keine Sekunde lang zum Nachdenken oder Luftholen gekommen. Und das Kleid macht mir auch jetzt das Atmen nicht besonders leicht. Es ist wunderschön. Glasperlen, die aussehen wie Tautropfen, sind zu Mustern eingestickt, die sich wie dezent ange deutete Explosionen ausbreiten – eine reizende, wenn auch etwas brutale Vermischung der ursprünglichen Magie unserer beiden Länder. Ich muss trotz allem die Kunstfertigkeit bewundern, insbesondere wenn ich daran denke, wie schnell es fertig werden musste. Aber ein hübsches Kleid ist nicht viel wert, gemessen an dem Schicksal, das mich am Ende des Ganges erwartet.

Der Platz um mich herum ist prachtvoll hergerichtet. Zwischen den Bäumen hängen Laternen mit einem sanften Lichtschein, und auf dem Boden hat man süß duftende Blütenblätter verstreut. Die Menschen drängen sich in Festtagskleidung und mit Kerzen in den Händen auf ihren Balkonen. Eine beschwingte Melodie tönt leise durch die Luft, obwohl ich nirgendwo Musikanten entdecke. Und mitten auf dem Platz steht Reltas und hat eine Hand nach mir ausgestreckt.

Unter meiner Haut sind unterdessen meine Tiere in hellem Auf ruhr. Mein Herz fühlt sich an, als wollte es mir aus der Brust sprin-

gen. Das kommt mir alles so unwirklich vor und auf keinen Fall richtig.

Die Augen des ganzen Reiches bohren sich in mich, und ich mache einen zaghaften Schritt nach vorn, als eine Art versöhnliche Geste, muss mich aber sehr zusammenreißen, bevor ich einen zweiten mache.

Wo sind die Menschen, die mir etwas bedeuten? Warum bin ich an meinem Hochzeitstag nur von Fremden umgeben? Warum ist nie jemand für mich da?

Silver ist gegangen, meine Familie ist auch nicht hier. Ganz offensichtlich hat es mein Vater vorgezogen, meine Einladung auch dieses Mal abzulehnen. Und abgesehen davon erweist mir kein einziger Primus aus einem der anderen Länder die Ehre.

Eingehüllt in prunkvolle Spitze und hauchzarte Schleier, habe ich mich noch nie so allein auf der Welt gefühlt.

Was soll ich nur tun? Welche Möglichkeiten habe ich überhaupt noch?

Soll ich einen Krieg anfangen, gleich hier und jetzt?

Ich mache noch einen Schritt.

Soll ich zusätzlich zu meinem auch noch Silvers Herz brechen? Soll ich mich zu einem Leben mit einem Mann verpflichten, der einen Teil von mir getötet hat?

Andererseits ... unsere jüngsten Begegnungen haben mir gezeigt, dass wenigstens ein bisschen Menschlichkeit in ihm steckt. Ein Schmerz, der sich mit meinem messen kann. Im Laufe unseres restlichen Lebens könnten wir uns ja möglicherweise näherkommen. Etwas aufbauen, das nicht wehtut.

Jetzt tut es weh. Dass Silver nicht da ist, fühlt sich an, als hätte man mir eine Glasscherbe in die Seite gestoßen. Ich wünschte, ich könnte das alles hier mit ihm besprechen, bevor es endgültig ist. Ich

wünschte, ich wäre bei unserem letzten Gespräch einfühlsamer gewesen und nicht so hart.

Schlagartig wird mir klar, dass ich ihn vielleicht nie mehr wiedersehe. Denn wenn er erst mal von dem hier erfahren hat, warum sollte er dann noch zu mir zurückkommen wollen?

Ich hätte ihm einen Abschiedskuss geben sollen.

Silver

Die letzten Minuten der Reise sind die Hölle. Wir sind die ganze Nacht durchgefahren, aber geschlafen habe ich nicht. Ich bin hin- und hergerissen zwischen der Vorstellung von Mance, wie sie zum Traualtar schreitet, ohne etwas vom Tod ihres Vaters und dessen Auswirkungen zu ahnen, und der sehr realen Möglichkeit, dass ich nicht mehr aus der Alten Ruine herauskommen werde.

Da wäre ich nicht der Einzige

Und die, die doch rauskommen, sind häufig daran zerbrochen. Wird mir das auch so ergehen? Werde ich nicht stark genug sein?

Ich schöpfe ein wenig Hoffnung, als wir uns der Grenze des früheren Wüstenreiches nähern. Ich bin noch nie so weit im Norden gewesen, habe aber Geschichten darüber gehört. Haben sie nicht Wachen aufgestellt, damit sich keine unbefugten Personen Zutritt zur Ruine verschaffen? Ich weiß, dass jedes Reich verpflichtet ist, dafür Soldaten zur Verfügung zu stellen, und die müssen strenge Eide ablegen. Bestimmt werden sie meine Kutsche aufhalten. Ich habe schließlich keinen einzigen Tropfen königliches Blut in mir.

Vor uns am Horizont erhebt sich eine hohe Mauer, und mein Herz macht einen Sprung.

Doch dann öffnet sich quietschend das Tor, ohne dass irgendjemand etwas von uns wissen will oder eine Fanfare ertönt. Die

Wachen stehen auf beiden Seiten aufgereiht, anscheinend völlig un-
bekümmert über unsere Ankunft.

»He!«, brülle ich durchs Fenster. »Die verletzen das Abkommen!
Wir dürften gar nicht hier sein! Ihr habt doch eine *Aufgabe* zu er-
füllen!«

Kein Einziger schaut auch nur in meine Richtung. Sie stehen nur
weiter stramm mit dem Gesicht geradeaus.

Erst als ich nahe genug bin, erkenne ich den Grund.

Ihre Augen sind mit grünen Adern durchzogen.

Genau wie meine.

Der Kutscher lacht spöttisch über mich und fährt weiter.

Mance, ohne Livid

Meine Schleppe und mein Schleier schleifen über die Erde und neh-
men alles mit: Blütenblätter ebenso wie Dreck. Die Blumen links
und rechts des Gangs sind von einem tiefen Burgunderrot und
Aschgrau und nicht zu vergleichen mit den kräftigen Farben eines
Sonnenaufgangs in dem Beutel, der in meinem Mieder steckt.

Und dann bin ich viel zu schnell angekommen. Vor dem Altar.
Neben Reltas. Nichts und niemand kann mich jetzt noch retten.

Ich beiße mir auf die Lippe.

Wenn ich Nein sage, löst das einen Krieg aus, und wie könnte
ich so selbstüchtig sein. Wie könnte ich das den Menschen *schon*
wieder zumuten, nachdem ich ihnen doch versprochen habe, dass
meine Herrschaft friedlich verlaufen wird.

Ich erinnere mich an das, was Petrice mir gesagt hat: dass ich ent-
scheiden muss, zu welchen Opfern ich bereit bin. Und wenn mein
persönliches Glück dem Leben meiner Untertanen gegenüber-
steht ... dann habe ich keine Wahl.

Selbst wenn ich wollte.

Ich bekomme einen Kloß im Hals, und in meine Augen treten
Tränen, als ich meine Entscheidung treffe. Es sieht ohnehin nicht
so aus, als würde Reltas noch länger auf mich warten.

Ohne irgendeine Vorrede holt er ein Messer heraus und zieht es
sich über die Handfläche, die er dann über den Altar hält, damit sein
Blut auf den Stein tropft. Meine Tiere winden sich.

Für Primi ist eine Hochzeit eine ernste Sache. Unwiderruflich. Es
ist mehr als die Verbindung zweier Einzelpersonen, es ist die Verbin-
dung von zwei Reichen. Weshalb wir auch anstelle von Ehegelübden
rituell unser Blut auf dem Altar vermischen, was die Zusammenfüh-
rung unserer Abstammungslinien und den Bund zwischen unseren
Völkern versinnbildlichen soll. Dieser Altar wurde aus Holz und
Stein gemacht, ein weiteres Symbol für die Vereinigung unserer Län-
der. Er ist wunderschön, sogar noch mit den scharlachroten Flecken,
die jetzt seine Oberfläche verunstalten.

Reltas wischt die Klinge mit einem weißen Taschentuch ab, das
davon dunkle Streifen bekommt. Dann reicht er mir das Messer.

Silver

Der Boden unter uns wechselt von festem Stein zu weichem Sand,
und es geht jetzt langsamer voran, weil die Räder ruckeln und ein-
sinken. Und damit das Unvermeidliche nur weiter hinauszögern.
Wenn ich schon in ein Gewirr aus schräger schwarzer Magie hi-
neingezwungen werde, würde ich es, egal, was dabei herauskommt,
gern so schnell wie möglich hinter mich bringen. Die verlassene
Stadt um uns herum spiegelt meine schwindende Hoffnung wider.
Kaum noch aufrecht stehende Häuser, Straßen, die sich unter unse-
ren Rädern auflösen. Verfall, wohin man schaut.

Bis es besser wird. Als wir weiter in die Stadt hineinkommen, sind die Ruinen teilweise wieder hergerichtet, mit provisorischen Holzkonstruktionen auf unvollständigen Sandsteinmauern. In engen Gassen wurden Zelte aufgestellt. Und da wohnen tatsächlich *Menschen* drin. Jede Menge. Vermutlich warten sie entweder alle auf die Gelegenheit, die Alte Ruine zu betreten, oder sie waren schon drin und sind wieder rausgekommen.

Reltas hat hier draußen einen richtigen Stützpunkt. Eine groß angelegte Operation. Von hier kamen also die Massen an magischen Gegenständen. Sie ziehen tatsächlich Menschen zu magischen Rohstoffen heran. Und was noch irrer ist, den Leuten scheint es gar nichts auszumachen.

Rechts von mir bebt die Erde, und eine Frau zerschlägt Häuser zu Trümmern. Auf der linken Seite ist ein Hohlraum in einer Mauer, der mich kurzzeitig blendet, als ich draufschaue. Ich sehe einen Mann, dem riesige Geierflügel wachsen, mit denen er aufsteigt und über mir kreist, nur sind seine Flügel Speere. Ein anderer Mann schlägt eine Spalte in den Sand, die er öffnet wie eine Tür. Darunter kommt eine seltsame, geheimnisvolle Grube zum Vorschein.

Die Kutsche kommt knirschend zum Stillstand, und sofort richtet sich mein Körper auf, meine Beine strecken sich aus, und meine Arme entriegeln die Tür, noch bevor wir richtig angehalten haben.

Ein paar Leute schauen mich erschrocken an, weil sie mich eindeutig als einen Fremden erkennen, aber sobald sie meine Augen sehen, entspannen sie sich und kehren wieder zu ihrer Arbeit zurück. Ich gehe mühelos um sie herum, und ihre Gesichter werden austauschbar, als meine Aufmerksamkeit nach vorne gelenkt wird.

Denn da ist sie.

Die Alte Ruine.

Und irgendwie hat sie, mitten in all dem Wahnsinn, noch die Macht, mir den Atem zu verschlagen.

Mance, ohne Livid

Die Spitze an meinem Kleid liegt eng um meinen Hals, und ich ziehe mit den Fingern daran. Sie erinnert mich an die Seile, die Asset im Sumpfreich gefesselt haben. An die erstickende Erde, in die Heart in der Randzone gezogen wurde. Ich kriege keine Luft. Ich kriege keine *Luft*.

Trotzdem lege ich meine Finger um das Messer. Dabei berührt für einen kurzen Moment meine Hand die von Reltas, bevor er sie wegzieht. Ich bemühe mich, angesichts seiner Eile nicht das Gesicht zu verziehen.

Mit dem Messer in meiner Hand geht mein Atem stoßweise.

Das ist die Stelle, an der ich eigentlich ebenfalls in meine Hand schneiden müsste, doch ich bin wie erstarrt.

Ich will mich zwingen, den Schnitt zu machen, aber mein Arm bewegt sich keinen Millimeter.

Wenn ich es tue, gibt es kein Zurück mehr. Es ist für immer.

Aber ich *muss* es tun.

Ich muss.

Silver

Mein ganzes Leben lang habe ich das Licht der Alten Ruine am Horizont gesehen. Aber nie hätte ich gedacht, dass ich einmal direkt davorstehen würde. Ich hätte nie gedacht, dass die Farben so kräftig, die Anziehungskraft so stark, der Geruch der Magie so durchdringend sein würden.

Ich lege den Kopf in den Nacken und schaue auf das grüne Licht, das sich über den Himmel wölbt, während mich meine Füße immer näher heranschleppen. Es ist die Farbe von Gift, aber ich wusste nicht, dass die Magie im Zentrum der Ruine dunkler ist, mehr wie eine schauerliche Grube oder die Tiefen eines Meeres. Sie steht wie ein dicker Tintenklecks vor dem klaren blauen Himmel.

War es das jetzt?

Wird dies mein letzter Blick auf die Sonne sein?

Und selbst wenn es mir doch gelingen sollte, wieder herauszukommen, ... werde ich noch immer ich sein? Oder bin ich dann so unwiderruflich verändert, dass ich mich sogar selbst nicht wiedererkenne?

Wird Mance mich noch wiedererkennen?

Wird sie mich danach noch wollen?

Wird es überhaupt eine Rolle spielen, oder wird sie, wenn ich ihr das nächste Mal begegne, eine verheiratete Frau sein?

Die Fragen überschlagen sich in meinem Kopf, während sich mein Magen in Panik zusammenzieht.

Und meine Füße ungerührt von alldem weiter vorwärtsstapfen.

Mance, ohne Livid

Für einen Augenblick blitzt in meinem Kopf Silvers Gesicht auf, und es ist, als hätte ich mir das Messer in den Bauch gerammt, statt es in die Hand zu nehmen.

Warum habe ich auf einmal so ein ungutes Gefühl?

Wem will ich hier eigentlich etwas vormachen – nichts an alldem hat sich je gut angefühlt. Ich habe doch schon düstere Vorahnungen, seit ich das erste Mal meinen Fuß auf diesen Marktplatz gesetzt habe.

Aber jetzt ist es anders. Ganz plötzlich sind meine Tiere in mir vollkommen außer Rand und Band geraten.

Hier stimmt etwas nicht. Etwas, das meine Vorstellung übersteigt.

»Ich ... ähm«, ich schlucke und schaue mich um. In all die Augen, die immer noch auf mich fixiert sind. »Ich ...« Ich suche nach etwas, irgendetwas, das den Ablauf lange genug unterbrechen könnte, damit ich wenigstens einmal durchatmen kann.

»Du brauchst zu lange«, ertönt hinter mir eine genervte Stimme.

Ich wirbele herum, dankbar für jede Ablenkung oder Verzögerung, und sei sie noch so unheilvoll. Kiar steht dort mit mürrisch verzogenem Mund und zornigem Blick. Ihr weißes Haar ist zu einem Nest aus hastig geflochtenen Zöpfen hochgesteckt und mit noch mehr Blättern und Blumen gespickt als sonst. In der Hand hält sie etwas Kleines, Längliches.

Es sieht aus wie ein Samenkorn.

»Nicht bewegen«, ruft sie und kommt auf mich zugestürmt.

Silver

Trotz all meiner Gegenwehr dauert es nur ein paar Sekunden, und schon bin ich durch den Eingang zur Alten Ruine getreten und tauche ein in ihre gewaltigen Tiefen.

Und im selben Augenblick ist Kiars Zauber wie weggeblasen.

In meinem Kopf kribbelt es ein bisschen, und meine Augen brennen, während die Pflanze, die in mir gewachsen ist, welkt und abstirbt. Als ich blinzele, flattern letzte Reste getrockneter Ranken davon, und die Muskeln in meinen Beinen lockern sich wieder.

Ich wirbele herum und stürme mit ausgestreckten Armen zurück zum Eingang, aber bevor ich dorthin gelangen kann, ist er

verschwunden. Das Letzte, was ich sehe, sind die Bürger des Waldreichs, wie sie mir höhnisch zuwinken.

Und dann wird alles schwarz.

Ich wusste, dass das kommen würde. Ich habe ja Mance in knappen Worten über das Erlebnis reden hören. Deshalb habe ich damit gerechnet, in einen Ort ohne Licht geworfen zu werden.

Aber ich wusste nicht, dass die Schwärze ... mich sehen würde. Ich wusste nicht, dass sie nicht leer ist.

Und auf diese Weise hat mich noch niemand angeschaut. Seit dem Tag, an dem Primus Merod meine Eltern mitnahm, war mein Leben eine einzige Abfolge von Fassaden, und ich glaube nicht, dass ich je irgendjemandem mein wahres Ich gezeigt habe. Nur einzelne Teile von mir, unterschiedliche Masken.

So, wie Mance es auch gemacht hat, schätze ich.

Aber diese Dunkelheit sieht alles.

Jeden Teil, jede Erinnerung, jeden Gedanken.

Ich würde mich gern verstecken, aber nirgends ist ein Schlupfloch. Ich würde gern weglaufen, aber es gibt kein Entkommen.

Ich will kein Angsthase sein, aber als ich spüre, wie die Magie mich durchleuchtet, gerate ich in Panik. Sie ist so viel mächtiger als ich. Und so viel finsterer, als ich ermessen kann. Im wörtlichen *und* im übertragenen Sinn. In jeder Hinsicht.

Das Abwarten ist die Hölle.

Und dann, ganz plötzlich, strömt sie ein, die Magie.

Und es stellt sich heraus, dass das Warten dagegen noch harmlos war.

Mance, ohne Livid

Und dann fliegt – kurz bevor Kiar bei mir angekommen ist – ein mir vertrautes Messer durch die Luft und schneidet in ihre Finger. Blut spritzt auf mein Gesicht. Kiar schreit auf, schüttelt ihre Hand aus und macht noch mehr rote Flecken auf mein blütenweißes Kleid.

»Hände weg von ihr«, schreit eine Stimme über meinem Kopf. »Oder ich brenne diese Stadt bis auf die Grundmauern nieder.«

Mein Magen zieht sich zusammen, und meine Augen suchen die Bäume nach dem Ursprung der Stimme ab, aber noch bevor ich ihn entdeckt habe, weiß ich es schon.

Livid.

Da hockt sie im Geäst wie eine Wilde, die Haare im Gesicht, der Blick durchdringend. Um sie herum tauchen Raubtiere auf und lassen tief aus ihren Kehlen Knurrlaute ertönen.

Mein Magen schlägt Purzelbäume.

Unsere Blicke treffen sich.

Und ihrer schäumt über vor Zorn.



LIVID

Der Hochzeitstag

Der geschockte Ausdruck auf Mances Gesicht schmerzt mich. Hat sie mich etwa schon völlig vergessen?

Nun, ich bin immer noch da.

Ich stoße eine Laterne um, die krachend auf die Erde stürzt, beim Aufprall zerspringt und den trockenen Waldboden im Handumdrehen in Flammen aufgehen lässt. Die Leute schreien auf, laufen in ihre Häuser und kommen mit Wasser und Decken wieder raus, um den Brand zu löschen. Aber ich bin noch lange nicht fertig.

Ich springe aus dem Baum, der Wolf und meine größeren Raubkatzen folgen mir mit gefletschten Fangzähnen auf dem Fuß. Ich befördere den Grizzly mitten auf den Platz und sehe zu, wie er anfängt zu brüllen.

Inzwischen nehme ich von meinen Hüften zwei in Flaschen abgefüllte Explosionen.

»Nicht!«, schreit Mance, aber ich bin es endgültig leid, auf sie zu hören.

Ich entkorke beide Flaschen gleichzeitig mit meinen Daumen und schmeiße sie rechts und links auf die Lichtung. Die kohlrabenschwarze Substanz hängt für einen Augenblick in der Luft, in der Ruhe vor dem Sturm.

Jetzt zerstreuen sich die Schaulustigen, klettern, springen und rennen in aller Eile vor dem, was ich ihnen da gerade vor die Füße geworfen habe, davon.

Und dann fliegt alles in die Luft.

Ich fürchte mich nicht vor dem Tod. Ich habe gut aufgepasst, und wie es scheint, kehre ich, wenn ich sterbe, einfach nur wieder zu Mance zurück. Und dann muss sie endlich begreifen, was sie mir in den letzten Monaten zugemutet hat. Es gibt Schlimmeres.

Also stürze ich mich ohne Rücksicht auf Verluste auf den Marktplatz hinunter und werde von heißen orangefarbenen und kalten schwarzen Flammen gleichermaßen verbrannt. Die Schmerzen sind mir egal. Ich spüre sie kaum.

Reltas drängt Mance und das weißhaarige Mädchen nach hinten, aber ich springe vor sie.

»Ich sagte, lass sie los.«

Zu meiner Überraschung grinst er mich an, und seine giftgrünen Augen blitzen auf. »Schön, dich wiederzusehen.«

»Ich wünschte, ich könnte dasselbe sagen«, erwidere ich verächtlich, bevor ich mit meinem Messer auf ihn ziele.

»Komm ihm ja nicht zu nah!«, schreit Kiar. Sie droht mit ihrem eigenen Messer. Ich ducke mich, aber ein knallroter Schnitt bildet sich auf meiner Wange, wo Kiar mich mit der Spitze ihres Messers erwischt hat. Ich zeige ihr meine Zähne, obwohl ich spüre, wie das Blut auf meine Lippen tropft.

»Aufhören, alle beide!«, ruft Mance.

»Nein. Wir machen das jetzt auf *meine* Weise.« Ich drücke meine

letzte explosive Flasche auf Reltas Stirn, den Daumen am Korken, bereit, ihn hochzudrücken. Alle in unserer kleinen Gruppe erstarren. Um uns herum zerstreuen sich noch immer die Bürger, und die schwarzen und orangefarbenen Flammen wüten weiter, doch alle Augen sind nur auf mich gerichtet.

Endlich.

»Wenn du diese Flasche entkorkst, wirst du dich auch selbst töten«, erklärt Reltas in aller Ruhe.

Ich zucke nur mit den Schultern und bohre meinen Nagel tiefer in den Korken.

»Nein, *bitte*.« Ein Ausdruck von Verletzlichkeit huscht über Kiars Gesicht und verändert es vollständig.

Gut.

Ich schaue sie finster an. »Sag mir, wohin du Silver in dieser Kutsche geschickt hast, und ich lasse euch beide gehen.«

Ihr Gesicht läuft rot an, doch Reltas und – zu meinem Ärger – auch Mance schauen nur verständnislos drein.

»Silver ist weggegangen, weil er es nicht ertragen konnte, zu sehen, wie ich jemand anderen heirate«, sagt Mance in einem Tonfall, in dem man ein wildes Tier zu bändigen versucht. »Kiar hatte damit nichts zu tun.«

Ich verziehe die Lippen. »Wie üblich scheinst du keine Ahnung zu haben, was eigentlich vorgeht.«

»Kiar?«, fragt Reltas.

Ihre Miene versteinert. »Er wusste zu viel. Ich habe das erledigt.«

Ich drücke die Flasche fester auf Reltas' Stirn. »Was soll das *heiß*en?«

Ihr Blick wird trotzig, doch ihre Stimme ist stahlhart. »Ich habe ihn in die Alte Ruine geschickt.«

»Was?!« Mance versetzt diese Neuigkeit in helle Panik.

Aber das ist gar nichts, verglichen mit meinen Gefühlen.

Mit einem Aufschrei werfe ich die Explosionsflasche Kiar an den Kopf. Sie zerschellt an ihrer Stirn. Tintenschwarze Magie breitet sich um sie herum aus, während auf ihrem Gesicht das blanke Entsetzen heraufzieht.

Dann geschehen mehrere Dinge gleichzeitig.

In den Sekunden, bevor sich die Magie entzündet, schreit Reltas auf und wirft sich auf Kiar, um sie außer Reichweite der Explosion zu befördern.

Mance packt mich am Kragen, reißt mich weg und zischt mir ins Ohr: »Genau *deshalb* habe ich dich weggesperrt. Du bist ein *Monster*!«

Dann geht die zweite Explosion los, und Mance und ich werden nach hinten geschleudert, Reltas und Kiar auf die andere Seite.

Wir prallen gegen einen Baum, aber irgendwie hält mich Mance weiter fest gepackt. Ich reiße mich brutal los und fauche sie an: »Ich soll ein Monster sein? Na, dann warte mal ab.«

Sie hustet, Dreck im Gesicht und Asche auf ihrem Kleid. Dann verbirgt sie den Kopf in ihren Händen, und ihre Nägel bohren sich in ihr Gesicht. »Was muss ich tun, damit du das alles stoppst?«, stöhnt sie.

»Versuch's doch mal mit Zuhören«, schnauze ich.

Sie nimmt die Hände runter und fixiert mich mit einem bösen Blick, auf den ich beinahe stolz bin. »Du hast nichts zu sagen, was das Zuhören wert wäre! Du bist doch nur mutwilliger, grundloser Zorn!«

Ein brennender Ast fällt zwischen uns, kracht auf den Boden und lässt die Funken fliegen. Einige davon verbrennen mich. Aber ich habe aufgehört, meine Wunden zu zählen.

Ich schaue Mance durch die knisternden Flammen hindurch an

und entscheide, dass es Zeit wird für meinen Abgang. Die Hochzeit hat sich erledigt, so, wie ich es wollte. Ich habe erfahren, was ich über Silver wissen wollte, und jetzt muss ich ihn finden. Um ihn kämpfen, wie Mance es nicht tun wird.

Aber einen letzten Kommentar kann ich mir nicht verkneifen.

»Weißt du was? Vater hat mir auch nie zugehört. Du bist ihm ähnlicher, als du glaubst.«

Mir bleibt gerade noch genug Zeit, ihren betroffenen Gesichtsausdruck zu sehen, dann trete ich ihr den Ast ins Gesicht und laufe los. Ich verschmelze mit dem brennenden Wald, als wäre ich nur eine weitere Flamme.

Zurück bleiben nichts als Chaos und Zerstörung.

19

SILVER

???

Nach wer weiß wie langer Zeit stolpere ich schließlich raus aus der Alten Ruine und zurück in die heiße Wüste.

Ich fühle mich anders. Wund. Als wäre jeder Zentimeter meiner Haut und jeder einzelne Nerv in meinem Körper mit Schmirgelpapier abgerieben worden.

Ich schaue an mir hinunter.

Äußerlich habe ich mich nicht verändert. Zumindest nicht, soweit ich sehen kann. Ich kann ja erst feststellen, ob meine Augen eine andere Farbe bekommen haben oder mein Gesicht irgendwelche neuen Male oder Flecken, wenn ich einen Spiegel zu fassen kriege.

Aber ich sollte wahrscheinlich froh sein, dass ich wenigstens noch lebe.

Der Himmel ist nach wie vor strahlend blau, was bedeutet, ich war nur ein paar Minuten dadrinne. Es kommt mir allerdings vor, als wären es Tage gewesen.

Meine Beine fühlen sich irgendwie schwerer an als sonst, als ich vorwärtstorkle und dabei die Gegend erkunde.

Die anderen Leute um die Ruine herum unterbrechen ihre Arbeit und beäugen mich misstrauisch. Sie unterhalten sich nur noch leise hinter vorgehaltener Hand. Höchstwahrscheinlich überlegen sie, was ich jetzt wohl machen werde, nachdem ich keine grünen Adern mehr in meinen Augen habe. Oder sie sind skeptisch, weil sie nicht wissen, mit was für einer Magie ich rausgekommen bin.

Was das betrifft, bin ich allerdings genauso ahnungslos.

Mit der Alten Ruine im Rücken bleibe ich stehen. Die Magie lässt meine Haut kribbeln, wie sie es noch nie getan hat.

Bis zu diesem Augenblick habe ich nicht groß darüber nachgedacht, was ich mir erhoffen sollte. »Das Ganze einigermaßen heil überstehen«, stand auf jeden Fall ganz oben auf der Liste. Aber nachdem das erledigt ist, weiß ich gar nicht, was ich mir sonst wünsche.

Ich könnte ja auch einer von denen sein, die ganz ohne eine magische Fähigkeit wieder rauskommen. Wie die nur sehr selten erwähnten Söhne des Dschungelreichs. Wie man es zuerst auch von Mara angenommen hat.

Das wäre bestimmt eine Erleichterung, oder nicht? Die Fähigkeiten sind oft finster und haben immer einen Haken. Sie machen ihren Besitzern schwer zu schaffen. Mance spricht manchmal sehnsüchtig davon, wie sie vorher war. Wie ihr Vater und ihre Schwester vorher waren. Am besten ist es vermutlich, das Ganze möglichst zu vermeiden.

Aber der Gedanke löst ein ziemliches Unbehagen in meiner Magengrube aus, das mir nur allzu vertraut ist. Es ist das quälende Gefühl, nicht gut genug zu sein. Irgendwie unzureichend, nicht zu etwas Bedeutendem ausersehen. Dass ich, wenn ich aus dieser Tor-

tur mit keinem Ergebnis herausgekommen bin, wirklich keinen Wert habe. Nicht mal für die Alte Ruine.

Und ich weiß nicht, wie mir dieses Gefühl auf lange Sicht gefallen würde.

Ich schlucke, und die trockene Luft brennt in meiner Kehle, während ich versuche, den Gefühlen mit Logik beizukommen.

Schließlich sind sie alte Bekannte. Zwar enttäuschend, aber auf vertraute Art. Auf eine Art, mit der ich zurechtkomme, weil ich schon mein ganzes Leben damit zu tun hatte.

Wenn ich jetzt magische Fähigkeiten hätte ... wer weiß, wie mich das verändern würde. Wer weiß, ob ich dann noch ich selbst wäre.

All diese Gedanken gehen mir in Sekundenschnelle durch den Kopf, bevor eine Bewegung zu meiner Linken sie jäh unterbricht. Jemand kommt auf mich zu, und ich wirbele zu ihm herum.

Wie ich schon vermutet habe, kenne ich den Mann. Es ist der, der kurz vor der Einfahrt ins Wüstenreich zu unserer Kutsche gestoßen ist und dem Kiar etwas zugesteckt hat.

Wahrscheinlich ein Samenkorn, mit dem er mich ruhigstellen soll, wenn ich wieder draußen bin.

Und tatsächlich sehe ich, wie er in seine Tasche greift, obwohl er langsam agiert und genau beobachtet, wie ich womöglich reagiere.

Mir wird klar, dass ich, falls ich doch Magie abbekommen habe, jetzt schnell dahinterkommen sollte, welche.

Denn im Handumdrehen könnte ich wieder unter ihrer Fuchtel stehen. Ich könnte ein Soldat werden, der stumpfsinnig unter ihrem Befehl kämpft.

Hat Mance das gleiche Schicksal getroffen?

Hat sie erfahren, was mit mir passiert ist? Wollte sie mir folgen? Hat man sie aufgehalten? Ist sie verletzt?

Oder hat sie ohne mich weitergemacht? Ist sie jetzt schon verheiratet?

Dass ich das alles nicht weiß, dass ich nicht bei ihr bin, macht mir dermaßen Angst, dass ich sie beinahe mit den Händen greifen kann. Ich spüre sie so deutlich, dass ich nach unten schaue und schon damit rechne, dass sie mir aus der Haut tropft.

Und dann ist es tatsächlich so.

Angst sieht, wie sich herausstellt, ganz ähnlich aus wie Rauch. Weiß, flaumig und körperlos. Aber unbestreitbar ist sie da und auch mehr und mehr in fester Form, je länger ich darauf starre. Soll das bedeuten, dass meine Angst zunimmt?

Wahrscheinlich, denn meine Hände schwitzen, mein Herz hämmert, und Luft bekomme ich auch kaum.

Ich schaue mich um, ob sonst noch jemand erschrocken ist, weil meine Haut auf einmal Rauch verströmt. Aber ich entdecke keine veränderten Gesichter und höre auch keine geschockten Schreie. Was bedeutet, dass ich vermutlich der Einzige bin, der mich als menschlichen Schornstein wahrnimmt.

Okay.

Na schön.

Dann habe ich also doch Magie abbekommen. Ich kann ... meine eigene Angst sehen.

Ist das nützlich? Oder einfach nur gruselig?

Der Mann zieht die Hand aus seiner Tasche, und mein Angstrauch bauscht sich noch weiter auf, während er mich immer noch prüfend ansieht. Ich weiß, dass mir nicht viel Zeit bleibt. Ich muss das Beste aus der Situation für mich herausschlagen. Und zwar *jetzt*.

Mit leicht verzerrtem Gesicht stecke ich einen Finger in den Rauch. Zu meiner Überraschung wickelt er sich eifrig um meine Hand und fühlt sich fast schon fest an, wie Nähseide oder Spinnen-

netze. Ich stochere tiefer in den Rauch hinein, bis er eng um meine Haut liegt. Und dann ziehe ich.

Es tut nicht weh, fühlt sich vielmehr an, als würde es bluten, aber ohne eine Wunde. Es verschwindet nur irgendeine Substanz aus meinem Körper.

Sobald sie nicht mehr mit mir verbunden ist, löst sie sich in Luft auf, und meine reale, spürbare Angst verschwindet mit ihr.

Ich kann wieder frei atmen, mein Herz schlägt langsamer, und die Spannung in meinem Rücken, die ich nicht mal bemerkt hatte, lässt nach.

Aber was noch wichtiger ist, die Alte Ruine ragt nicht mehr so bedrohlich hinter mir auf. Und die Menschen links und rechts von mir, meine Feinde, schüchtern mich auch nicht mehr ein. Es sind doch nur ganz normale Leute. Selbst der Mann, der sich mir langsam mit dem Samenkorn in der Hand nähert und forscher wird, nachdem ich jetzt schon seit mehreren Sekunden keine sichtbaren Zeichen von Gewalttätigkeit gezeigt habe.

Als er fast bei mir ist, erspüre ich so etwas wie einen Feuerofen in seiner Brust. Tatsächlich bemerke ich das bei allen anderen auch. Jeder einzelne Bürger des Waldreichs starrt mich mit Feuer in der Brust herausfordernd an. Die meisten brennen allerdings nicht mehr allzu hell. Die Glut verlischt allmählich, je mehr Zeit vergeht, ohne dass ich mich wehre.

Aber als würde die Magie wollen, dass ich sie anwende, merke ich plötzlich instinktiv, dass ich das ändern könnte. Wenn ich wollte, könnte ich die Feuer anfachen.

Ich hole weit mit meiner Hand aus, und der Mann vor mir bleibt wie angewurzelt stehen, auf der Hut vor dem, was ich jetzt tun könnte. Ohne mein Zutun brennt sein Feuer ein bisschen heller.

Mit einem Schnippen meiner Finger heize ich es weiter an, und

er kneift unbehaglich die Augen zusammen und zieht den Mund zu einer dünnen Linie zusammen.

Einen Moment lang experimentiere ich ein bisschen damit, in kleinen Schritten seine Angst zu erhöhen und zu verringern, bis ich weiß, dass ich sie kontrollieren kann. Bis ich ein Gefühl dafür habe, wie stark ich ziehen kann und wie schnell. Als ich das erst einmal weiß ...

Balle ich die Fäuste und hülle ihn ein.

Genau genommen ...

Hülle ich sie alle ein.

Überall um mich herum fallen Männer und Frauen mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen auf die Knie und rutschen rückwärts. Einige weinen, andere zittern oder ducken sich, und wieder andere machen, dass sie wegkommen. Ich nehme sie als Rauchschwaden wahr, als würden sie von innen heraus verbrennen. Kein Einziger greift mich an, zu stark hat sie die Angst im Griff.

Ein bedächtiges Lächeln breitet sich auf meinem Gesicht aus, während ich spüre, wie mich ihre Angst überschwemmt wie Hitze-
wellen.

Ja.

Ich denke, damit kann ich etwas anfangen.

MANCE, OHNE LIVID

†
Ich mache mir nicht die Mühe, Livid nachzulaufen. Es ist ja doch nicht mehr zu ändern. Wie ich hier so mitten zwischen den brennenden Trümmern meiner Hochzeit stehe, überwiegt in mir der Schock darüber, dass ein Teil von mir das anrichten konnte. In meinem Hinterkopf flackern Alecs Erinnerungen auf, mit seinen eigenen Entdeckungen, wozu seine verschiedenen Seiten fähig waren. Für einen kurzen Moment vermischen sich mein Entsetzen und meine Verzweiflung mit seiner zu einer explosiven Mischung, die die Zeit außer Kraft setzt.

Dann packt eine Hand meine Schulter, und als ich herumwirbele, sehe ich Reltas.

»Die Explosion überlebt, wie ich sehe«, stelle ich grimmig fest.
»Gut gemacht.«

Er schiebt mich nach hinten, aber nicht fest. »Der Versuch verdient Anerkennung«, kontert er scherzend. »Mein ganzes Reich bis auf den Grund niederzubrennen, nur um einer Heirat mit mir zu entgehen? Das ist schon beeindruckend.«

Ich seufze. »Ich habe Livid ... nicht wirklich im Griff.«

Es ist seltsam, aber auch jetzt akzeptiert Reltas meine Erklärung, als wäre sie absolut verständlich. Er nickt kühl und zieht seine Ärmel gerade, vermutlich, weil ihm die Wunden darunter wieder zu schaffen machen. »Wenn das so ist«, sagt er, »sollen wir weitermachen? Ich bin mir im Grunde ziemlich sicher, dass das alles hier als Vertragsverletzung gilt. Du hast nicht nur die Zusage deines Vaters gebrochen, sondern auch noch mein Volk angegriffen. Aber ich wäre bereit, darüber hinwegzusehen. Wenn du einfach an den Altar zurückkommen würdest. Ich hätte kein Problem damit, wenn wir uns mitten in einem flammenden Inferno zueinander bekennen würden. Passt ... irgendwie zum Thema.«

Ich schaue ihn mir genauer an, seine zerzausten Haare, seine versengte Weste. Den Schmutz auf seiner Wange. »Wo *ist* mein Vater denn eigentlich, Reltas?«, frage ich in einem fast schon anklagenden Ton. »Du sagst andauernd, dass er mich nicht sehen will, und vielleicht ist er ja so wütend auf mich, weil ich ihn weggesperrt habe, dass er nicht einmal zu meiner Hochzeit erscheinen wollte. Das kann schon sein. Aber ich weiß, dass Silver nach ihm gesucht hat. Und jetzt ist er auch fort.« Bei dem Wort muss ich einmal kräftig schlucken, es fühlt sich an, als hätte ich Glasscherben in der Kehle. »Kiar hat gesagt, er weiß zu viel. Was genau hat er denn herausgefunden?«

Ich gebe mir alle Mühe, die Verzweiflung aus meiner Stimme zu halten. Nicht darüber nachzudenken, dass der Junge, den ich liebe, in die Alte Ruine gezwungen wurde und was das bedeutet. Aber die Vorstellung, ihn in diesem entsetzlichen schwarzen Loch zu wissen, zerreißt mir das Herz. Ich möchte nicht wissen, was das mit ihm machen wird. Ich möchte mich nicht fragen, ob ich ihn wiedererkennen werde, wenn ich ihn das nächste Mal sehe.

Falls ich ihn überhaupt noch einmal sehe.

Als Reaktion auf meine Frage verändert sich Reltas Miene minimal, aber das reicht.

»Mein Vater ist also tot«, stelle ich fest. »Nicht wahr? Und ich muss dich gar nicht mehr heiraten.«

Er stößt die Luft aus, ein langer, erschöpfter Laut, der mein Mitleid erregen würde, wenn wir andere Menschen in einer anderen Situation wären. »Ich wollte nicht, dass das passiert, falls es ein Trost ist«, erklärt er. »Aber als meine Bürger einmal in Fahrt gekommen waren, konnte ich sie nicht mehr aufhalten. Sie waren so voller Zorn. Wir sind *alle* so voller ...«

Um uns herum knistert das Holz, das von meinem eigenen Zorn entzündet wurde. Irgendwie habe ich ja Verständnis. Andererseits – und das überwiegt – verstehe ich es auch wieder nicht.

Ich fühle mich wie betäubt.

Ich bin *traurig*.

Nicht, weil ich meinen Vater verloren habe, sondern, weil mir die Möglichkeit genommen wurde, unsere Beziehung noch irgendwie heilen zu können. Jetzt wird sie immer bleiben, wie sie war. Ein Machtkampf. Kontrolle statt Liebe. Schmerzliche Erinnerungen und vernarbte Hände.

»Nun«, sagt Reltas, »ich hatte gehofft, dass es nicht so weit kommen würde. Aber ich schätze, jetzt sind wir trotzdem hier gelandet.«

Er löst das Schwert von seiner Hüfte und rammt es neben mir in den Boden. Es hat eine ähnliche Form wie unser Siegesbote, nur ist der Knauf aus gedrehtem, geschliffenem Holz statt aus Stein. Ich muss nicht erst fragen, was das bedeutet. Ich habe sehr gut verstanden, dass er mir gerade offiziell den Krieg erklärt hat. Die einzige Frage, die ich noch stellen muss, lautet: »*Warum?!*«

Er zuckt steif mit den Schultern. »Na schön, du hast die Zusage deines Vaters nicht gebrochen. Aber das alles hier«, er weist mit

einer ausladenden Handbewegung auf den brennenden Trümmerhaufen, »lässt sich leicht als kriegerischer Akt verstehen. Ich bin also im Recht.«

»Ja, aber ... Aber *warum*, Reltas?«

Seine Augen nehmen einen kalten Ausdruck an. »Weil mein Volk Gerechtigkeit braucht«, erklärt er. »Und es ist noch nicht zufrieden gestellt.« Er schnipst mit den Fingern, und ein kleiner, aber nicht unerheblicher Trupp Soldaten taucht aus dem Rauch und den Flammen hinter ihm auf.

Bei mir läuten sämtliche Alarmglocken, aber als ich anfangen, mich aufzuspalten, um zu entkommen, wirft Reltas eine lange Kette um mich. Alle Versuche, mich da hinauszuwinden, verursachen nur ein sehr unangenehmes Gefühl, und ich muss mir an den Kopf fassen.

»Woher hast du eine von Maras Halsketten?«, presse ich zwischen zusammengebißenen Zähnen hervor. Die werden bei uns nicht gerade zu Dutzenden verschenkt.

»Von der Zelle deines Vaters«, erklärt er lässig. »Ich dachte mir, dass sie noch nützlich sein könnte, deshalb habe ich sie mitgenommen, als ich ihn befreite. Ich hatte so eine Ahnung, dass ich sie heute vielleicht brauchen würde.«

Der Wald scheint sich zu drehen, aber wenigstens wird das Pochen in meinem Kopf nach ein paar ruhigen Atemzügen allmählich schwächer. »Also schön«, sage ich schließlich und nehme meine Arme runter. »Jetzt hast du mich. Und was willst du als Nächstes tun? Mich töten? Hasst du mich so sehr?«

»Ich hasse dich nicht«, gesteht er leise. »Ich habe es versucht, aber ich konnte es nicht. Das soll allerdings nicht heißen, dass ich das alles noch aufhalten kann. Wir sind schon zu weit gekommen, um ...« Er schüttelt heftig den Kopf, als wollte er den Gedanken mit Gewalt verscheuchen, und seine Stimme wird härter. »Ich denke da

an eine Geiselnahme. In meinem Gefängnis ist gerade ein Platz frei geworden.«

Es widert mich an, wie unbekümmert er daherredet. Bis vor ein paar Minuten dachte ich noch, schlimmer könnte es nicht mehr kommen. Vor dem Altar. Aber das war vor der Drohung mit Gefängnis, vor der Kriegserklärung. Bevor ich das von meinem Vater wusste.

Von Silver.

Auf einmal ist das alles zu viel für mich. Ich mache den Mund auf, ohne selbst genau zu wissen, was ich sagen will.

Und dann durchströmt etwas ungeheuer Kraftvolles meinen Körper und reißt mir die Worte aus dem Mund.

Zuerst halte ich es für eine neue Welle von Übelkeit. Aber nein, es ist anders. Es ... ergibt überhaupt keinen Sinn.

Als es langsam abklingt, wird mein ganzer Brustraum von einer Angst erfüllt, wie ich es noch nie erlebt habe, nicht mal, als ich gestorben bin. Nicht mal, als ich getötet habe. Aber das Gefühl hat keinen nachvollziehbaren Ursprung, es strömt nur völlig sinnlos und ohne Ziel durch mich hindurch.

Dass sich das Ganze so gar nicht erklären lässt, macht mir irgendwie nur noch mehr Angst, und mit einem Mal kauere ich wie ein Häufchen Elend auf dem Boden, soweit Maras Kette es erlaubt. Sie muss aus Blut sein, denn ich spüre die geschmeidige, geronnene Feuchtigkeit an meinem Gesicht. Sie facht meine Angst immer weiter an, bis ich das Gefühl habe, ich müsste jeden Augenblick explodieren. Mir entfährt ein Wimmern, und ich zittere am ganzen Leib, während mein Gehirn angesichts einer derartig überwältigenden irrationalen Angst völlig blockiert.

Zuerst merke ich gar nicht, dass auch alle anderen am Boden hocken.

Erst als sich die Angst wie eine Schlange in meinem Bauch windet und alle losrennen.

Ich will auch weglaufen, aber für mich gibt es kein Entkommen. Ich kratze an dem unsichtbaren Blut, das mich umfängt, aber es gibt nicht nach. Ich fühle mich am Ende nur schmierig und angeekelt.

Und so entsetzlich verängstigt.

Je stärker die Angst wird, desto intensiver sucht mein Kopf nach Gründen. Ich habe nach Strich und Faden versagt. Hunderte werden meinewegen sterben. Ich bin nicht besser als mein Vater. Wahrscheinlich sogar noch schlimmer, denn bei ihm diente das Blutvergießen wenigstens einem Zweck. Ich dagegen bin nur ein Opfer. Unfähig, mich selbst oder sonst jemanden zu retten. Am Ende bin ich ein Werkzeug in den Plänen eines anderen. Mal wieder.

Livid läuft immer noch frei herum.

Der Junge, den ich liebe, ist in der Alten Ruine.

Alles geht den Bach runter.

Ein Gefühl von Untergang und Hilflosigkeit verzehrt mich, und ich fange an zu weinen. Kalte, harte Tränen der reinen Panik. Es ist *entsetzlich*.

Dann taucht ein Mann vor mir auf, die Arme seitlich ausgestreckt. Ich brauche nicht lange, um zu merken, dass diese Person der Verursacher meiner Qual ist.

Womit sich mein Verstand aber sehr viel schwerer tut, ist die Tatsache, dass dieser Mensch da vor mir, der mir das alles antut, ... Silver ist.



Noch nie in meinem Leben habe ich mich so mächtig gefühlt.

Mitten in dem Chaos, das ich vor der Alten Ruine veranstaltet habe, habe ich den Mann, der Geistertüren herstellt, dazu verpflichtet, eine zu machen, die sich ins Waldreich hinein öffnet.

Und mit verpflichten meine ich, dass ich ihm eine solche Angst vor mir eingeflößt habe, dass er keine andere Wahl hatte, als sich zu fügen. Mit zitternder Hand hat er ein glühendes Rechteck in den Sand geschnitten, und als ich eine Hand in die dunkle Leere, die sich auftat, steckte, spürte ich die kratzigen Nadeln von Tannen. Also bin ich reingesprungen, und die Magie hat mich getragen. Es fühlte sich an, als wäre ich auf dem Wind geritten. Es war berauschend.

Na ja, nicht von Anfang an. Zuerst war es beängstigend. Aus meiner eigenen Haut strömte die Angst wie Nebel, dort, in diesem Schattentunnel aus körperloser Magie. Aber dann habe ich mir die Wölkchen aus der Brust gerissen und von mir wegtreiben lassen, und alles, was übrig blieb, waren reine Freude und ein etwas raues Hochgefühl.

Bis ich in einer brennenden Stadt gelandet bin. Erneut quoll

Angst in meiner Brust auf, die ich mir ebenfalls herausriss, diesmal noch brutaler. Denn ich brauchte einen klaren Kopf.

Ich musste sie finden.

Zum Glück hat es nicht lange gedauert. Und ich hatte die Macht, mitten in das Kampfgeschehen hineinzuspringen und unsere Feinde zu vertreiben.

Ich sah das Weiße in Reltas Augen, bevor er in Panik davonlief.

Ich hörte Kiar entsetzt aufschreien, und die Handvoll Samenkörner, die sie gepackt hatte, rieselten aus schlaffen Fingern auf die Erde.

Und dann war nichts mehr übrig außer einem leeren Marktplatz, weil alle vor meiner grandiosen Macht geflohen waren und nur die langsam verfliegenden Rauchwolken ihrer Angst zurückgelassen hatten.

Grinsend schaue ich mich nach Mance um.

Und finde sie zusammengekauert und eingegelt in den Bann von Maras Kette, wimmernd und keuchend, mit vor Angst weit aufgerissenen Augen.

Ich stoße einen Fluch aus, stürze auf sie zu, versuche, mich zu entschuldigen, die Kette zu lösen und ihr die Angst wegzunehmen – alles auf einmal. Und stelle mich dabei ziemlich ungeschickt an.

Für einen kurzen Augenblick wundere ich mich, dass meine Magie überhaupt durch Maras Barriere gelangt ist, aber dann gibt der Verschluss nach, und ich konzentriere mich ganz darauf, den Rauch aus Mances Körper zu locken. Er löst sich nach und nach in Luft auf. Als alles weg ist, ziehe ich sie auf meinen Schoß, und sie stöhnt auf.

Dann stößt sie mich weg und übergibt sich in den Staub.

»Tut mir leid«, wiederhole ich erneut, während ich ihr zärtlich die Haare aus dem Gesicht streiche, um ihr das Erbrechen zu er-

leichtern. »Es tut mir unendlich leid. Ich habe Reichweite und Kontrolle noch nicht so ganz im Griff. Es wird nie wieder vorkommen, das verspreche ich.«

Mit blassem Gesicht schaut sie zu mir hoch, ihre Augen durchdringend und forschend. »Dann ist es also wahr«, sagt sie mit bebender Stimme. »Du bist tatsächlich in die Alte Ruine gegangen.«

Ich werde angespannt. »Kiar hat mich dazu gezwungen.« Seltenerweise habe ich das Gefühl, mich verteidigen zu müssen. »Sie besitzt Samenkörner, die deinen Körper beherrschen, sobald sie dir eingepflanzt werden.«

Das nimmt sie ohne Weiteres hin, ein Beweis dafür, wie bizarr alles in den letzten Tagen geworden ist. Doch ihr Blick ist immer noch wie gebannt auf mein Gesicht gerichtet. »Ist denn sonst ... alles in Ordnung mit dir?« Sie streckt die Hand nach meiner Wange aus, hält aber vor der eigentlichen Berührung abrupt inne, als ob sie fürchtete, dass ich mich dann in Luft auflösen könnte.

Ich schmiege mich in ihre Hand und drücke meine Haut gegen ihre Finger. »Ich bin okay«, versichere ich ihr.

Sie stößt erleichtert die Luft aus, obwohl ihre Miene immer noch zwiegespalten ist. Dann wirft sie sich mir in die Arme, und ich drücke sie an meine Brust. Ich drücke wahrscheinlich zu fest, aber sie lässt es zu und vergräbt ihr Gesicht an meinem Hals. Ich spüre ihren Atem an meiner Kehle, zuerst noch rau, doch als ihr Körper sich immer mehr entspannt, wird er ruhiger. Erst da lässt auch bei mir die Anspannung endlich nach.

»Warum sollte Kiar das tun?«, murmelt Mance. »Dich in die Alte Ruine schicken, meine ich. Es ist doch ungeheuer riskant, und ich begreife nicht, was sie sich davon versprochen hat.«

Ich schneide eine Grimasse in ihre Haare hinein. »Na ja, ursprünglich wollte sie mich ja töten. Die Ruine war Plan B.«

Mance nickt erneut, wobei sie diesmal gegen mein Kinn streift. Ich muss erst mal schlucken, bevor ich ihr schnell alles erzähle. Das mit der magischen Armee. Der Verschwörung, Bürger aus dem Klippenreich in Dienst zu nehmen, damit die Armee immer größer wird. Dass Reltas' Heirat mit Mance ihm die Macht dazu geben sollte.

Als ich an diese Stelle komme, gerate ich ins Stocken. »Weil wir gerade dabei sind ... Du bist doch nicht, äh ...« Ich räuspere mich. »... etwa schon verheiratet, oder?« Ich versuche, möglichst lässig zu klingen, aber mir springt fast das Herz aus der Brust. Reflexartig lege ich meine Arme enger um sie.

Doch zu meiner Erleichterung schüttelt sie sofort den Kopf. »Die Hochzeit hat sich sozusagen in Rauch aufgelöst«, erklärt sie.

»Das ist also der Grund für das alles hier!« Ich werfe einen Blick auf den Trümmerhaufen um uns herum. Jetzt, da ich all die Leute, die versucht haben, die Flammen zu löschen, verscheucht habe, verbreiten sie sich immer schneller. Mit erschreckender Geschwindigkeit springen sie von Ast zu Ast und von Dachfirst zu Dachfirst. »Wer hat denn das Feuer gelegt?«

Sie wird schweigsam, möchte ganz offensichtlich nicht antworten. Mein Blick fällt gerade noch rechtzeitig wieder auf ihr Gesicht, sodass ich mitbekomme, wie sich beinahe unmerklich etwas hinter ihren Augen verschließt. Dann sagt sie einfach nur: »Ich muss gehen.«

Ich schüttele den Kopf. »... Was?«

Sie löst sich von mir, und heiße, trockene Luft füllt den Raum aus, den sie gerade verlassen hat. »Ich muss gehen«, wiederholt sie. »Jetzt gleich. Reltas mag sich ja nicht darum scheren, wie schamlos er gerade in vielerlei Hinsicht das Abkommen verletzt, aber die anderen Länder werden das sehr wohl tun. Sie wollten mir zwar nicht zu

Hilfe kommen, als es nur um meine Heirat ging, aber das hier muss sie zum Handeln zwingen. Das ist gut. Beziehungsweise nicht wirklich gut. Aber machbar. Wir kriegen das hin.«

»Indem du ausgerechnet den kontinentalen Krieg auslöst, den du die ganze Zeit verhindern wolltest?«

»Er hat den Krieg ja schon erklärt, und wie es aussieht, steht uns auf jeden Fall ein kontinentaler Konflikt ins Haus, selbst wenn ich nichts unternehme. Aber ich kann ihm zuvorkommen. Wir können es kontrollieren. Eindämmen. Ich muss zurück ins Klippenreich und eine Strategie ausarbeiten.«

Sie macht Anstalten, sofort aufzubrechen, aber ich packe sie am Arm. »Warte mal!«

Doch sie redet nur noch schneller. »Ich habe keine *Zeit* zu warten, Silver. Wenn sich Reltas erst mal von dem Schrecken erholt hat, den du ihm eingejagt hast, wird er selbst aktiv werden. Wir müssen die Initiative ergreifen.«

»Sag mir nur, warum du meine Frage nicht beantworten willst«, dränge ich, denn dieser Blick in ihren Augen lässt mir keine Ruhe. »Was verschweigst du mir? Wer hat das Feuer gelegt?«

Sie erwidert nichts, scheint aber etwas abzuwägen. Ihre Lippen verziehen sich zu einer dünnen Linie, und sie schaut mich mit einem Blick an, der mich wohl dazu bewegen soll, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Sie versucht sogar, mir ihre Hand wegzureißen, doch ich halte sie nur noch fester und warte ab. Am Ende senkt sie den Kopf. »Es war ... ein anderer Teil von mir«, sagt sie mit kleinlauter Stimme.

Die Worte hängen, unverständlich und absurd, einen Moment lang zwischen uns in der Luft. Doch dann dämmert mir so ganz allmählich ihre volle Bedeutung.

Mance hat den Marktplatz der Stadt niedergebrannt? Das Zu-

hause der Menschen und ihre Existenzgrundlage? Das ergibt doch keinen Sinn. Ich kann mir bei keinem von Mances Teilen vorstellen, dass sie so etwas tun würden. Was bedeutet ...

Ich hole einmal tief Luft und bemühe mich, meine Stimme ruhig zu halten. »Warum kenne ich diesen Teil noch nicht?«

»Das wollten wir nicht.« Wieder spricht sie wie von weit her, als ginge sie dieses Gespräch im Grunde gar nichts an.

Ich starre sie an. »Du hast sie vor mir *versteckt*?«

»Es war eine gemeinsame Entscheidung.«

Ich knirsche mit den Zähnen. »Und wann genau habt ihr diese Entscheidung getroffen?«

»Es war ...« Sie schluckt. »Es war genau genommen die erste Entscheidung, die wir getroffen haben. Gemeinsam, meine ich. Kann ich jetzt gehen? Wir können uns später noch mal darüber unterhalten. Ich muss mich ...«

»Mance«, sage ich mit Bestimmtheit, während ich langsam die letzten Monate, in denen ich das Gefühl hatte, dass da etwas ungesagt blieb, in einem neuen Licht sehe, »ich möchte sie treffen.«

»Nein.«

Die Antwort kommt so schlagartig und so entschieden, dass es ein paar Sekunden dauert, bis ich sie erfasst habe. »*Nein?!*«

»Wie ich schon sagte, wir wollen das nicht. Glaub mir, es ist besser.« Beinahe automatisch legt sie eine Hand auf ihre Brust und verzieht das Gesicht. »Sieh dich doch mal um. Sieh dir an, was sie getan hat. Sie ist durchgedreht. Sie gehört *weggesperrt* und darf nicht unter Leute gelassen werden.«

»Es ist mir egal, ob sie durchgedreht ist. Sie ist immer noch *Du*. Du hast gesagt, du wolltest alle verkorksten Teile von mir. Warum darf ich nicht dasselbe von dir wollen?«

»Ich sagte, ich würde alle verkorksten Teile annehmen, die du mir

geben willst«, stellt sie klar. »Aber ich bin nicht bereit, dir diesen Teil zu geben. Und du kannst mich nicht dazu zwingen.«

Ich ziehe die Schultern hoch. »Niemand will dich zu irgend-etwas ... zwingen. Es wäre etwas anderes, wenn du offen und ehrlich in der Sache wärst, mir sagen würdest, dass du dich damit schwer-tust und noch nicht bereit bist, darüber zu reden. Wenn es so wäre, könnte ich geduldig abwarten. Aber du hast sie vor mir *versteckt*. Wir können nicht zusammen sein, wenn du mir mit Absicht Teile von dir vorenthältst, Mance. Das funktioniert nicht.«

Alles, was ich sage, stimmt, aber da ist noch etwas, über das ich nicht rede. Dieses verzweifelte Brennen in meiner Kehle, und ich staune selbst, dass ich trotzdem noch ein Wort herausbringe.

Denn ich höre, was sie wirklich meint. Dass sie nicht glaubt, sie könnte sich mir voll und ganz anvertrauen. Dass ich das nicht verdient habe.

Dass ich selbst jetzt, mit all meiner Macht, nicht gut genug bin.

»Sag das nicht«, bittet Mance, wird blass und reißt die Augen auf. »Es ist nicht ... es ist nicht so, dass ich dich ausschließen wollte. Ich möchte ... ich möchte dir einfach nur die Teile von mir zeigen, die gut sind. Meine besten Seiten!«

»Ich wollte aber nie nur deine besten Seiten!«, platzt es aus mir heraus. »Ich will alles von dir, ich will dich ganz! Ich will nicht nur neben dir stehen, wenn alles glattläuft, ich will dich auffangen, wenn es schwer wird! Warum willst du das nicht zulassen?«

»Ich ...« Sie sieht aus, als ob sie gleich anfangen würde zu weinen. »Ich kann nicht, Silver! Ich *kann* es einfach nicht!«

»Dann kann ich auch nicht!« Die Worte hallen um uns herum, lauter, als ich es beabsichtigt habe.

Sie verstummt. Nebelhafte Angst sickert aus ihrer Haut, sodass es aussieht, als wäre sie in zarte Rauchwölkchen gehüllt. »Du meinst

doch nicht etwa ...«, flüstert sie, und noch mehr Rauch quillt aus ihrem Mund.

Ich rechne damit, dass auch aus meiner Haut die Angst entweicht, aber es kommt nichts. Ich muss sie zu fest ausgerissen haben.

Und ehrlich gesagt, stört mich das auch überhaupt nicht. War Angst denn jemals etwas anderes als im Weg? Wenn Mance mich nicht will, na schön. Ich brauche sie nicht. Sie gibt mir ja doch nur das Gefühl, ich wäre nicht gut genug, und in meinem Leben gab es schon zu viele Menschen, die mir das nur allzu deutlich zu verstehen gegeben haben.

»Ja, das meine ich«, erkläre ich barsch.

Ihr Gesicht verzieht sich, als hätte ich sie geschlagen. Dann geht ihr verzweifelter Blick in die Ferne, und sie spaltet sich auf, damit sie so weit wie nur möglich von mir wegkommen kann.

In der nächsten Sekunde ist sie auch schon fort.

Zurück bleibt nichts weiter als sich kräuselnder Rauch.

22

MANCE, OHNE LIVID

Ich spalte mich auf und verschmelze, immer wieder neu, ohne mir zwischendurch mal eine Pause zu gönnen, sodass ich, als ich schließlich im Hof der Klippenburg angekommen bin, vornübergebeugt nach Luft schnappe. Wenn noch irgendetwas in meinem Magen wäre, würde es ganz sicher jetzt hochkommen. In meinem Kopf dreht es sich, und mir tut alles weh.

Vor allem mein Herz.

Mit Mühe richte ich mich auf, obwohl mir schwarze Flecken den Blick trüben, und stolpere auf den Palast zu, lange bevor sich endlich nichts mehr dreht. Ich weiß nicht mal, wohin ich unterwegs bin, bis ich dort ankomme. Irgendein starkes Verlangen treibt mich an. Und dann stehe ich, keuchend, vor der Tür zum Zimmer meiner Schwester.

Sie wollte mir früher schon helfen. Wollte mir in all meinem Chaos beistehen. Aber sie wusste nicht, wie, und ich wusste nicht, wie ich ihre Hilfe annehmen sollte. Wenn ich ehrlich bin, weiß ich das immer noch nicht.

Dennoch steigt plötzlich eine ganze Flut von Erinnerungen in

mir hoch. Wie ich, nachdem wir in der Alten Ruine gewesen waren, eine volle Woche lang nachts in Maras Zimmer geschlafen habe. Wie Mara mich im Arm gehalten hat, während ich um die Tiere weinte, die ich getötet hatte und deren Blut noch an meinen Kleidern klebte. Oder wie, als die Kämpfe so schlimm wurden, dass ich am Ende das Bewusstsein verlor, Mara an meinem Bett saß, bis ich wieder wach war.

Hinterher war meine Schwester immer für mich da.

Nur nie währenddessen.

Obwohl es ihr Wunsch ist. Und vielleicht ist es ja für mich im Augenblick vor allem der gute Wille, der zählt.

Und so klopfe ich an.

»Herein«, kommt von drinnen, und ich schlucke noch einmal schwer, bevor ich mich durch die Tür schiebe.

Nur um gleich wie angewurzelt stehen zu bleiben.

Es ist schon ein paar Monate her, seit ich zuletzt in Maras Zimmer gewesen bin. Beim letzten Mal waren die Wände bunt bemalt. Mit der Alten Ruine in Orange und einem kräftigen Grün. Der Magie am Horizont vor einem heiteren blauen Himmel. Nur eine Wand war in der Farbe gestrichen, die im Zentrum der Alten Ruine herrscht: einem mehrschichtigen tiefen Schwarz.

Jetzt sind sie das alle. Die anderen Wandbilder sind weg, verschlungen von dieser unendlichen Finsternis. Und nicht nur die Wände, auch die Decke, der Fußboden und die Möbel sind schwarz. Ihr chaotisches Sammelsurium von Krimskrams. Sogar die Laken auf ihrem Bett. Alles ist schwarz, schwarz und nochmals schwarz gefärbt.

»Was soll ... das alles?«, frage ich.

Mara schaut von ihrem Platz in der Mitte des Zimmers auf, und ihr Gesicht ist der einzige blasse Farbtupfer in all der Dunkelheit.

»Es hilft mir beim Nachdenken«, erklärt sie mit eigenartig distanzierter Stimme. »Irgendetwas stimmt nicht. Kannst du es spüren?«

Ich brauche eine Minute, um mich über die Schwelle zu zwingen, aber ich schaffe es. Ich gehe zu ihr in die Dunkelheit. Dann setze ich mich genau in die Mitte ihr gegenüber. »Ja«, bestätige ich. »Nur, dass es nicht irgendetwas ist, sondern *alles*.«

Meine Worte, oder vielleicht auch mein Tonfall, scheinen sie aus ihrem Trancezustand wieder ins Hier und Jetzt zurückzuholen. Sie fixiert mich mit ihrem einen Auge, und als sie anfängt zu sprechen, ist ihre Stimme klar. »Bist du verletzt?«

»Nicht körperlich.«

»Bist du verheiratet?«

»Zum Glück nicht.«

»Was ist es dann?«

Meine Lippe zittert. Irgendwie würde ich ja am liebsten alles für mich behalten. Die Zähne zusammenbeißen und so tun, als wäre alles in Ordnung. Aber das ist es nicht. Das bin ich nicht. Und als sie behutsam die Hand auf mein Knie legt, sprudelt es nur so heraus.

»Vater ist tot«, fange ich an. Mara versteift sich, sagt aber nichts, und ich rede auch schon weiter, bevor sie die Gelegenheit hat. Ich erzähle ihr, dass das Waldreich uns den Krieg erklärt hat, dass sich meine Beziehungen zu allen anderen Reichen in der letzten Woche stark verschlechtert haben. Dass Silver mitten in einem flammenden Inferno, das *ich* ausgelöst habe, mit mir Schluss gemacht hat. »Ich mache alles falsch, Mara. *Alles*. Ich gebe mir solche Mühe, und es ist mir so wichtig, aber ich scheine alles nur immer schlimmer zu machen. Weil mein einziges Vorbild Vater ist, und so sein wie er will ich nicht. Aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie es anders gehen könnte. Ich habe keine Führungsqualitäten. Ich weiß

nicht, wie ich mich den anderen Primi verständlich machen soll. Ich kann ja nicht mal eine normale Beziehung führen. Ich meine, ich *liebe* Silver, aber egal, womit ich versuche, ihm das zu zeigen, irgendwie ist er am Ende immer beleidigt. Wie kann ich nur alles, was ich anpacke, so vermässeln?« Beim letzten Wort versagt meine Stimme. Die Tränen laufen mir über die Wangen, und ich wische sie schroff weg.

Nachdem alles draußen ist, lastet die Stille schwer auf uns. Es fühlt sich an, als wollten die schwarzen Wände uns erdrücken.

Maras Hand liegt immer noch auf meinem Knie, aber sie macht keine Anstalten, mich in den Arm zu nehmen. Sie murmelt auch keine besänftigenden Worte. Stattdessen sieht sie mich prüfend an, und es kommt mir vor, als würde sie gleich ein Urteil fällen. Je länger sich die Stille hinzieht, desto angespannter werde ich.

»Versagen«, sagt sie schließlich. »Vater hat uns nie beigebracht, wie man damit umgeht. Ich bin auch gerade dabei, es zu akzeptieren. Es ist ... hart.«

Ich sehe sie erstaunt an. »Versagst du denn?«

Sie stößt ein lautes, wenig damenhaftes Lachen aus. »Ich? Wie kannst du bloß so etwas fragen? Du musst das doch alles nur deswegen machen, weil ich mich vor dem Regieren gedrückt habe, weißt du nicht mehr? Du *versuchst* wenigstens, Dinge ins Reine zu bringen. Während ich eine solche Versagerin bin, dass ich meiner kleinen Schwester meinen rechtmäßigen Platz auf dem Thron überlassen habe, weil ich einfach keine Lust hatte.«

Erstaunt ziehe ich die Nase hoch. So hatte ich das noch nie betrachtet. Es fühlte sich richtig an, den Thron zu besteigen, weil es das Ergebnis meines inneren Kampfes war, aber ich habe kaum einen Gedanken darauf verschwendet, dass es ja eigentlich Mara hätte sein müssen. Damals schien es ihr nur recht zu sein, da ist mir gar nicht

in den Sinn gekommen, ob sie das mit der Zeit vielleicht anders gesehen haben könnte.

Wir lassen diese Erkenntnis einen Augenblick lang sacken. Die Tatsache, dass keine von uns wirklich weiß, was sie tut, wie geschickt wir es nach außen hin auch vorspielen mögen.

»Und wie ... gehst du damit um?«, frage ich meine Schwester schließlich.

»Nicht immer sehr gut«, gibt sie zu. »Aber ich versuche, mich nicht mit dem aufzuhalten, was geschehen ist, sondern meine Aufmerksamkeit auf die Dinge zu richten, bei denen ich möglicherweise noch etwas bewirken kann. Zum Beispiel ... bei der Magie.«

Ich schüttele den Kopf. Da komme ich nicht mehr mit. »Die Magie?«

»Ja.« Sie streicht über die schwarzen Dielenbretter, und als sie die Hand wieder hochhebt, ist ihre Haut schmutzig. Da wird mir klar, dass die Farbe auf dem Boden noch frisch ist, was bedeutet, ich habe sie an den Schuhen, am Kleid ... Ich rücke ein wenig zur Seite, und tatsächlich, die Seide hat sich verfärbt. »Die Magie verändert sich. Hast du das noch nicht gemerkt? Sie ist so viel ... dunkler geworden.«

Ich ziehe scharf die Luft ein. Denn als sie es sagt, fällt mir auf, dass ich es tatsächlich bemerkt habe. Ich habe es nur auf andere Dinge zurückgeführt. Aber das Aufspalten und Verschmelzen ist immer schmerzhafter geworden. Alecs Erinnerungen haben sich mir zunehmend verwehrt. Bei meinen Tieren sind auf einmal Wunden aufgetreten, die sie vorher nie hatten. Die Blutergüsse bei Heart gehen nicht weg.

Es gibt auch Anzeichen bei anderen. Maras Halskette hat Silvers Magie nicht so abgehalten, wie es hätte sein sollen. Azeles magische Eigenschaften geraten ihr außer Kontrolle. Und Reltas scheint nicht

mehr weit davon entfernt zu sein, den Händen nachzugeben, die ihn in den Abgrund ziehen wollen.

»Aber wieso?«, frage ich. »Wieso sollte sie sich nach all der Zeit so verändern?«

»Warum wird die Dunkelheit jemals schlimmer?«, fragt sie zurück. Ihr Blick geht wieder in die Ferne. Gedankenverloren streicht sie mit den Fingern über ihre Lippen und hinterlässt dort schwarze Streifen. »Weil ihr jemand Nahrung gibt.«

23



SILVER

Der lange Fußmarsch zurück zum Klippenreich nimmt fast den ganzen restlichen Tag in Anspruch. Mance hat dafür vermutlich nur Minuten gebraucht. Mir widerstrebt, dass ich sie, selbst wenn sie mich hätte mitnehmen wollen, aufgehalten hätte.

Meine Angst hat sich verzogen, aber die Traurigkeit ist geblieben. Ich brauche ja nur daran zu denken, was ich an einem einzigen Tag alles verloren habe. Ich wünschte, das ließe sich genauso leicht vertreiben wie die Angst. Schön wär's! In diesem Moment würde ich, wenn ich könnte, am liebsten alle negativen Gefühle, die mich quälten, packen und wie Käfer mit dem Absatz zertreten.

Aber ich schätze mal, so funktioniert die Magie nicht.

Erst als ich in der Randzone angekommen bin, fällt mir wieder ein, dass ich ja gar keinen Ort habe, an dem ich die Nacht verbringen kann.

Seit diese Gegend hier in eine noch größere Einöde verwandelt wurde, als sie ohnehin schon war, habe ich mich im Waldreich aufgehalten. Mein wiederhergestelltes Zuhause ist zur Hälfte im Schlamm versunken, schmutzig, kaputt und unbewohnbar.

Ich gehe vorsichtig am Rand entlang, damit ich nicht auf die neu ausgehobenen Gräber trete, in Richtung Stadtmitte.

Zum Palast will ich nicht. Wie armselig wäre das denn? Sie würde mich zwar reinlassen, aber im Augenblick würde ich lieber in der Gosse schlafen, als wie ein Häufchen Elend vor ihrer Tür zu erscheinen. Es wäre ja nicht die erste Nacht, die ich auf Kopfsteinpflaster verbringe.

Eine Anlaufstelle habe ich allerdings noch, und meine Füße machen sich schon auf den Weg dorthin, bevor mein Kopf überhaupt erst die Entscheidung getroffen hat. Als ich aufblicke, stehe ich direkt vor Vies Wohnung. Also steige ich die klapprige Treppe zum Hintereingang hinauf.

Sie wohnt in einer Bude, die nicht viel besser ist als ein Dachboden, über einer Kneipe. Vermutlich eine, in der sie regelmäßig boxt. Aber es ist ihr Zuhause und nicht das von Mance, und das ist gerade der einzige Anspruch, den ich an eine Unterkunft habe.

Auf mein Klopfen hin wird die Tür aufgerissen und dann sofort wieder zugeschlagen, und zu meiner Überraschung kommt ein Messer in meine Richtung geschossen. Reflexartig ducke ich mich, gerade noch rechtzeitig, damit es über meinem Kopf hinweg in der Wand hinter mir einschlägt.

»Was sollte das denn?!«, rufe ich vorwurfsvoll.

Die Tür geht quietschend auf, diesmal langsamer, und in dem Spalt taucht Vies Gesicht auf. Sie schaut mich ausdruckslos und ungerührt an. »Du hast nicht das Freunde-Klopfsymbol benutzt«, schimpft sie.

Ich verdrehe die Augen. »Das hast du mir nur ein einziges Mal gezeigt, und das ist Monate her.«

»Und wessen Schuld ist es, dass du mich in all diesen Monaten noch kein einziges Mal besucht hast?«

Zerknirscht lasse ich den Kopf hängen. »Tut mir leid. Zeig es mir noch mal.«

Sie klopft in einem bestimmten Rhythmus auf das Holz: zweimal kurz, einmal lang und dann wieder zweimal kurz.

»Kapiert«, sage ich. »Kann ich jetzt reinkommen?«

»Äh ...« Sie wirft einen Blick über ihre Schulter und unterhält sich gedämpft mit jemandem, den ich nicht sehen kann. Meine Schultern spannen sich an. Doch dann reißt sie die Tür weit auf, und da sitzt Rooftop an ihrem Esstisch. Meine Anspannung ist wie weggeblasen. »Klar«, sagt sie, was eigentlich überflüssig ist, denn ich bin schon drin.

»Hat sie ein Messer nach dir geworfen?«, fragt Rooftop, als ich mich neben ihn setze.

»Ja«, antworte ich. »Nach dir etwa auch?«

»Natürlich nicht. Ich habe das Klopfzeichen benutzt.«

Vie setzt sich auf den dritten Stuhl, und wir schauen uns alle an, während sich das Schweigen hinzieht.

Ich weiß gar nicht, wieso das so unbehaglich ist. Wir haben doch schon so oft zusammen um einen Tisch gesessen. Genau genommen an den meisten Abenden, an die ich mich erinnern kann. Ist es meine Schuld? War ich zu sehr mit Mance und ihren Problemen beschäftigt und habe darüber meine alten Freunde vernachlässigt?

»Rooftop und ich gehen miteinander«, platzt es aus Vie heraus.

Oder das ist der Grund.

Rooftop läuft rot an, und trotz ihres forschenden Tons weicht Vie meinem Blick aus.

»Was?«, rufe ich schließlich. »Seit wann?«

»Seit er einen noblen neuen Job hat und mich, wann immer ich will, mit süßen Sachen versorgen kann«, erwidert Vie hastig. »Es ist rein geschäftlich.«

»Red keinen Quatsch, Vie. Du magst mich.«

»Tu ich nicht«, murmelt sie hinter vorgehaltener Hand.

»Wow«, sage ich, weil mir nichts anderes einfällt, womit ich die Stille füllen könnte. »Wow. Okay. Äh, Glückwunsch.«

»Pass auf, dass du dir vor lauter Begeisterung keine Muskelzer-
rung zuziehst«, bemerkt Vie trocken.

Ich schüttele den Kopf in dem Versuch, den Nebel loszuwerden,
der mich nicht ganz da sein lässt.

»Tut mir leid«, erkläre ich. »Ich bin nur überrascht. Aber ich freue
mich für euch.« Das tue ich wirklich! Allerdings komme ich mir mit
einem Mal auch vor wie ein fünftes Rad am Wagen. Und das unter
den Menschen, die ich immer als meine Familie betrachtet habe.
Das tut ein bisschen weh. »Warum habt ihr mir denn nichts gesagt?«

»Das wollte Rooftop auch«, gesteht Vie. »Aber du weißt ja, dass
Gefühle nicht so mein Ding sind. Ich habe ihn ganz schön hinge-
halten, bevor ich bereit war, die Sache beim Namen zu nennen.«

»Und warum dann heute Abend?«

Sie schaut mich finster an. »Weil du jetzt bei mir zu Hause bist,
und das, so wie du aussiehst, nicht nur für einen Höflichkeitsbesuch,
und ich wurde den Gedanken nicht los, dass ich womöglich Rooftop
solange nicht küssen darf, und das klang nicht so lustig.«

Rooftop wird noch röter, und sein Mund verzieht sich zu einem
schiefen Grinsen.

»Also das mit dem Gefühle-Zeigen ... wird allmählich besser,
ja?«, frage ich ironisch.

»Ich arbeite dran. Also, was ist? Irre ich mich mit deinen Über-
nachtungsplänen, oder muss ich noch einen Schlafsack rausholen?«

Ich lasse den Kopf hängen. »Nein, du hast recht. Ich habe euch
eine Menge zu erzählen.«

Vie bringt so eine Art Sirupbrot auf den Tisch, und während wir

uns Stücke davon abreißen und den Laib weiterreichen, reden wir.
Im Gegensatz zu unserer üblichen Kost ist das Brot der pure Lu-
xus – vermutlich ein Rest vom Abendessen auf der Burg –, aber
zumindest das Ritual ist vertraut, und ich fange an, mich zu ent-
spannen. Die Last auf meinen Schultern wird nach und nach leicht-
er. Ich kann sogar darüber hinwegsehen, dass Vie und Rooftop
unter dem Tisch Händchen halten, weil sie ansonsten wie immer
mit mir reden. Alle Verlegenheit vom Anfang ist inzwischen ver-
flogen. Rooftop ist mitfühlend und verständnisvoll. Vie macht sar-
kastische Bemerkungen von wegen, sie hätte ja immer gesagt, dass
die Beziehung zum Scheitern verurteilt wäre, und wie *furchtbar*,
dass ich jetzt übermenschliche magische Fähigkeiten besitze. Als
ich schließlich in Vies Reserve-Schlafsack krieche und wie in alten
Zeiten den harten Fußboden unter meinem Rücken spüre, geht es
mir schon sehr viel besser.

Aber ich hätte wissen müssen, dass man den Tag nicht vor dem
Abend loben sollte.

Denn, wie es so schön heißt, jede Medaille hat auch ihre Kehr-
seite.

Meine stelle ich erst fest, als die Sonne untergegangen ist.

MANCE, OHNE HEART, ASSET, POISE UND LIVID

Ich bleibe die ganze Nacht auf. Mit Reltas Plänen für eine Machtübernahme und dem Wissen, dass seine Aktionen bei der Alten Ruine die Magie von allen geschädigt haben, habe ich jetzt zwei gute Gründe, die Unterstützung sämtlicher Nachbarländer für eine Kriegserklärung einzufordern. Ich spalte mich auf und schicke alle Teile von mir gleichzeitig in ein anderes Reich, bevor ich mich sogar selbst noch in das letzte schleppe, damit auch wirklich alle abgedeckt sind. Im Morgengrauen treffen wir uns dann in der Kommandozentrale.

Es ist beinahe unerträglich, uns alle gleichzeitig wieder zu verschmelzen. Inzwischen ist wirklich nicht mehr zu übersehen, dass die Magie sich verschlechtert, denn jede Aufspaltung und Wiederverschmelzung fühlt sich an, als würde ich mit Gewalt auseinandergerissen und wieder zusammengeworfen, und der Schmerz geht tiefer und hält länger an als jemals zuvor. Ich bin mir nicht sicher, ob ich eine Verschmelzung nach der anderen aushalten kann, deswe-

gen mache ich alles auf einmal. Das endet damit, dass ich flach auf dem Rücken liege und das Zimmer sich um mich dreht, während ich mich vor lauter Schmerzen heiser schreie.

Aber als sich langsam alles fügt und ich wieder zu Atem komme, breitet sich ein Lächeln über mein Gesicht aus, auch wenn der Schmerz immer noch meine Haut durchzuckt.

Denn jedes einzelne Reich hat Ja gesagt. Sie werden alle kommen. Alle werden sich auf meine Seite stellen.

Zitternd rappele ich mich auf und gehe auf den Siegesboten an seinem neuen Platz an der Wand zu, mit der Absicht, irgendetwas Albernese, Symbolisches zu machen, wie es triumphierend hochzuhalten oder so etwas.

Aber als ich die Hand danach ausstrecke, gerate ich ins Stocken.

Mir ist wieder eingefallen, wie ich dieses Schwert vor Monaten zusammen mit Silver entwendet habe. Ich bemühe mich, nicht noch lang und breit an die ganz persönlichen Erfahrungen zu denken, die wir in dieser Nacht ausgetauscht haben, und auch nicht daran, wie er nach meiner Hand gegriffen hat, denn diese Erinnerungen sind nur eine neue Qual. Worüber ich allerdings etwas länger nachdenke, ist mein inniger Wunsch von damals, Blutvergießen auf jeden Fall zu vermeiden. Mit wie viel Herzblut ich meinen Vater davon abhalten wollte, genau dasselbe zu tun, was ich jetzt vorhabe.

Nach allem, was war ... soll es da am Ende wieder auf einen Krieg zwischen allen Ländern hinauslaufen?

Mir ist klar, dass es ein gerechter und notwendiger Krieg wäre und dass wir Gräueltaten vermeiden wollen. Aber als ich aus dem Fenster auf die Mauern um meine Burg herum schaue, kommt mir nur ein einziger Gedanke in den Sinn: dass ich vor diesen Mauern meinem Volk etwas geschworen habe. Ich versprach den Menschen, dass ich ihnen als Prima den Frieden sichern würde.

Und hier stehe ich nun und bin nur drei Monate nach meinem Regierungsantritt im Begriff, den gesamten Kontinent in einen Krieg zu stürzen.

Hatte mein Vater etwa doch recht?

Ist es unvermeidlich?

Ich lege meine Finger um den Griff des Schwertes und hebe es hoch, fühle sein Gewicht. Durch das Fenster sehe ich, wie sich die ersten zarten Sonnenstrahlen, noch matt, aber entschlossen, ins Dasein tasten. Sie verblassen fast neben der kraftvollen grünen Magie, die sich über ihnen auftürmt, und mir wird schwer ums Herz, als ich sehe, wie sich dieses widerliche Licht immer mehr gegen den empfindsamen jungen Morgen durchsetzt.

Sie wird größer. Das erkenne ich jetzt. Die Magie hat sich weiter ausgebreitet, ist höher gestiegen als je zuvor. Sie sieht sogar intensiver aus. Bedrohlicher.

Unüberwindlich.

Das lasse ich mir eine Minute lang durch den Kopf gehen.

Aber nur eine Minute. Denn wenn ich diesem Gedanken zu lange nachhänge, dann endet es wieder damit, dass ich nach Luft ringend auf dem Boden sitze, und dafür habe ich keine Zeit.

Also stecke ich mir das Schwert in den Gürtel und marschiere mit großen Schritten aus dem Zimmer. Alle negativen Gefühle – die über den Krieg und die über die Trennung – schiebe ich energisch zur Seite.

Ich werde tun, was ich tun muss.

So wie immer.



Die Sonne versinkt hinter dem Horizont, und dann beginnt das Flüstern. Ängste, die sich undeutlich in meinem Hinterkopf regen.

Du wirst niemals gut genug sein.

Niemand kann dich wirklich leiden.

Glück ist nur etwas für andere, nicht für dich.

Zuerst finde ich nichts Eigenartiges daran.

An so ein Geflüster bin ich gewöhnt, und heute ist eine Menge passiert, was es hätte auslösen können. Die Alte Ruine, die Trennung, die Tatsache, dass meine beiden besten Freunde inzwischen ohne mich eine Einheit bilden.

Ich versuche, mir die Angst aus dem Leib zu reißen, wie ich es ja schon ein paarmal gemacht habe.

Aber meine Magie versagt mir den Dienst.

Und dann schleichen sich andere Gedanken ein, die nicht von mir stammen.

Das Waldreich wird nie wieder sein, was es war.

Wenn sie herausfinden, wie weh mir mein Bein tut, werden sie mich nicht kämpfen lassen.

Bei all der vielen Gewalt werden wir noch das Baby verlieren.

Ich habe gerade genug Zeit, um mich zu wundern, und einen ganz kurzen Moment, um mir Sorgen zu machen, dass in meinem Kopf etwas Fremdes vorgeht, und bei dem Gedanken heftigen Widerwillen zu empfinden.

Und dann kommt der Ansturm.

Angst, so stark, dass sie mich bis ins Mark erschüttert, als würde ich von einem Vorschlaghammer getroffen.

»Silver?«

Ich bin auf den Knien, es könnte auch sein, dass ich laut schreie. Wer da gesprochen hat, weiß ich nicht.

»Was sollen wir tun? Silver, was sollen wir tun? Was geht hier vor?«

Ich bin mir nicht mal sicher, ob die Stimmen von außerhalb meines Kopfes kommen. Es sind so viele. Gedanken, Gefühle, Bilder, Sinneseindrücke, und alle drehen sie sich um Angst.

Die Ängste, die *ich* heute geschürt habe. Diese Gefühle habe ich in Menschen ausgelöst.

Das Atmen fällt mir schwer. Meine Augen sind weit aufgerissen. Mein ganzer Körper zittert. Ich kann nicht sagen, ob ich schreie oder weine. Vielleicht ja beides. Mein Puls rast, und meine Kiefer sind so fest aufeinandergepresst, dass es sich anfühlt, als würden sie jeden Moment zerbrechen.

Aber schlimmer noch als die körperlichen Empfindungen sind die grauvollen Geschehnisse, die ich durchlebe – alle auf einmal. Das Heranströmen der Dunkelheit in der Alten Ruine. Wasser, das über meinem Kopf zusammenschlägt. Meine Frau, die mit einem anderen Mann davonläuft. Käfer, die über meine Zunge krabbeln. Die Unfähigkeit, einen Freund zu finden. Eine Explosion mitten in meinem Haus. Blut an meinen Händen. Eine zuschlagende Tür. Ein Brustkorb aus Zweigen. Und immer mehr und mehr.

So geht es ...

... die ganze Nacht.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Mensch für einen derart gesteigerten Zustand der Angst über einen so langen Zeitraum geschaffen ist. Von den seelischen Qualen mal abgesehen, hämmert es in meinem Kopf, meine Muskeln schmerzen von der anhaltenden Anspannung, und ich hyperventiliere. Es fühlt sich an, als würde mein ganzer Körper dichtmachen. Aber vielleicht ist das ja auch nur eine der Ängste, die ich erlebe, und einfach nur so realistisch, dass ich sie nicht mehr von der Wirklichkeit unterscheiden kann.

Ich bin mir sicher, dass ich gerade sterbe.

Ich bin mir sicher, dass ich schon tot bin.

Die Attacke lässt keine Sekunde lang nach.

Erst als das graue Licht des Morgens langsam über den Horizont kriecht, verschwindet mit einem Mal alles gleichzeitig wieder, und in meinem Kopf ist es überraschend, aber wohltuend leer.

Dieser Augenblick besitzt eine gewisse Schwerelosigkeit. Es dauert ein paar Sekunden, bis die Wirklichkeit mich wiederhat. Das wirre Durcheinander von den empfundenen Qualen hält allerdings noch an und vermischt sich allmählich mit den sehr realen Schmerzen in meinem Körper, während die Anspannung endlich nachlässt und ich auf den Boden sacke.

Wenn ich es genau bedenke, fühlt sich der Boden eigenartig weich an. Ich muss in einem Bett liegen. Ich kann mich zwar nicht erinnern, dass man mich wegbewegt hat, aber das überrascht mich nicht.

Rooftop tupft mir mit etwas Kaltem, Feuchtem übers Gesicht. Als sein Blick meinen trifft, reißt er die Augen weit auf, und das kühle Tuch auf meiner Stirn hält inne. »He«, sagt er leise. »Bist du wieder da? Ist es vorbei?« Er bemüht sich zwar, lässig zu klingen, aber das

Stocken in seiner Stimme verrät, wie schlimm die letzten Stunden für ihn gewesen sein müssen.

Ich habe seine Ängste letzte Nacht zwar nicht selbst erlebt, aber ich kenne ihn gut genug, um zu wissen, dass eine davon ist, nichts gegen das Leiden der Menschen tun zu können, die er liebt. Ich greife nach oben, drücke sein Handgelenk und krächze etwas Beruhigendes, bevor durch ein Scheppern meine Aufmerksamkeit hinter ihn gelenkt wird.

Dort brüllen Vie und Mance sich an, so tief in eine Auseinandersetzung verstrickt, dass sie noch gar nicht gemerkt haben, dass ich wach bin.

Ich stütze mich auf meine Ellbogen und schaue genauer hin.

Es gefällt mir gar nicht, Mance hier zu sehen.

Nicht nur, weil es hier ist.

Nicht nur, weil wir Schluss gemacht haben.

Sondern auch, weil ihre Ängste unter denen waren, die ich durchlebt habe. Zum ersten Mal wurde mir der Druck des Regierens bewusst, habe ich gespürt, wie sehr sie das Richtige tun will und wie viel Angst sie hat, es nicht fertigzubringen. Eine ganze Menge ihrer Ängste drehten sich auch darum, mich zu verlieren. Die Erfahrung, mich selbst zu verlieren, war ziemlich schräg.

Ich wüsste gern, ob die verschiedenen Teile von Mance unterschiedliche Ängste haben oder ob ihre Ängste so grundlegend sind, dass sie sich bei allen bemerkbar machen.

Ich blinzele zu der Mance da vor mir hin und versuche herauszufinden, welche es ist. Mein Gehirn muss noch ziemlich benebelt sein, denn es dauert länger als sonst.

Sie trägt ihr Haar offen wie Heart, aber es fällt ihr nicht lockerluftig auf die Schultern, sondern hängt ihr ins Gesicht, und sie schaut finster hindurch, wie Heart es niemals tun würde. So fins-

ter habe ich Mance schon lange nicht mehr gesehen. Seit *Monaten* nicht.

Ruckartig setze ich mich auf.

Rooftop versucht, mich wieder zum Hinlegen zu bewegen, aber ich schüttele ihn ab, stehe auf und dränge mich zwischen die Streithähne. Als sie mich wieder mit klarem Kopf dastehen sehen, halten sie inne. Mance zögert nicht, mir mit beiden Handflächen gegen die Brust zu stoßen, sodass ich nach hinten taumele.

»Jage mir nie wieder so einen Schrecken ein!«, schimpft sie.

Sie will mich noch einmal schubsen, doch ich fange ihre Hände ab und ziehe sie näher an mich heran. »Du bist es«, stelle ich fest, nachdem ich gründlich ihr Gesicht erforscht habe. »Du bist die, von der mir Mance nichts erzählen wollte.«

Sie entblößt ihre Zähne so, dass es eher trotzig wirkt als angriffslustig. »Sie nennen mich Livid.«

Ich denke zurück an den Moment, als Mance ihren Vater überwältigte. Ich verlor währenddessen immer wieder das Bewusstsein, benebelt von starken Schmerzen. Aber irgendwann war ich lange genug wach, um Mance dabei zu beobachten, wie sie eine Kette aus Perlen fest um die Kehle ihres Vaters zog. Es sah aus, als wollte sie nie wieder loslassen.

»Ja ...«, sage ich bedächtig, »ich erinnere mich an dich. Wo warst du denn so lange?«

Sie schnaubt verächtlich, entzieht sich meinem Griff, verschränkt die Arme vor der Brust und wippt mit ihren Füßen auf und ab. »Zuerst hat Mance mich ins Gefängnis gesperrt. Vor einer Woche bin ich dann ausgebrochen.«

»Wie bitte?!« Die Vorstellung, dass Mance *sich selbst* etwas so Radikales angetan haben soll, schockiert mich. Wie konnte sie sich nur so wenig vertrauen? »Und wo bist du seitdem gewesen?«

»Die meiste Zeit war ich hier.«

Ungläubig wende ich mich an Vie. »Hier?«

»Na und?«, entgegnet sie. »Sie ist der einzige Teil von Mancella, der mir tatsächlich gefällt.«

»Und du hast mir nichts davon erzählt?«

»Wie schon gesagt, es ist nicht meine Schuld, dass du nie zu Besuch kommst.«

Ich schüttele den Kopf und lasse mich auf keine weiteren Diskussionen ein. Stattdessen richte ich den Blick wieder auf Livid und versuche, sie einzuordnen. In ihren Augen brennt ein Feuer, das ich dort schon ewig nicht mehr gesehen habe.

Sie erwidert meinen Blick mit voller Wucht, und mir stockt der Atem. Sie tritt näher an mich heran, und für eine Sekunde schwanke ich auf sie zu, magnetisch angezogen von ihrer kraftvollen Ausstrahlung. Doch dann breche ich den Blickkontakt ab und gehe einen Schritt zurück, während sich ein dumpfes Gefühl in meiner Brust festsetzt. »Du musst wissen ...«, erkläre ich, »dass Mance und ich ... na ja, Schluss gemacht haben.«

Sie lacht spöttisch auf. »Welche Mance? Hatte Poise das Gefühl, du würdest ihren Ruf ruinieren? Hielt Asset es für die beste taktische Entscheidung? Wollte Heart dir irgendetwas ersparen? Oder war es für Mance einfach zu anstrengend, dich bei der Stange zu halten?«

Ihre Stimme ist schroff, und bei jeder Vermutung zucke ich unwillkürlich zusammen, weil ich mich frage, wie nah sie damit wohl der Wahrheit gekommen ist.

Ich habe schon den Mund auf, um zu antworten, doch sie schneidet mir das Wort ab. »Im Grunde ist es mir egal. Denn *ich* habe nicht mit dir Schluss gemacht. Ich bin eine Kämpfernote, Silver. Und *du* gehörst zu den Dingen, für die ich immer kämpfen werde.«

Bevor ich weiß, wie mir geschieht, hat sie schon ihre Lippen auf meine gepresst.

Adrenalin schießt durch meinen Körper, lindert die Schmerzen, die ich noch vor einem Augenblick gespürt habe, und belebt mich von innen heraus. Für den Bruchteil einer Sekunde versuche ich, dagegen anzukämpfen, aber meine Willenskraft ist schlagartig aufgebraucht, und ich klammere mich an sie wie ein Ertrinkender. All die Leidenschaft, all die Gefühle, die ich an ihr vermisst habe, liegen in diesem Kuss. Es ist, als würde ich aus einem bösen Traum aufwachen. Ihre Fingerspitzen, die sie mir seitlich gegen den Kopf drückt, sind wie elektrisiert. Die Art, wie sie ihren Körper vorgebeugt hat, drückt ein Verlangen aus, das ich eins zu eins erwidere. Ich komme ihr mit derselben Leidenschaft entgegen und halte sie so fest, dass ich nicht mehr sagen könnte, wo ich aufhöre und sie anfängt.

Unsere Zungen verschlingen sich ineinander, unser Atem ist heiß, und dann flüstert sie etwas in meinen Mund hinein. Ich glaube, es sollte »Ich habe dich vermisst« heißen.

Ich sage es ebenfalls und weiß sofort, wie wahr es ist, denn jeder Zentimeter meiner Haut steht in Flammen.

Als wir schließlich zum Luftholen auseinandergehen, atme ich schwer. Sie grinst mich an und macht Anstalten, mich erneut zu küssen, doch ich halte – mit einer gewaltigen Kraftanstrengung – eine Hand hoch. Allerdings bleibt mein verräterischer Blick noch einen Augenblick an ihren Lippen hängen, bevor ich es schaffe, ihn loszureißen.

»Wir müssen dich wieder zu Mance bringen«, erkläre ich.

Ihr Lächeln verblasst, und sie schaut mich grimmig an. »Es ist nicht so, als wüsste sie nicht, dass ich da bin, Silver. Sie will mich nicht und wird sich nicht freuen, mich zu sehen.«

»Okay, vielleicht will sie dich nicht, aber sie braucht dich auf jeden Fall. Ihr ist nur nicht bewusst, wie sehr.«

Ich wende mich zur Tür, doch sie packt mich am Arm. Mit einem Mal ist ihr Gesichtsausdruck verzweifelt. Beinahe panisch. »Können wir nicht einfach ... zusammen durchbrennen? Bei dir bin ich so, wie sie mich nie sein lässt. Wir wären ein gutes Team.«

»Wir *sind* ein gutes Team«, erkläre ich und lege meine Hand auf ihre. »Aber es ist, wie ich Mance schon gesagt habe: Ich möchte euch *alle*. Jeden einzelnen Teil von Mance.«

Livid schneidet eine Grimasse, doch ihre Augen haben einen verletzlischen Ausdruck. »Selbst wenn sie nicht alle Teile von sich akzeptiert?«

»Dann erst recht. Na komm.«



MANCE, OHNE LIVID

Silver findet mich an der Brüstung des Einsamen Turms. Trotz des Namens bin ich nur hier oben, weil man von hier aus die beste Aussicht auf die Umgebung hat.

Gewiss nicht, weil Silver und ich auf diesem Turm eins unserer ersten Gespräche miteinander hatten. Es geht mir gerade so lebhaft durch den Kopf, dass ich ihn, als er plötzlich aus der Tür zur Treppe tritt, zuerst nur für einen Teil der Erinnerungen halte.

Als mir klar wird, dass er echt ist, geraten meine Tiere in einem Ansturm von unterschiedlichen Gefühlen völlig durcheinander. Verlegenheit ist nur eins davon. Ihn jetzt hier zu sehen, und das mitten in all dem Chaos, ist fast zu viel für mich. Ich möchte auf ihn zulaufen. Ich möchte ihm eine runterhauen. Ich möchte weinen. Doch am Ende fasse ich nur an die Kette um meinen Hals, was ich aber schon bereue, als ich merke, wie sein Blick mir dabei folgt.

»Du trägst sie immer noch«, stellt er fest. Ich kann seinen Tonfall nicht deuten. Ist er froh? Enttäuscht? Ablehnend? Belustigt?

Ich schließe die Faust um das Schmuckstück, wie um es vor seinem Blick zu schützen. Ich würde ihm gern sagen, dass ich sie *na-*

türlich noch trage. Dass ich versucht habe, sie abzunehmen, es aber nicht tun konnte. Dass sie immer ein Ausdruck für meine Gefühle sein wird, wenn auch nicht mehr für unsere Beziehung.

Aber als ich all die überschäumenden Gefühle, die ich für diesen Jungen hege, in Worte fassen will, wird meine Kehle wie schon zuvor ganz trocken, und ich bringe nichts heraus.

Also sage ich am Ende in einer Mischung aus trotzigem Selbstschutz und ehrlichem Widerstreben: »Hör zu. Es ist gerade ... wirklich kein guter Zeitpunkt.«

Er spannt sich an und steckt die Hände in seine Hosentaschen, kommt aber weiter auf mich zu. »Und warum das?«, fragt er mit tiefer Stimme. Eindringlich. Wie leise schwelende Glut. Wie beim letzten Mal, als wir hier oben waren, denn da waren wir noch Gegner. Er traute mir nicht. Er kannte mich nicht. Empfindet er jetzt wieder genauso?

Statt ihn das zu fragen, antworte ich ihm. »Sieh selbst«, fordere ich ihn auf, bevor ich mich zur Brüstung umdrehe.

Er tritt neben mich, und ich bekomme eine Gänsehaut, weil er mir so nah ist und mich dennoch nicht in den Arm nimmt. Weil ich nicht weiß, wie er reagieren würde, wenn ich ihn jetzt einfach berühren würde. Am liebsten würde ich ihn küssen. Aber ich möchte auch weglaufen. Ein ganz kleiner Teil von mir würde ihn sogar gern vom Dach stoßen. Doch vor allem möchte ich mich einfach nicht mehr so eigenartig fühlen. Ich reibe mir die Arme und zwingen mich, auf das zu schauen, was sich unter uns abspielt.

Vier Armeen marschieren gerade gleichzeitig in unser Reich ein, alle auf verschiedenen Serpentinstraßen, die über die Klippen verlaufen und vor den Palasttoren enden. Durch eine Laune des Zufalls treffen sie alle zum gleichen Zeitpunkt ein, und jeder Primus und jede Prima hat ein überschaubares Gefolge dabei, das die grö-

ßeren Truppenverbände symbolisieren soll, die sie beitragen wollen. Ich beobachte sie schon seit einer Weile durch ein Fernglas, das ich jetzt an Silver weiterreiche.

Unsere Hände streifen sich, und ich zucke zusammen.

Er tut so, als hätte er es nicht gemerkt, und ich schaue weiter stur geradeaus, zu den Primi auf ihrem Weg über die Klippenpfade.

Ganz links rückt das Grasland an, in graue Farbtöne gekleidet und mit Aschestreifen auf den Wangen.

Daneben kommen die Vertreter des Dschungelreichs mit ihren magischen Rüstungen, schillernd wie Insektenpanzer. Sie schwingen Speere mit glühenden Hitzesteinen an den Spitzen.

An den Uniformen des Sumpfreiches hängen Seile herunter, und ich bin mir sicher, dass diese im Kampf zum Leben erwachen und jeden Feind in Reichweite erdrosseln werden.

Schließlich zieht ganz rechts das Küstenreich mit seiner eigenen Sinfonie auf, die schwülstig und dramatisch vom Wind getragen wird. Selbst aus dieser Entfernung muss ich mich anstrengen, um nicht in ihren Sog zu geraten.

Drama habe ich wirklich schon genug in meinem Leben.

»Ich glaube ... ich glaube, ich sollte mal mit ihnen reden«, ringe ich mir ab und hoffe, dass er das als Bemühung begreift, offener zu sein und ihn mit einzubeziehen. Dass er die Geste zu schätzen weiß. »Bevor es zum Kampf kommt. Vielleicht ist es ja noch nicht zu spät für eine friedliche Lösung. Bei so viel Militärmacht ... vielleicht müssen wir sie ja gar nicht einsetzen. Was meinst du?«

Er ist unnatürlich still neben mir. Liegt das nun an dem, was ich gesagt habe, oder an dem, was er da unten sieht, oder vielleicht eher an dem gewaltigen Gefühlschaos, das zwischen uns herrscht? Ungebeten fangen meine Augen an zu brennen, und mich packt eine plötzliche Angst, ich könnte womöglich anfangen zu weinen.

»Mance ...«, sagt er, und es klingt eindringlich. Ängstlich.

Ich wende mich von ihm ab und bemühe mich um eine feste Stimme, während ich dem Drang widerstehe, mir übers Gesicht zu wischen. »J-ja?«

Er will gerade antworten, da lenkt Unruhe am Tor meine Aufmerksamkeit von ihm weg. Ruckartig schaue ich in die entsprechende Richtung und begreife überhaupt nicht, was ich da sehe.

Denn die Armeen sind bei den Glasbäumen angekommen.

Aber sie halten nicht an.

Mit einem einzelnen erhobenen Finger verwandelt Azele Glas in Asche und marschiert mit ungewohnter Schonungslosigkeit durch das entstandene Gestöber.

Der Primus des Dschungelreiches nutzt den überdimensionalen Hitzestein an seinem Speer, der glühend heiß sein muss, um Bäume zu unförmigen, lodernden Häufchen zu zerschmelzen.

Der Primus des Sumpfreiches fällt mit Seilen wie Fangarme Bäume, bis ihre erdverkrusteten Wurzeln freiliegen.

Der Gesang der Prima des Küstenreiches erreicht seinen Höhepunkt, laut und schrill genug, um die Bäume in ihrer unmittelbaren Umgebung zerspringen zu lassen.

»W-was ... geht hier vor?!«, keuche ich.

Silver packt meinen Arm und zieht mich nach unten, außer Sichtweite. Ich lande so unsanft, dass ein stechender Schmerz durch meine Hüfte schießt. »Mance«, fängt er noch einmal an, aber verzweifelter als vorhin. »Sie haben grüne Adern in den Augen. Jeder Einzelne von ihnen. Kiar hat sie erwischt. Sie muss ihnen irgendeinen Befehl eingepflanzt haben. Und wenn ich raten sollte, wie der lautet ...« Er schaut genauer hin, durch die Schießscharte, und was immer er dort sieht, bringt einen entsetzten Ausdruck auf sein Gesicht. »... würde ich sagen, sie haben es auf dich abgesehen.«



Sie sind hier, um sie zu töten. Und sie werden nicht nachlassen, bis sie es geschafft haben. Mich packt das kalte Grauen, und meine Fingerspitzen werden taub.

»Wir müssen dich verstecken.«

Sie beugt sich vor, damit sie durch die gleiche Schießscharte schauen kann wie ich, obwohl der Lärm von schrillum Kriegsgesang und zerschmetterndem Glas schon mit aller Härte auf uns eindringt. »Ich glaube nicht, dass das etwas nutzen wird«, bemerkt sie mit eigenartig teilnahmsloser Stimme. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand von ihnen mich gesehen hat, aber sie scheinen trotzdem eine ziemlich genaue Vorstellung davon zu haben, wo ich bin.«

Sie hat recht. Sie zielen alle auf den Abschnitt der Mauer, der uns am nächsten ist. Mir fällt plötzlich wieder ein, dass die Magie haargenau wusste, auf welchem Weg sie mich zur Alten Ruine befördern musste, und ich stoße einen Fluch aus.

Mance sieht mich an, das Gesicht eingerahmt von ihren Haaren, die Augen unergründlich. »Gibt es irgendeine Möglichkeit, sie zu stoppen?«, will sie wissen.

Ich spüre ein starkes Brennen in der Brust und wünsche mir nichts sehnlicher, als das mit Ja beantworten zu können. Jetzt ihr Held zu sein und die Gefahr abzuwenden. Doch langsam und gequält schüttele ich den Kopf. »Wenn ich das gewusst hätte, wäre ich nie ins Wüstenreich gegangen«, erkläre ich mit grimmiger Stimme.

Ihre Augen sind inzwischen nicht mehr nur unergründlich, sondern vollkommen ausdruckslos. Beherrscht, bis auf ein leichtes Zittern ihrer Hände, dreht sie sich noch einmal zur Schießscharte um. Ich werfe auch einen Blick hindurch und sehe, dass der Burghof voller Soldaten ist, die es eilig haben, sich dem Kampf zu stellen.

Mance springt auf die Füße. »Nicht angreifen!«, ruft sie. »Sie sind nicht bei klarem Verstand!«

»Runter mir dir!«, zische ich und ziehe sie wieder auf den Boden.

Sie sieht mich mit einer Art stiller Schicksalsergebenheit an. »Warum? Es spielt doch keine Rolle. Nichts von alldem, nichts, was ich erreichen wollte, wird am Ende eine Rolle spielen. Das Mindeste, was ich tun kann, ist, die Opferzahlen gering zu halten.«

Bei ihrem teilnahmslosen Tonfall zieht sich mein Magen zusammen – und bei der Schlussfolgerung daraus erst recht. »Rede nicht so.«

»Ich dachte, du wolltest nicht, dass ich irgendetwas vor dir verberge.«

Die Bitterkeit, die sich in ihre Stimme geschlichen hat, lässt mich zusammenzucken. Mein Griff um ihren Arm wird fester. »Na schön«, sage ich. »Dann rede meinetwegen so. Rede, wie es dir passt. Solange du nicht *aufgibst*, Mance. Es muss doch etwas geben, was wir tun können. *Irgendetwas*.«

»Ich wollte einfach nur Frieden«, erklärt sie schließlich matt. Mit einem dumpfen Geräusch, das mich erschreckt, lässt sie den Kopf gegen die Steine fallen. »Wie kann der Wunsch nach Frieden nur so

viel Blutvergießen auslösen, so viel Verrat, so viel *Krieg*? Das ergibt doch keinen Sinn.«

Bei ihren Worten überläuft es mich kalt. Ich gehe auf und ab und denke angestrengt nach. »Ich werde ihre Ängste schüren. Ich kann dafür sorgen, dass die Soldaten die Flucht ergreifen.«

»Die Primi machen jetzt schon einen ziemlich ängstlichen Eindruck, aber das hält sie nicht auf.«

Ich schaue noch einmal hin. Sie hat recht. Von Wut bis Verzweiflung ist auf ihren Gesichtern alles abzulesen. Und dennoch bewegen sich ihre Körper mit dieser steifen Zielstrebigkeit weiter, die mir nur allzu vertraut ist.

»Dann rennen wir weg«, entscheide ich und hocke mich vor sie.

»Ewig?«

»Wenn es sein muss!«

Sie legt mir eine Hand aufs Bein, die ich am liebsten wegschieben würde, denn ich spüre schon, was sie sagen will, noch bevor sie es ausgesprochen hat. »Vielleicht ist es ja an der Zeit, mit dem Kämpfen aufzuhören, Silver.«

»Nein!« Das Wort hallt durch meinen Kopf, aber ich bin nicht derjenige, der es gesagt hat.

Wir wirbeln beide herum und sehen, wie die Tür zur Treppe mit so viel Wucht aufschlägt, dass ich es splittern höre.

Im Türrahmen steht mit geballten Fäusten Livid.

Und hinter ihr alle ihre Raubtiere.

Entfesselt stehe ich vor Mance, und um mich scharen sich, fauchend und schnappend, meine Tiere. Und verströmen mit jedem Haar auf ihrem Körper den alles verzehrenden Zorn, den ich empfinde.

Sie rappelt sich hoch, als die Tiere gegen sie vorrücken, stößt einen hilflosen Laut aus und drückt sich an die Mauer, obwohl dahinter nur ein steiler Abgrund und eine Horde mordlüsterner Primi auf sie warten. Sie wirft einen Blick nach hinten, als wäre ihr das auch gerade wieder eingefallen, und dreht sich zurück zu dem, was sich vor ihr abspielt.

Mit blassem Gesicht lässt sie die scharfen Krallen und die entblößten Fangzähne auf sich wirken und denkt dabei vermutlich daran zurück, wie es war, sich mit diesen Bestien in der Arena zu messen. Langsam und mit Bedacht nehme ich eine Kampfhaltung ein, die gleiche, die wir in jedem einzelnen dieser Kämpfe innehatten, bevor wir zum entscheidenden Schlag ausholten. An den großen Augen, die sie jetzt macht, erkenne ich, dass sie sich erinnert.

»Okay«, sage ich. »Ich finde, es wird Zeit, dass wir beide die Sache ein für alle Mal klären.«

»Jetzt?«, kreischt sie und schaut noch einmal auf die anrückenden Armeen. »Einen schlechteren Zeitpunkt hättest du dir wirklich nicht aussuchen können.«

»Oh, Verzeihung, passt es gerade nicht so gut?« Ich balle meine Fäuste. »Du hattest *monatelang* Zeit, um mit mir zu reden, Mance. Du hast nie auch nur einen Versuch unternommen. Den passenden Moment kannst du dir nicht mehr aussuchen. Wir spielen ab jetzt nach meinen Regeln.« Ich halte mein Handgelenk hoch, an dem der schwarze Armreif zu sehen ist, den ich mir auf dem Weg hierher aus Maras Zimmer besorgt habe. Damit ist klar, dass sie mich nicht wieder in sich zurückholen kann und ich meine Tiere nicht zu mir. Sie muss sich mit uns auseinandersetzen, und zwar hier und jetzt.

Sie beißt sich auf die Lippe, und ihr Kopf wirbelt von einer Seite zur anderen, während sie sich darauf gefasst macht, dass eine der Raubkatzen sie angreift. Dabei zuckt sie bei der kleinsten Bewegung zusammen. »Das ist lächerlich«, zischt sie. »Wenn du mich tötetest, tötetest du auch dich selbst ... glaube ich jedenfalls.«

Ich mache den Mund auf, um zu antworten, aber bevor ich etwas sagen kann, hat sie schon eine Lücke zwischen den Tieren genutzt, um auf den Treppenschacht zuzustürzen.

Aber kurz bevor sie ihn erreicht, versperrt Silver ihr den Weg.

Sie prallt gegen ihn, und er fasst sie um die Taille, doch sie reagiert so geschockt, als wäre sie stattdessen mit meiner Grizzlybärin zusammengestoßen. »Silver!«, keucht sie, als wäre ihr gerade erst wieder eingefallen, dass er auch da ist. Hektisch weist sie mit dem Kopf auf mich, bevor sie anfängt, an ihm herumzuzerren, und versucht, sich aus seinem Griff zu befreien. »Du musst hier weg, Silver. Wir müssen hier weg. Verstehst du es jetzt endlich? Warum ich nicht wollte, dass du ihr begegnest? Sieh sie dir doch nur an!« Sie schlägt ihm mit der Handfläche auf die Brust, einerseits, um ihre Aussage

zu bekräftigen, und andererseits, damit er sich endlich wegbewegt. Meine Lippen verziehen sich zu einem Fauchen.

Sanft umfasst er ihre Handgelenke. »Ich sehe sie, Mance. Du auch?« Verwirrt hört sie auf, sich zu wehren, deshalb spricht er leise weiter. »Sie und ich, wir treffen uns hier nicht zum ersten Mal.«

Bei diesen Worten lässt Mance die Schultern hängen. »Nicht?«, fragt sie mit kleinlauter Stimme. »Dann ist es wirklich aus mit uns.«

Auch wenn ich wünschte, es wäre nicht so, tut das weh.

»Genau genommen«, fauche ich, »ist Silver viel weniger von mir entsetzt, als du es bist.«

Er schaut sie verkrampft an, bevor sein Blick sich mit meinem trifft. Seine Augen brennen. »Ganz im Gegenteil. Durch Livid bist du mir erst als jemand Außergewöhnliches aufgefallen. Ich bin ihr im Glasgarten begegnet. Erinnerst du dich?«

Ich erinnere mich. Ich, wie ich auf einen Blauregen einschlage. Er, wie er mein Weltbild zertrümmert und dazu noch einen Bonsai. Wir beide, wie wir uns im Mondlicht Versprechen zuflüstern.

Mance, immer noch mit dem Rücken zu mir, schüttelt ungläubig den Kopf.

Silver hebt mit seiner Hand ihr Kinn an, damit sie ihm in die Augen sieht. »Weißt du, was ich glaube?«, sagt er. »Ich glaube, du hattest gar keine Angst davor, dass ich sie zu sehen bekomme. Du fürchtest dich eher davor, sie selbst anzusehen. Aber das musst du, Mance. Wenn dir jetzt überhaupt noch jemand helfen kann, dann sie. Und sie ist ein Teil von dir, genau wie alle anderen.«

»Der schlimmste Teil von mir«, blafft sie, und ich zucke zusammen.

Silver schaut über ihre Schulter, dann dreht er sie herum und hält sie vor seine Brust. »Sieh sie dir an«, verlangt er. »Sieh genau hin.«

Sie zieht verwirrt die Augenbrauen zusammen.

Zuerst verstehe ich nicht, warum. Doch dann fällt mir auf, dass die Tiere um mich herum nicht mehr fauchen. Sie haben sich zusammengekauert wie ich, weggeduckt vor Mances verletzenden Worten.

Sobald mir das klar wird, schäme ich mich, und die Scham verwandelt sich sofort wieder in Zorn. Meine Tiere bäumen sich auf und knurren. Aber es ist zu spät. Sie hat schon gesehen, was sich hinter dem Zorn verbirgt.

»Ich wusste nicht, dass du auch verletzt sein kannst«, erklärt Mance. »Du bist doch nur immer so ... *wütend!*« In ihre Worte mischt sich der Lärm von zersplitterndem Glas, der näher kommt. Sie will nachsehen, aber ich stelle mich vor sie.

»Natürlich bin ich wütend!«, platzt es aus mir heraus. »Und dazu habe ich auch allen Grund! Hast du nicht aufgepasst? Unser Vater war grausam zu uns! Er hat uns immer wieder neu gezwungen, Tiere zu töten. Er hat Mutter zu einem Schatten ihrer selbst gemacht. Er hat Mara in den Bauch gestochen und ihr dann verboten, jemandem davon zu erzählen. Er hat ganze Nationen abgeschlachtet, unsinnige Kriege angezettelt, uns zu einer Waffe gemacht ...«

»Ja!«, fällt Mance mir ins Wort. »Das hat er alles getan. Und du kommst einfach nicht darüber hinweg. Du reitest darauf herum, beißt dich darin fest, lässt es in deinem Kopf immer wieder ablaufen, bis du dich in Raserei gesteigert hast. Aber ich will das nicht! Ich will einen Schlusstrich ziehen. Ich will nach vorne schauen! Ich möchte nicht werden wie Reltas und Rache zu meinem Lebensinhalt machen und dabei immer wieder andere verletzen, nur weil ich über die Verletzungen nicht hinwegkomme, die man mir angetan hat!«

»Also möchtest du lieber alles vergessen?«

»Ja!«

»Du würdest es gern verdrängen, *mich* irgendwohin verdrängen,

wo du mich nicht mehr sehen kannst, nur damit du nicht darüber nachdenken musst?«

»Wenn das nötig ist, damit ich mich nicht in ein Monster verwandele, dann ja!«

»Ein Monster«, wiederhole ich. Um mich herum knurren meine Tiere nicht mehr, aber ihre Felle haben sich gesträubt, sie haben ihre Köpfe bis auf den Boden gesenkt und die Blicke auf Mance fixiert, bereit zum Angriff. »Weißt du ... was für mich im Grunde das Schlimmste an unserem Vater war?«

Sie gibt keine Antwort, schaut wie gebannt auf die Tiere und umklammert Silvers Hand. Über ihre Schulter hinweg ermuntert er mich mit Blicken weiterzureden, obwohl von unten her Rufe heraufdringen.

Ich trete näher. »Dass er all diese furchtbaren Dinge getan, aber nie gesagt hat, dass sie furchtbar waren. Er redete mit seiner bedächtigen Stimme lang und breit davon, wie wichtig sie alle waren. Wie berechtigt. Er gab mir das Gefühl, ich wäre gestört und unvernünftig, weil ich so empfand, wie ich empfand, als ob das das Problem wäre und nicht das, was er vorher getan hatte. Er hat nie zugehört. *Niemand* hat zugehört.«

»Ich weiß«, sagt Mance. »Aber heute ...«

»Heute machst du es genauso«, erkläre ich ihr. »Du hörst auch nicht zu. Du tust genauso wie er, als wäre ich unvernünftig und übertrieben gefühlsbetont.«

Mance bleibt der Mund offen stehen. »N-nein! Das ist etwas ganz anderes! Ich versuche nur ...«

»Mir ist egal, was du versuchst. Es läuft auf dasselbe hinaus. Wie du ja weißt, hat es kein gutes Ende mit ihm genommen. Dafür habe ich gesorgt. Denn es spielte keine Rolle, dass sich niemand für mich eingesetzt hat. Ich habe mir *selbst* geholfen. Ich habe mir etwas für

uns ausgedacht, das nicht schiefgehen konnte. Wenn du mich jetzt also auch kaltstellen willst, dann solltest du wissen, dass ich mich nicht kampfflos ergeben werde. Wenn du mich wegsperrest, breche ich aus. Ich werde es dir heimzahlen!«

Meine Tiere unterstreichen mit ihrem Gebrüll meinen Zorn, der in jedem Wort mitschwingt.

Mance wird blass, aber ihre Fäuste ballen sich, und ich kann sehen, dass sich ihre Meinung über mich nicht geändert hat. Sie denkt vermutlich schon über bessere Käfige nach, bessere Magie, mehr Riegel, die mich von ihr fernhalten können. Für eine Sekunde spiele ich mit dem Gedanken, mich mit ihr anzulegen. Den Kampf auszutragen, den ich angekündigt habe, hier und jetzt.

Das würde mir guttun.

»Aber es gibt noch einen anderen Weg«, sage ich ebenso zu mir selbst wie zu ihr.

»Und der wäre?«, stößt sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Wenn du doch einmal zuhören würdest, wenn du mich wieder zu dir hereinlässt, vielleicht könnten wir dann ja aus all dem Zorn etwas machen. Etwas Besseres, als ihm ungezügelt freien Lauf zu lassen. Wir könnten ihn zurechtstutzen. Wir könnten ihn nutzbar machen. Asset könnte mir helfen, ihn sinnvoll einzusetzen. Heart würde mir sicher helfen, ihn *im richtigen Maß* anzuwenden. Poise würde mich davon abhalten, die Leute anzubrüllen und ihnen ins Gesicht zu spucken. Ich ...« Es tut mir weh, das zuzugeben, aber ich rede trotzdem weiter: »Ich taue nicht für Alleingänge. Du sagst, du willst nach vorne schauen? Das will ich auch! Aber ich glaube nicht, dass man vergeben kann, indem man so tut, als gäbe es keinen Schmerz. Man muss ihn verarbeiten. Hilf mir dabei. Und als Gegenleistung ...« Ich richte mich zu meiner vollen Größe auf. »... lass

mich an deiner Seite kämpfen. Vorhin wolltest du noch aufgeben. Ich bin der Teil von dir, der das nicht zulässt. Nimm mich zurück, und lass uns *zusammen* kämpfen. Bist du es nicht leid, immer nur gegen dich selbst zu kämpfen?»

Als ich zu Ende gesprochen habe, setzt eine drückende Stille ein. Selbst von meinen Raubtieren kommt kein Laut, und der Tumult am Eingangstor erscheint weit weg.

Mance sieht immer noch unschlüssig aus.

Aber manchmal gehört zum Kampf auch die Kapitulation.

Also mache ich den ersten Schritt.

Ich nehme den Armreif von meinem Handgelenk und lasse ihn klappernd auf den Steinboden zwischen uns fallen. Ihr Blick schnellst darauf hinunter und dann wieder hoch zu mir.

Sie könnte mich jetzt wieder zurückholen. Und sie könnte sich immer noch entscheiden, mich wegzusperren. Vielleicht hat ja nichts von dem, was ich gesagt habe, irgendetwas bewirkt.

Aber zuerst muss sie meine Erinnerungen durchleben. Sie muss alles, was ich durchgemacht habe, am eigenen Leibe erfahren. Und es könnte ja sein, dass sie begreift und ihre Entscheidung überdenkt.

Silver nimmt seinen Arm von ihrer Taille und gibt ihr damit die Freiheit davonzulaufen, die Freiheit, sich zu entscheiden, obwohl sich seine Schultern anspannen.

Aber sie läuft nicht davon.

Sie bewegt sich einen Schritt auf mich zu, zögert, macht dann noch einen Schritt und legt mir eine Hand auf die Schulter. Der Moment zieht sich hin. Meine Tiere scheinen kaum zu atmen, und die Kämpfe da unten sind zu einem Hintergrundrauschen verblasst.

Dann endlich holt sie mich, nach Monaten der Trennung, zu sich zurück.

Und es fühlt sich an, als würde ich nach Hause kommen.

MANCE, VOLLSTÄNDIG

Eine so schlimme Verschmelzung habe ich noch nicht erlebt.

Monate voller Schmerzen und Zorn dringen gleichzeitig auf mich ein und zwingen mich in die Knie.

Die Erinnerungen eines gefühlt ganzen Lebens, die ich alle zu verdrängen versucht habe, bestürmen mich, bis ich erschöpft nach Luft schnappe. Selbst Ereignisse, in die Livid gar nicht verwickelt war, wie der Tod von Heart in der Randzone, nehmen, mit ihren Augen gesehen, eine neue Bedeutung an und wecken neue Gefühle. Es ist, als würde ich wieder und wieder auseinandergerissen und zusammengeworfen, bis ich eine komplett neue Form angenommen habe. Ein völlig neuer Mensch bin.

Andererseits habe ich mich schon lange nicht mehr so sehr wie ich selbst gefühlt. Der Schmerz ist zwar nicht gerade angenehm, aber er ist ehrlich. Ihn zuzulassen, ist beinahe wie Muskelkater. Seitenstechen nach einem langen Lauf.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich auf dem Boden. Silver hat mich ein Stück weit auf seinen Schoß gezogen und gibt sich alle Mühe, so zu tun, als wäre er überhaupt nicht in Panik.

»Alles in Ordnung?«, fragt er mit heiserer Stimme.

Ich nicke bedächtig und richte mich auf. »Ich glaube schon.«

Ich hätte gedacht, dass ihn meine Antwort entspannt, aber das tut sie nicht. »Sehr gut! Kein Druck«, sagt er. »Aber die Armeen haben die Mauern durchbrochen. Sie sind fast hier. Ich schätze, es sind noch ... keine Ahnung, etwa drei Minuten, bevor wir sie auf dem Hals haben?« Er zuckt heftig, als ob ihn seine eigenen Worte erschreckten. »Dir ist nicht zufällig etwas Hilfreiches eingefallen, als du dich vor Schmerzen über den Boden gewälzt hast, oder?«

Ich schürze die Lippen. Meine Gelassenheit ist mir selbst unheimlich. Ich fühle mich eigenartig ... bereit. »Ich glaube schon.«

Die Erleichterung steht ihm ins Gesicht geschrieben. »Wirklich? Dann würde ich das liebend gern hören.«

»Schön«, erwidere ich und setze mich gerade hin. »Ich glaube, ich werde ... sterben müssen.«

Sein Gesicht verfinstert sich schlagartig. Er springt auf die Füße, fährt sich mit den Händen durch die Haare und läuft wütend in langen Schritten auf und ab. »Nein!«, ruft er energisch. »Das war der Plan, *bevor* du wieder ein Ganzes wurdest, Mance! Er hat mir da schon nicht gefallen und jetzt noch viel weniger. Ich kann dich nicht einfach ...«

»Halt, stopp«, falle ich ihm ins Wort. Ich packe ihn an den Schultern, damit er stehen bleibt, während sich in meinem Kopf ein verzweifelter Plan zusammenfügt. »Wir haben keine Zeit. Vertrau mir einfach, okay? Vertrau mir.«

Silvers Muskeln bleiben unter meinen Fingern angespannt, und seine Augen durchforschen besorgt mein Gesicht. Doch er muss in der Entschlossenheit meines Blickes etwas entdecken, das ihn beruhigt. Am Ende stößt er einen Seufzer aus und sagt: »Ich ... vertraue dir ja.«

»Gut.« Ich werfe einen Blick über die Mauer und schlucke einmal kräftig. »Dann lass es uns tun.«

»Okay ...«, sagt er, immer noch zögerlich. »Wie kann ich helfen?«

Ich schlucke noch einmal, denn meine Kehle ist plötzlich unglaublich trocken geworden. »Also, kannst du ... äh, kannst du einfach ...« Mein Blick schweift zur Tür.

Silver schließt gequält die Augen und drückt seine Stirn gegen meine. »Bitte mich nicht zu gehen, Mance. Das ertrage ich nicht. *Bitte*.« Der Schmerz in seiner Stimme bricht mir fast das Herz.

Ich umfasse sein Gesicht mit beiden Händen und drücke meine Fingerspitzen auf seine Wangenknochen. »Ich wollte dich eigentlich nur fragen, ob du mich währenddessen halten könntest.«

Er legt seine Hände auf meine, lehnt seinen Kopf zurück und sieht mir in die Augen. Dann nickt er. »Das kann ich machen.«

Ich stehe auf und schließe die Tür ab, ein letzter, minimaler Schutzwall gegen jeden, der so weit kommt. Dann stellen wir uns nebeneinander an die Brüstung und schauen auf die Verwüstung, die da unten vor sich geht. Der Glaswald ist inzwischen vollständig zerstört: zerschlagen, zerfallen, zerschmolzen, ausgerissen. Ebenso wie die behelfsmäßige Befestigungsanlage, die meine Soldaten in aller Eile errichtet haben. Die Primi sind in meinem Burghof, mir dicht auf den Fersen.

Ich wappne mich.

Dann sende ich alle vier Teile gleichzeitig aus, eine vor jeden Primus, und sofort fühle ich mich verloren und elend. Denn ich weiß ja, in was ich sie hineingeschickt habe.

»Oh«, flüstert Silver, nachdem er begriffen hat. »Oh, Mance ...«

Er nimmt mich fest in die Arme und birgt meinen Kopf an seiner Brust. Wir lassen uns an der Mauer hinabsinken, bis wir auf dem

Boden sitzen, ich zwischen seinen Beinen und er mit den Steinen im Rücken.

Und dann nehmen wir all unsere Kraft zusammen.

Als Erste erwischt es Asset. Das Erlebnis trifft mich so heftig, dass mir die Luft wegbleibt.



»Sie haben es verdient«, faucht Tibits mich an. »Das kommt davon, wenn man sich mit jemandem anlegt, der mächtiger ist als man selbst. Wenn man Riesen mit Blumen besänftigen will.«

Es hat keinen Zweck, mit ihm zu diskutieren, nicht zu diesem Zeitpunkt. Sogar von hier aus spüre ich die Glut des Hitzesteins an seinem Speer, unter dem das Gras zuerst zu einem kräftigen Orange und dann zu einem verkohlten Schwarz verdorrt.

Auf meiner Stirn bilden sich Schweißperlen. Ob es wohl eine Körperhaltung gibt, bei der es weniger wehtut? Die Hauptsache ist ja, dass es so schnell wie möglich vorbei ist.

Deshalb wehre ich mich, als er seinen Speer auf mich schleudert, gegen den Drang meines Körpers, zurückzuzucken. Im Gegenteil, ich heiße den Feuerofen willkommen, der mich von innen heraus verschlingt. Es ist so viel heißer, als ich dachte, so viel verzehrender.

So viel ... grauenvoller.

Der Tod ist für mich einfach nicht nachvollziehbar, genauso wenig wie der Schrei, der sich aus meinem Mund windet.



Ich schnappe nach Luft und fasse mir an die Brust, während Silver seine Arme fester um mich schlingt.

»Ist schon gut«, flüstert er. »Alles gut.« Aber ich spüre immer noch die Hitze, obwohl hier gar keine ist. Ich fange an zu schwitzen, als wäre sie da.

Und dann trifft es Poise – viel zu schnell.



Hoherhobenen Hauptes stehe ich vor meiner Tante. Auf keinen Fall lasse ich mich von der Katzenmusik, die sie um sich herum ertönen lässt, einschüchtern.

»Was für ein Elend hast du über unser Reich gebracht?«, faucht sie mich an. »Warum konntest du nicht einfach heiraten, wie ich es dir geraten habe? Du hättest das alles verhindern können. Aber nein. Und jetzt weiß jeder Bescheid über das Ganze. Du solltest dich schämen.«

»Ich dachte immer, dass für dich alles ein Kinderspiel ist«, spreche ich laut meine Gedanken aus, obwohl ich weiß, dass jetzt nicht die Zeit für große Reden ist. »So sah es jedenfalls aus. Ich dachte, ich wäre die Einzige, der das permanente Lächeln schwerfällt. Bei der so viel Hässliches hinter der Maske verborgen lag. Aber jetzt glaube ich, dass wir alle unsere dunklen Seiten haben, egal ob sichtbar oder nicht. Du hast das Schicksal meiner Mutter besiegelt, indem du sie mit meinem Vater verheiratet hast. Dann wolltest du mit mir das Gleiche machen. Aber ich tanze nicht mehr nach deiner Pfeife. Ich weiß, dass das im Augenblick nicht nach der besten Idee klingt ...« Ich werfe noch einen Blick auf die Zerstörung um mich herum, auf die einst makellosen und jetzt für immer zerschundenen Bäume. »Aber ich bin zuversichtlich, dass es nach dem Schmerz Heilung geben kann. Das ist allerdings nur möglich, wenn wir uns zuerst den Schmerz eingestehen.«

Sie macht den Mund auf, und zuerst erwarte ich, dass sie mich anschreien wird. Aber nein, sie stößt einen lang anhaltenden Ton aus.

Einen entsetzlichen, schrillen Ton, der die Melodie um uns herum zerschneidet und einen scharfen, grauenvollen Schmerz in meinem Kopf auslöst. Blut läuft mir aus den Ohren.

»Ich hoffe, auch du findest Heilung«, sage ich.

Und dann wird alles blendend weiß.



Unter Stöhnen umklammere ich mit beiden Händen meinen Kopf. Der Turm verschwimmt vor meinen Augen. Silver drückt mir einen Kuss auf die Schläfe, was mich daran erinnert, wie meine Mutter mir in meiner Kindheit immer die Schmerzen weggeküsst hat.

Getröstet lehne ich mich an ihn.

Bis mich der Tod von Livid als Nächstes umhaut.



»Sie dachten, Ihr Nest aus Seilen würde Sie für alle Zeiten schützen, stimmt's?«, kreische ich. »Ihre Sicherheit war das Wichtigste, selbst wenn dadurch andere verletzt wurden. Aber jetzt müssen Sie sich der Realität stellen!«

Noch während ich spreche, schlingen sich die Seile um meinen Körper und ziehen sich fest zu.

»Das will ich nicht«, knurrt Primus Artro.

»Das werden Sie aber müssen, weil am Ende keine Mauer, die Sie bauen, hoch genug sein kann, um alle Gefahren von Ihnen fernzuhalten. Dass Sie es überhaupt versucht haben, zeigt nur, was für ein Feigling Sie doch sind. Manche Kämpfe sind es nun mal wert!«

Dann werden die Seile noch strammer, und ich kriege keine Worte mehr heraus.

Ich kämpfe weiter, zappele und ziehe, und es dauert einige Minuten, bis die Bewusstlosigkeit von mir Besitz ergreift.

Es ehrt ihn, dass Primus Artro nicht wegschaut.



Ich schreie auf und bin fast erschrocken, dass am Ende noch etwas aus meiner Kehle kommt. Silver zieht scharf die Luft ein und reibt langsam Kreise über meinen Rücken. Er sieht aus, als müsste er sich übergeben, hält mich aber einfach nur fester.

Und dann ist Heart an der Reihe.



»Es ist nicht deine Schuld«, sage ich, sobald ich Gestalt angenommen habe.

»Mancella«, ruft Azele, die erkennbar mit sich ringt. »Bitte, lauf weg!«

»Das wird nichts nützen«, erwidere ich und schüttele traurig den Kopf.

Rift steht wie immer neben ihr und versucht, sie zu beruhigen. Mit seinen Handschuhen umfasst er ihre langen Ärmel, sodass an keiner Stelle ihre bloße Haut aufeinandertrifft.

»Wenigstens können wir es jetzt herausfinden«, erkläre ich. »Ob du wirklich allein mit einer Berührung einen Menschen töten kannst.«

»Auf diese Weise wollte ich das aber nicht herausfinden!« Tränen strömen ihr über die Wangen, und Rift zuckt zusammen, als würde ihm das körperliche Schmerzen bereiten.

»Ich weiß«, versichere ich ihr. »Ich weiß. Aber du hattest recht. Idealismus hat seine Grenzen. Manchmal ist hartes Handeln unvermeidlich. Falls dich das tröstet, ich verzeihe dir.«

Sie gibt einen erstickten Laut von sich, als ich ihr vorsichtig die Handschuhe abziehe.

»Bist du sicher?«, raunt Rift. Ich kann nur nicken.

Dann lässt er sie los, und mit einem verzweifelten Aufschrei drückt sie ihre Hände auf beide Seiten gegen mein Gesicht.

Es ist ganz ähnlich, als würde ich mich in zwei Hälften aufspalten, aber statt dass alles in mir auseinanderreißt, löst es sich einfach in nichts auf. Es tut zwar weh, aber es geht auch schnell. Wie eine Handvoll Schnee, der im Sonnenlicht zerschmilzt.

»Ich verzeihe dir«, wiederhole ich noch einmal, bevor der grausige Auflösungsprozess meine Lippen erreicht hat.

Das Letzte, was ich höre, ist der hoffnungslose Tonfall, in dem sie flüstert: »Nein ...«



»Nein«, flüstere auch ich.

Ich fühle mich vollkommen körperlos, kaum wie aus einem Guss. Als würde ich, wenn ich mich bewegte, womöglich gleich wieder zu Asche zerfallen. Meine Gliedmaßen versteifen sich, und selbst das Schlucken wird zur Qual. Ich werde so unbeweglich wie eine Statue.

Silver hält mich die ganze Zeit über fest, reibt mir wieder Leben in Arme und Beine und lockt die Wärme zurück in meinen Körper. Er ist unermüdlich in seiner Zärtlichkeit.

Und es tut unglaublich gut.

Ich weiß gar nicht, warum ich mich so vehement dagegen gewehrt habe. Ja, mit mir ist es nicht einfach. Ja, ich mache harte Zeiten durch, die er womöglich nie verstehen wird.

Aber auch er macht harte Zeiten durch, die ich meinerseits nicht verstehe.

Aber das heißt nicht, dass wir nicht zusammen sein und uns währenddessen gegenseitig trösten können.

So wie jetzt.

»Ist es vorbei?«, flüstert er schließlich. »Sind alle ... wieder da?«

Ich nicke gegen seine Brust.

Er hebt mein Kinn an und küsst mich, und die Leidenschaft dieses Kusses dringt in jeden Winkel meiner Seele. Seine Hände gleiten über meine Haut und geben mir zu verstehen, dass ich lebe. Ich spüre, dass er alles an mir, jedes kleinste Detail, akzeptiert, und ich versinke in diesem Gefühl, will mehr davon. Ich vergesse, wie steif meine Arme sind, weil sie schon um ihn liegen. Ich vergesse das Brennen von dem Seil um meinen Hals, weil er das Gefühl mit sanften Küssen, die mich schwindlig machen, verscheucht. Und ich reagiere auf seine bedingungslose Fürsorge nicht weniger leidenschaftlich, damit er spürt, was ich für ihn empfinde. Durch den Druck meiner Lippen, unsere körperliche Nähe, meine Finger in seinen Haaren will ich ihm vermitteln, wie dankbar ich bin, dass er da ist. Meine innige Umarmung, das Pochen meines Herzens, das alles soll ihm zeigen, dass auch ich ihn voll und ganz akzeptiere. Dass ich ihn nie wieder fortlassen werde. Dass wir eine Einheit sind, alles gemeinsam angehen, imstande, alles zu meistern, solange wir nur zusammen sind.

Wer hätte gedacht, dass bei so viel Schmerz noch solche Küsse möglich sind?

Trotz meiner eigenen Qualen, trotz all der Zerstörung um uns herum fühlt sich dieser Augenblick so gut an. So perfekt, absolut und richtig.

Bis zu dem Moment, als über uns die Tür explosionsartig aus den Angeln springt.

30

SILVER

Netter Trick«, kommentiert Reltas, während er über die Trümmer steigt. Das halbe Treppenhaus liegt jetzt in Schutt und Asche, und in der Wand darunter klafft ein ziemlich großes Loch. Schwarze Flammen, beinahe flüssig, von der Explosion aus der Flasche umschweben ihn. Reltas schlängelt sich durch sie hindurch, bevor er uns, eng umschlungen, auf dem Boden bemerkt. »Wie niedlich«, spottet er.

Ich rappele mich mühsam auf die Knie und schiebe Mance hinter mich, damit Reltas nicht sieht, in was für einem angeschlagenen Zustand sie gerade ist. Noch eine Konfrontation kann sie jetzt wirklich nicht gebrauchen.

»Wir haben gewonnen, Reltas«, behaupte ich mit dem Mut der Verzweiflung. »Die Samenkörner sind weg, Mance ist am Leben, und du bist von fünf Armeen umzingelt. Es ist vorbei.«

Aber Reltas verdreht nur genervt die Augen. »Als hätte ich nicht mehr zu bieten als diese Zirkusnummer. Das war doch nur die Kunstfertigkeit einer einzelnen Person. Hast du vergessen, dass ich jetzt über massenweise Menschen mit magischen Fähigkeiten verfüge?«

Er zieht ein Messer heraus, und ich greife nach meinem, aber

er will mich gar nicht angreifen. Er wirft es hinter sich, gegen die Wand, und es saust, anscheinend aus eigener Kraft, an der gesamten Abwehrvorrichtung der Burg entlang, um Ecken herum, bis es schließlich so mühelos seitlich in einen Wachturm eindringt, als wäre der Bau aus weichem Menschenfleisch statt aus hartem Stein.

Eine Sekunde lang geschieht gar nichts.

Dann kräuselt und verzerrt sich die Linie, an der entlang sich das Messer bewegt hat, und öffnet einen Spalt in der Luft.

Ich stoße einen Fluch aus und schiebe Mance weiter nach hinten auf die zerbröckelnden Mauerreste zu, bevor eine gewaltige Masse an Menschen aus dem Spalt auftaucht wie Maden, die aus einem Leichnam kriechen.

»Egal, aus wie vielen meiner Fallen ihr euch herauswindet, ich habe noch hundert mehr, die ich einsetzen kann«, erklärt Reltas mit gelangweilter Stimme. »Danke aber, dass ihr alle Primi für mich an einem Ort versammelt habt. Das macht die ganze Sache wesentlich einfacher.«

Hinter mir erstarrt Mance zu Stein.

In der Menge der Magiekundigen werden die Waffen bereit gemacht. Ein Mann fängt an, Funken zu sprühen wie ein menschlicher Blitz, obwohl er dabei die Zähne zusammenbeißt, als würde es ihn große Überwindung kosten. Ein junges Mädchen beschwört in ihrer Handfläche eine Windhose herauf, und ihre Augen werden matter, je schneller sie sich dreht. Es sind so viele verschiedene Arten von Magie dabei, dass man unmöglich noch folgen kann. Auf jeden Fall sind sie alle irgendwie krank, irgendwie falsch.

Unter uns bringen die Primi der einzelnen Reiche ihre eigenen Waffen in Anschlag. Was von Mances Armee übrig ist, macht es ebenso.

Mance rappelt sich hoch und stützt sich dabei an der Wand ab.

Aber sie rutscht aus und fällt mit einem Schrei zurück auf die Steine. Es ist nicht zu übersehen, dass sie sich noch nicht davon erholt hat, in nur wenigen Minuten viermal zu sterben.

Ich muss etwas unternehmen.

Und zwar jetzt.

Denn uns trennen nur Sekunden von der blutigsten Schlacht seit Abschluss des Abkommens, einer Schlacht, die für jedes einzelne Reich dramatische Konsequenzen haben und möglicherweise das Gesicht des Kontinents für immer verändern könnte. Wenn es so läuft, wie Reltas sich das vorgestellt hat, wird *jedes* Land am Ende nur noch Schutt und Asche sein und genauso zerstört und verlassen daliegen wie die Randzone oder das Waldreich. Unzählige Überlebende werden nach Rache lechzen – wie er.

Und unzählige Waisen werden zurückbleiben – wie ich.

Ich denke zurück an die Zeit, als ich mich zum ersten Mal so verzweifelt gefühlt habe wie jetzt, so bezwungen von stärkeren Kräften. Damals war ich aus der Akademie geflohen und musste auf der Straße zu überleben lernen, indem ich ausgerechnet die Menschen bestahl, vor denen ich die meiste Angst hatte.

Ich stellte fest, dass auch sie ihre Ängste hatten. Und wenn ich herausfand, was das für Ängste waren, dann ließen sie sich viel leichter übers Ohr hauen, da mochten sie noch so mächtig sein.

Mit einem Mal wird mir bewusst, dass ich ja weiß, wovor Reltas sich fürchtet.

Aus der Flut von Albträumen, in der ich letzte Nacht beinahe ertrunken wäre, sind mir die noch in Erinnerung, die von ihm stammen.

»Du rettetest aber niemanden«, erkläre ich. »Du richtest alle zugrunde. Du richtest *sie* zugrunde.«

Ich weiß zwar nicht, wo in diesem großen Menschenhaufen Kiar

steckt, aber ich gehe davon aus, dass sie hier ist, und sobald ich zu Ende gesprochen habe, hat Reltas' Blick sie auch schon für mich ausfindig gemacht. Der Ausdruck auf seinem Gesicht lässt sie finstere dreinschauen und der Person zu ihrer Linken etwas zuflüstern. Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, reißt der Mann die Arme hoch und hebt die Erde an, wodurch er mitten in Mancés Burghof eine Erhebung schafft, über die Kiar umgehend spaziert. Dass jeder ihrer Schritte einen schmerzhaft aussehenden Abdruck auf der Brust des Mannes hinterlässt, kümmert sie nicht.

»Was immer er über mich erzählt, glaub ihm kein Wort«, sagt sie mürrisch, als sie bei uns angekommen ist. »Mir geht es gut.« Dennoch zögert Reltas einen Tick zu lange, bevor er wieder zu mir schaut, und als er es schließlich tut, hat sein Blick eine gewisse Schärfe.

»Du weißt nicht, was du redest«, faucht er mich an und nimmt eine schützende Haltung ein.

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Ach nein? Dann sag ihr, sie soll dir mal ihren Bauch zeigen.«

Als dieses Mal Reltas' Blick zu Kiar hinüberschießt, macht sie ein erschrockenes Gesicht und hält sich beide Arme vor den Unterleib. Sie nimmt sie zwar fast genauso schnell wieder runter, aber sie hat sich verraten, und Reltas weiß das auch.

»Was meint er?«, will er wissen.

»Gar nichts.«

»Dann zeig es mir.«

Sie reckt das Kinn. »Nein.«

Ohne ein weiteres Wort drückt Reltas sie gegen die Mauer und greift nach ihrem Hemd. Sie wehrt sich und zieht ihr Messer, schreckt aber davor zurück, ihn zu verletzen. Er nutzt ihr Zögern, um den Hemdsaum zu packen und ihn ganz kurz anzuheben.

Das reicht schon.

Es reicht, damit wir alle sehen können, dass ihre Haut zu einem Gewirr aus Efeu geworden ist und ihr Brustkorb dabei ist, sich in ein Astwerk zu verwandeln, aus dem teilweise schon Harz tropft.

Es ist sogar schlimmer als in meinen Albträumen, was auch verständlich ist, denn sie hat seitdem mindestens vier weiteren Leuten Samen eingepflanzt. Dort, wo eigentlich lebenswichtige Organe sein müssten, klafft ein großes Loch, sodass ich mich frage, wie sie überhaupt noch am Leben sein kann. Die Magie muss sie irgendwie aufrechterhalten. Was allerdings nicht ewig funktionieren wird. Und das weiß sie auch.

»Ihre magischen Fähigkeiten bringen sie um«, erkläre ich Reltas. »Und je öfter sie sie einsetzt, desto schneller stirbt sie.«

Er zieht scharf die Luft ein, und sein Blick bohrt sich in ihren. »Warum hast du es mir nicht gesagt?«, flüstert er. »Warum machst du einfach weiter ...«

»Aus demselben Grund, aus dem du deine Magie weiter einsetzt«, erwidere ich, »obwohl die Hände sich gegen dich wenden. Obwohl sie versuchen, dich zu sich hinunter in den Dreck zu ziehen, und *obwohl* ein Teil von dir sich wünscht, sie würden es schaffen. Ein Teil, der mit jedem Tag stärker wird. Obwohl du spürst, wie deine Magie immer mehr aus dem Ruder läuft.«

»Genau genommen«, ertönt hinter mir Mances Stimme, »läuft bei *allen* gerade die Magie aus dem Ruder.«

Mit geballten Fäusten fährt Reltas zu ihr herum. »Wie meinst du das?«

Sie richtet sich auf, diesmal bedächtiger, und klopft ihre Röcke ab, bevor sie näher kommt. »Mara hat ein bisschen nachgeforscht. Über das Abkommen. Sie hat herausgefunden, dass es gar nicht unterzeichnet worden ist, um die Magie zu begrenzen, wie man uns weisgemacht hat. Niemand wollte im Ernst künftige Kriege verhin-

dern, nicht, wenn die Aussicht bestand, dass sie sich gewinnen ließen. Sie unterschrieben, weil ihnen aufgefallen war, dass es, je mehr Menschen in die Alte Ruine geschickt wurden, immer bedrohlicher wurde. Je mehr Nahrung die Magie bekam, desto zerstörerischer und qualvoller wurde sie, bis die übermenschliche Macht der Leute zu lähmenden Schwachpunkten wurde. Sie einigten sich, zu ihrem eigenen Besten, darauf, das zu beenden, aber sie wollten auch den wahren Grund geheim halten, um vor ihren Untertanen nicht als Schwächlinge dazustehen. Das hat auch eine ganze Zeit lang funktioniert. Bis du« – sie tippt Reltas mit ihrem Finger auf die Brust – »angefangen hast, deine Bürger tonnenweise hineinzuschicken, und alles wieder von vorne anfang. Die Magie reagiert genauso wie früher. Das ist dir doch auch aufgefallen, nicht wahr?«

Reltas hat seinen Kiefer so fest zusammengepresst, dass er eigentlich gleich zerbrechen müsste.

Ich trete vor. »Es ist dir aufgefallen«, antworte ich für ihn. »Und all den anderen hier auch.« Ich zeige rundherum auf die Mauern und die Menschen, die dort auf ihren Kampfeinsatz warten. Ich kenne die Furcht, die sie in ihren Herzen tragen. »Dein Hass und deine Rachsucht richten *alle* zugrunde ...«

»Und wenn mich das völlig kaltlässt?«, fällt Reltas mir ins Wort. »Du hast recht, es wird immer schwerer, mich nicht von den Händen herunterziehen zu lassen. Aber was, wenn das von Anfang an meine Absicht war? Was, wenn ich einfach nur dafür sorgen will, dass ihr alle mit mir untergeht?«

Er zeigt uns die Zähne, aber mich kann er nicht täuschen. So war es nicht beabsichtigt. Reltas hat genauso viel Angst wie der Rest seines Reiches. Ich sehe den Rauch, der sich in seiner Brust ausbreitet, und ich weiß, dass ihm sein Volk am Herzen liegt. Aber jetzt, da wir alle hier sind und er sich dieser Flutwelle gegenüber sieht, die

jeden Augenblick auf uns herunterkrachen könnte, ist sein Instinkt, mit ausgebreiteten Armen unterzugehen. So ist es einfacher. Und es lässt ihm seinen *Stolz*.

»Ich werde dich aufhalten.«

Ich war schon im Begriff, das Gleiche zu sagen, aber eine leise Stimme ist mir zuvorgekommen. Erschrocken mache ich den Mund wieder zu. Denn es war auch nicht Mance.

Es war Kiar.

Die Stille nach ihren Worten ist aufgeladen. Es riecht förmlich nach Kampf. Nur ein kleiner Funke würde schon genügen, um ihn in Gang zu setzen.

»Du willst mich aufhalten?«, wiederholt Reltas ungläubig, obwohl sich auf seinem Gesicht Verletzung zeigt. Und dann Zorn. »Nach allem, was wir zusammen durchgemacht haben? Da würdest du mich jetzt im Stich lassen?«

»Nein«, entgegnet sie entschieden. »Ich werde dich immer unterstützen. Ich will *immer* nur dein Bestes. Und ich dachte, was du brauchst, wäre Vergeltung. Ich dachte, wenn du die erst erreicht hättest, würdest du wieder so sein wie früher. Als wir noch jünger waren. Aber je weiter wir mit diesem Plan kommen, desto weniger erkenne ich dich, Reltas. Ich glaube nicht, dass es für dich noch ein Zurück gibt. Jetzt erklärst du mir, dass du überlegst, dein Leben aufzugeben? Du treibst die Magie und dich selbst so hart an, dass das Ende vom Lied, von allem, für das wir gearbeitet haben, nichts weiter sein soll als deine Selbstzerstörung? Nein. Das lasse ich nicht zu. Ich würde mich mit *jedem* anlegen, der dir schaden will. Selbst wenn diese Person du selbst bist.«

Reltas' Augen verengen sich, doch Kiar begegnet seinem Blick mit eiserner Entschlossenheit.

»Mir scheint«, sagt Mance nach einer Pause leise, »dass auch du

Seiten an dir hast, die du unterdrückst. Ich habe Livid weggesperrt, weil ich mich vor meinem eigenen Zorn und Hass fürchtete und nicht zugeben wollte, dass ich solche Gefühle überhaupt habe. Aber inzwischen verstehe ich sie. Ich verstehe, warum sie ein Teil von mir ist und warum ich sie brauche. Vielleicht hast du es ja andersherum gemacht. Du hast deine Version von Heart weggesperrt, weil du Angst hattest, du könntest für einen Schwächling gehalten werden, wie du es von deinem Vater gedacht hast. Aber du brauchst diese Seite von dir genauso sehr, wie ich Livid brauche. Kein Teil sollte jemals im Alleingang handeln, und kein Teil sollte völlig außen vor gelassen werden.«

Nach einem gequälten Seufzer nickt Kiar widerstrebend, als würde es sie Überwindung kosten, mit Mance einer Meinung zu sein. Oder vielleicht hat sie ja auch eingesehen, dass sie ebenfalls Seiten hat, denen sie mehr Beachtung schenken sollte.

»Welche Dämonen – in meinem Fall Tiere – unsere Eltern oder das *Leben* in unsere Herzen einpflanzen, darüber haben wir zwar keinen Einfluss«, spricht Mance weiter. »Aber welche wir in uns wachsen lassen, das können wir sehr wohl entscheiden.« Sie hält ihre Hände auf. Eine Taube erscheint und hockt sich auf ihre vernarbten Handflächen. »Entscheide dich, diese Rachsucht aufzugeben, Reltas. Nicht, weil das, was geschehen ist, richtig war. Nicht, weil mein Vater Vergebung verdient hätte oder deiner dich nicht im Stich gelassen hat. Gib sie auf, weil sie dich und alle in deinem Umfeld zerstört. Und dadurch, dass du das zulässt, gibst du ihr immer noch Macht. Nimm dir diese Macht zurück, nicht, indem du ein Schwert in die Hand nimmst ... sondern indem du es niederlegst. *Befreie* dich selbst.« Sie hebt ihre Hände, und die Taube steigt auf, der Sonne entgegen.

Reltas sieht ihr eine Weile nach, doch seine Miene hellt sich nicht

auf. Seine Erwiderung stößt er schließlich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Befreien«, höhnt er. »Das klingt ja ganz hübsch. Aber das, was die Magie bereits angerichtet hat, lässt sich nicht ungeschehen machen. Selbst wenn ich ab jetzt nicht mehr angreife, wird sie uns mit ihrer Finsternis dennoch alle vernichten. Ich habe sie schon zu sehr gefüttert. Hast du dafür auch eine Lösung parat?« Er spuckt ihr den letzten Satz beinahe ins Gesicht, eindeutig immer noch auf Konfrontationskurs. Aber hinter den Worten ist auch Verzweiflung spürbar. Vielleicht sogar ... Hoffnung?

»Ich glaube«, sagt Mance, »es braucht mehr als nur uns beide, um das zu lösen.« Sie dreht sich um und kehrt an die Brüstung zurück. Als mir ihr schwankender Gang auffällt, laufe ich schnell zu ihr, um ihr Halt zu geben. Unter uns warten vier Armeen zwischen den Trümmern der Glasbäume auf ihren Einsatzbefehl. Mance stützt sich schwer auf mich, als sie das Wort an die dort Versammelten richtet:

»Primi«, ruft sie hinunter, und ich bin stolz darauf, wie fest ihre Stimme klingt, obwohl ihre Hand in meiner zittert. »Ich beantrage in aller Form eine Ratsversammlung. Wir haben viel zu besprechen ... Wir alle.«



MANCE

Wenn man an einen Ort zurückkehrt, den man seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen hat, dann kommt es einem manchmal so vor, als wäre alles viel kleiner, als man es in Erinnerung hat.

Doch bei der Alten Ruine ist das nicht so.

Der Himmel knistert förmlich von all der grünen Energie, als wir näher herankommen. Die Magie ist angeschwollen und breitet sich wie eine Krankheit über den Horizont aus. Sie ist inzwischen auch dunkler. Oben hat sie zwar noch dieses kräftige Giftgrün, aber weiter unten wird die Farbe intensiver, schmutziger, als wäre die Magie angekohlt oder verfault. In der Ruine selbst ist das Grün so dunkel wie das, was im Innern des verfallenen Gebäudes lauert. Mir läuft es kalt den Rücken runter.

Die anderen Primi gehen, mit unterschiedlichen Mienen, neben mir. Nicht alle sind übermäßig begeistert, hier zu sein, und die Anspannung ist beinahe mit den Händen zu greifen. Reltas hat das Heer seiner Magiekundigen angewiesen, abzutreten, und das haben sie auch getan. Aber sie sind uns, durch diesen grässlichen Spalt in der Luft, bis hierher gefolgt, und schauen immer wieder auf ihren

Primus, als ob sie seine Worte für einen Bluff halten, den er jeden Augenblick auffliegen lassen könnte.

Ich bin mir gar nicht mal sicher, ob sie nicht recht haben.

Aber selbst wenn Reltas nicht aus der Reihe tanzt – ich werde das Gefühl nicht los, dass ein falscher Schritt die Menschen wieder in Alarmbereitschaft versetzen könnte. Angesichts des unglaublichen Spektrums an unbekannten magischen Fähigkeiten, die sie besitzen, wäre das eine Katastrophe. Wir haben es noch nicht überstanden.

Außerdem weiß ich nicht so genau, ob ich mich auf die anderen Primi ohne Weiteres verlassen kann. Ihre magischen Fähigkeiten sind zwar bekannt, aber das macht sie nicht weniger gefährlich. Vor allem, wenn man bedenkt, dass bei *allen* die Magie in den letzten Wochen unberechenbar geworden ist. Sie könnte jeden von uns im Handumdrehen an die Grenzen der Belastbarkeit bringen, selbst wenn wir uns nicht in einer so angespannten Lage befänden.

Es kommt mir vor, als hätte man uns alle miteinander in eine von Primus Gores Explosionsflaschen gestopft, aus der jeden Moment der Korken herausspringen könnte.

»Und«, fragt Prima Azele leise, »was jetzt?«

Ich atme tief durch, um mich zu wappnen, bevor ich vortrete und mich an die versammelten Regenten wende. Sie erwidern meinen Blick mit unterschiedlichen Graden von Misstrauen und Besorgnis.

»Ich denke, was wir gerade erlebt haben, hat uns deutlich gemacht«, fange ich an, »dass die Alte Ruine mittlerweile für unsere Länder eher eine Gefahr darstellt als einen Gewinn. Womöglich ist es ja an der Zeit für ein neues Abkommen.«

»Was soll das denn nützen?«, murrte Primus Artro und zupft an seinem ungepflegten Bart herum. »Was Primus Reltas gemacht hat, war schon nach dem bestehenden Abkommen unzulässig, und das hat ihn auch nicht abgehalten.«

»Das stimmt«, wirft Primus Tibits mit dröhnender Stimme dazwischen. »Wir sollten zuerst nach den alten Regeln verfahren. Es ist unser gutes Recht, Primus Reltas seine Macht abzuerkennen. Wir könnten ihn sogar hinrichten.«

Die Menge in unserem Rücken wird unruhig, und Reltas fängt an zu grinsen. »Versuchen Sie es doch«, höhnt er. »Dann sehen wir ja, was passiert.«

Ich werfe ihm einen Blick zu, der besagen soll: »Das war jetzt nicht sehr hilfreich.«

»Wenn wir etwas ehrlicher gewesen wären, was den wahren Zweck des Abkommens betrifft, hätte Reltas es ja möglicherweise nicht gebrochen. Statt so zu tun, als wäre es um eine so noble Sache gegangen wie die Beendigung aller Kriege, hätten wir zugeben sollen, dass es mehr um unser eigenes Überleben ging. Mehr darum, nicht selbst ein Opfer der Dunkelheit zu werden, als darum, alle anderen davor zu beschützen. Dann hätte er es sich ja vielleicht zweimal überlegt.«

Ich habe die Hoffnung, dass Reltas die Gelegenheit nutzt, um mir zuzustimmen, denn das würde ihn besser dastehen lassen, aber er zuckt nur mit den Schultern, als hätte das für ihn auch nichts geändert.

Langsam tut es mir schon leid, dass ich ihn nicht habe in Ketten legen lassen.

»Als Einziger, der dabei war, als das Abkommen unterzeichnet wurde«, meldet sich Primus Artro noch einmal zu Wort, »kann ich sagen, dass *ich* niemals die Absicht hatte zu täuschen. Ich habe in meinem eigenen Reich immer mit offenen Karten gespielt. Was eure Eltern und Großeltern euch anderen erzählt haben, dafür kann das Abkommen nichts.«

»Dann wird ein Abkommen uns ja vielleicht niemals schützen

können«, blaffe ich verärgert. »Nicht mal, wenn wir uns alle verpflichten würden, die Alte Ruine nie mehr zu betreten. Vielleicht ist diese Machtfülle einfach eine zu große Versuchung, als dass sie existieren dürfte.«

»Du redest, als ob es auch anders sein könnte«, wendet Prima Apea so ungerührt wie eh und je ein. »Die Alte Ruine existiert aber nun mal.«

»Hat denn noch niemand versucht, das zu ändern?« Meine Worte werden mit lähmendem Schweigen aufgenommen, als hätte schon allein die Vorstellung allen vor Schreck die Sprache verschlagen. Ich blicke auf viele zusammengekniffene Lippen und verdrehte Augen.

»So etwas wäre ... für einen Einzelnen ein schier unfassbares Vorhaben«, gibt Prima Azele nach einer Weile mit sanfter Stimme zu bedenken.

»Und wenn es nicht nur ein Einzelner wäre?«, dränge ich weiter. »Was, wenn wir es alle wären? Das Einzige, was Magie beeinflussen kann, ist andere Magie. Das wissen wir alle. Und ja, die Alte Ruine besitzt eine Menge Magie. Aber wir verfügen ebenfalls über ein nicht unbeträchtliches Maß.« Ich lasse den Arm über unsere Runde und dann über die wartende Menschenmenge schweifen. »Wir könnten uns zusammenschließen.«

Auch jetzt werden meine Worte nur zögerlich aufgenommen. Die Primi sehen sich misstrauisch an und werfen Seitenblicke auf die ungeduldigen Magiekundigen hinter uns. Ich merke schon, dass keiner der Erste sein will, der es wagt. Der Erste, der darauf vertraut, dass wir zur Abwechslung einmal alle auf derselben Seite stehen könnten.

Also mache ich's.

Ich löse mich von der Gruppe und beschwöre meine Raubtiere herauf. Für einen kurzen Moment genieße ich einfach nur das gute

Gefühl, wieder auf ihre ungestüme Kraft zurückgreifen zu können. Das Gebrüll meiner Grizzlybärin hallt durch meinen Körper, und als ich den Wolf beschwöre, kommt er heulend an.

Ich schaue zur Alten Ruine hinauf und rufe mir bewusst noch einmal alles ins Gedächtnis, was sie mir angetan hat. Wie sie mir, meiner Familie, meiner ganzen Welt zugesetzt hat, bis alle Geborgenheit, jedes Gefühl von Sicherheit für immer verschwunden war. Wie ich sie hasse. Wie ich sie fürchte. Wie sehr ich mir wünsche, dass es sie nicht mehr gäbe.

Während ich meinen Gefühlen für die Alte Ruine in mir Raum gebe, reagieren meine Tiere auf ihre Weise. Sie stürzen sich auf die Sandsteinmauern, schnappen nach den Magiefetzen in der Luft, greifen mit aller Kraft an.

Aber ... es scheint nichts zu bewirken. Der Sandstein bröckelt nicht, und die Magie leuchtet nur noch kräftiger.

Einer der Primi hinter mir lacht verächtlich auf, und mir sinkt der Mut. Meine Tiere setzen sich niedergeschlagen auf ihre Hinterbeine.

Doch dann tritt Azele neben mich und legt ihre Hand auf die Mauer.

Sie schließt die Augen wie zur besseren Konzentration, und ich halte gespannt den Atem an. Als sie ihre Augen wieder öffnet, macht sie allerdings ein enttäushtes Gesicht, und die Mauer steht noch.

Trotzdem hat sie mit ihrem Vorstoß die anderen Primi dazu ermutigt, auch aktiv zu werden.

Primus Tibits schleudert einen Hitzestein-Speer durch die offene Tür.

Prima Apea stimmt gespenstisches Kriegsgeheul an.

Primus Artro beschwört Seile herauf und wirft sie seitlich auf das Gebäude.

Selbst Primus Reltas verdreht zwar die Augen, kritzelt aber doch die Namen von einigen Bürgern aus seinem Reich, die nicht wieder aus der Alten Ruine herauskamen, auf einen Zettel und vergräbt ihn. Das hat zur Folge, dass ein paar Hände auftauchen und an den Mauern kratzen, die ihnen den Tod gebracht haben.

Die Alte Ruine scheint alles unbeeindruckt zu vertilgen.

Mir steigt die Galle hoch, während die Attacken nachlassen und schließlich ganz aufhören. Alle atmen schwer, und in ihren Mienen spiegeln sich Gefühle, die von Frustration bis zu Verzweiflung reichen. Überrascht schaut allerdings niemand drein.

Ich lasse den Kopf hängen.

»Es war eine nette Idee«, bemerkt Primus Tibits bissig und rückt seine schillernde Rüstung zurecht. »Aber ich hoffe, Sie sehen jetzt ein, wie albern sie war. Das Einzige, was auf dieser Welt zählt, ist Macht, und es gibt nichts Mächtigeres als die Alte Ruine. Begreifen Sie es nicht? Jemand wie Sie kann einer solchen Macht niemals die Stirn bieten.«

Ich schaue auf den Sand hinunter und fühle mich wie ein kleines Kind. Nicht älter als beim letzten Mal, als ich hier stand, und mit genauso wenig Ahnung, wie ich mein aktuelles Problem lösen könnte.

Tibits' Worte haben meine alte Angst wiederbelebt, dass mein Vater am Ende doch recht behalten könnte. Dass es naiv von mir ist zu glauben, ich könnte mich mit etwas anlegen, was so viel stärker ist als ich.

Silver kommt zu mir und nimmt meine Hand. Zuerst gehe ich davon aus, dass er mich nur trösten will, deshalb drücke ich dankbar seine Finger, ohne ihn anzuschauen. Doch dann beugt er sich zu mir herunter und flüstert mir ins Ohr. »Ich habe eine Idee, aber die wird dir sicher nicht gefallen.«

Ich werfe ihm einen schrägen Seitenblick zu und erforsche sein

Gesicht. Er scheint es ernst zu meinen. Also wende ich mich zu ihm hin. »Was ist es denn?«

»Ich denke ...« Ich spüre, wie er sorgsam seine Worte abwägt.

»Ich denke, wir müssen noch mal rein.«

»Was!?!« Ich lasse seine Hand fallen und trete einen Schritt zurück.

»Ich kann da nicht wieder hineingehen, Silver. Ich kann es ja schon kaum ertragen hinzusehen.«

Er verschränkt die Arme vor der Brust und sieht mich ruhig an.

»Wie war das noch, als du Livid nicht anschauen und nicht mal über sie nachdenken wolltest?«, fragt er leise.

»Das ist etwas anderes«, protestiere ich. »Sie ist ein Teil von mir.«

»Und du glaubst, die Alte Ruine wäre das nicht?«

»Natürlich nicht. Sie ist etwas, das mir passiert ist. Das bin nicht ich.«

Doch Silver schüttelt nur den Kopf. »Ob du es nun willst oder nicht, du wärst nicht die, die du heute bist, ohne die Erfahrung, über diese Schwelle getreten zu sein. So ist es doch, oder?«

Angst zieht mir das Herz zusammen. In seinen Worten liegt eine bittere Wahrheit.

»Ich will nicht behaupten, dass es dich nicht noch einmal verändern wird«, spricht er weiter. »Aber es ist so, wie du zu Reltas gesagt hast. Die Alte Ruine wird immer Macht über dich haben, solange du es zulässt. Macht über uns *alle*.« Er wirft einen Blick auf die anderen. »Jeder Einzelne hier hat genauso viel Angst wie du. Manche sogar noch mehr. Wenn auch nicht unbedingt die, von denen du es erwarten würdest.« Sein Blick bleibt an Primus Tibits hängen, der ein finsternes Gesicht macht, obwohl er viel zu weit weg ist, um uns zu hören.

»Du kannst seine Angst sehen?«, frage ich.

Silver nickt. »Und davon gibt es eine ganze Menge.«

Jetzt fühle ich mich schon besser, bin aber immer noch unsicher. Ein Angriff von außen hat nicht funktioniert. Damit habe ich mich nur blamiert. Es gibt keinen überzeugenden Grund, warum ein Angriff aus dem Inneren anders ausgehen würde. Und er könnte sehr viel schwerwiegendere Konsequenzen haben.

Ich habe noch von niemandem gehört, der ein zweites Mal in die Alte Ruine gegangen ist. Würde sie mich wieder verformen? Stärker als zuvor? Würde sie mich diesmal brechen? Würde ich mit einer *dritten* unheilvollen Magie herauskommen? Und wären alle drei zusammen überhaupt noch zu bewältigen?

Oder würde ich gar nicht mehr herauskommen?

»In der Alten Ruine steckt auch Angst«, erklärt Silver.

Das erschreckt mich. »Was soll das heißen?«

»Sie ist zwar nicht lebendig und empfindet daher nicht so wie wir. Aber Angst ist ein Teil von ihr. Ein Teil von dem, woraus sie entstanden ist. Ich kann es *sehen*, Mance. Den Rauch in der Magie.«

Ehrfürchtig schaue ich zur Alten Ruine hoch und versuche vergeblich zu sehen, was Silver sieht. Dann dreht er sich noch einmal zu mir um.

»Vertrau mir einfach, okay?«, bittet er und streckt eine Hand aus. Das Gleiche habe ich auf dem Turm zu ihm gesagt.

Und trotz all meiner vielen Zweifel ist das etwas, was ich ohne Weiteres beantworten kann. »Das tue ich«, sage ich und nehme seine Hand.

Wir zögern noch eine Minute, sehen uns an und verschränken unsere Finger. Halten an dem Augenblick fest, als wäre es unser letzter.

Weil es durchaus so sein könnte.

Und dann gehen wir, ohne weitere Diskussion, gemeinsam auf die Alte Ruine zu.



SILVER

Als ich mir die Primi so anschau – mit all ihren Waffen und Rüstungen, all ihrer Magie und den vielen Soldaten, die für sie in den Tod gehen würden –, kommt es mir komisch vor, dass sie mir einmal das Gefühl gegeben haben, ich wäre nichts wert.

In diesem Augenblick haben sie alle panische Angst.

Die verbergen sie zwar hinter ihren Masken: Körperkraft, Perfektion, Handschuhen, Mauern, doch mich können sie nicht täuschen.

Auch ich habe Angst. Aber mir ist klar, dass wahre Stärke nicht darin liegt, wie gut man sich verstellen kann. Sie zeigt sich darin, wie bereitwillig man sich seiner Angst stellt und wofür man das tut.

Was wir da gleich tun werden, ist wohl das Waghalsigste, was ich je gemacht habe, und das will schon etwas heißen. Ich weiß, dass die Alte Ruine sich verändern kann, denn sie ist jetzt größer und dunkler, als sie es noch vor einem Tag war. Wenn sie sich also in die eine Richtung verändern kann, dann muss es auch in die andere möglich sein.

Aber weiß ich auch, was ich machen soll, wenn wir uns erst einmal mitten hineinbegeben haben? Nicht so ganz. Weiß ich, ob wir das überhaupt ein zweites Mal überleben können? Überhaupt nicht.

Meine Haut kribbelt von dem vertrauten Adrenalinschub, den ich immer bekomme, wenn ich etwas mache, was ich lieber lassen sollte. Aus meiner Brust steigt weißer Nebel auf, und noch mehr davon umgibt Mance. Ich bin wirklich dankbar, dass sie, obwohl ich so viel Angst bei ihr sehe, ihre Hand in meine gelegt hat und sich mit mir auf den Weg machen will. Ihr Vertrauen gibt mir das Gefühl, unbesiegbar zu sein.

Wir erläutern den anderen Primi unseren Plan, und ihre Reaktionen reichen von besorgt bis verächtlich. Doch selbst das lässt Mance nicht wanken. Und mich erst recht nicht.

Nur allzu bald stehen wir im Eingang, schweigend und entschlossen. Wir schauen uns tief in die Augen, damit wir nie vergessen, was es bedeutet, in einem solchen Augenblick zusammen zu sein.

Und dann ...

Treten wir gemeinsam ein in die Dunkelheit und lassen uns von ihr umfassen.

Mances Griff um meine Finger verstärkt sich, und ich höre sie nach Luft schnappen, aber darüber hinaus kann ich sie weder sehen noch spüren. Es ist, als wäre sie irgendwie auf einen bloßen Atemzug und einen sanften Händedruck reduziert worden.

»Es ist alles gut«, sage ich und reibe mit meinem Daumen über ihren Handrücken. Ich muss mich vergewissern, dass sie noch da ist, noch verbunden mit den Fingern, die ich nicht sehen kann.

Gerade bin ich einigermaßen beruhigt, da stürzt die Finsternis auf uns ein.

Obwohl wir damit gerechnet haben, trifft es uns mit der Wucht eines Hurrikans, der aus allen Richtungen auf uns eindringt. Wir kämpfen unerbittlich darum, uns nicht zu verlieren, nur um dann doch auseinandergerissen zu werden.

»Nein!«, schreie ich, als sich ihr Griff lockert. »Mance!«

Falls sie antwortet, kann ich es nicht hören. Und ich weiß auch nicht, ob es meine eigenen Worte überhaupt aus meinem Mund geschafft haben. Es fühlt sich an, als hätte die Dunkelheit sie mir aus der Kehle gerissen, als sie anfang, sich in meinem Innern auszubreiten.

Wieder ist mir, als würde sie mich sehen, mich *kennen*, besser, als es irgendjemand je getan hat. Als könnte ich nichts vor ihr verbergen, nicht einmal das, was ich vor mir selbst verberge. Ich spüre, wie sie mich ergründet, mit Augen, denen nichts entgeht, die schauen, erkennen, mich auseinandernehmen.

Nur, diesmal schaue ich zurück.

Die Alte Ruine wirkt jetzt anders als vorher. Es ist zwar anstrengend, aber wenn ich mich konzentriere, kann ich noch die Angstfetzen spüren, die hier einst alles zusammengefügt haben. Ich kann zwar die Farbe nicht erkennen, aber die Form erahnen. Durch die beinahe erdrückende Wucht der Dunkelheit hindurch finde ich Klumpen aus substanzlosem Rauch.

Und die kann ich fassen.

Ich spüre, wie mein eigener Rauch schwächer wird. Denn dadurch, dass die Dunkelheit überhaupt irgendeine Form hat, verliert sie etwas von ihrem Schrecken. Sie ist nicht mehr die alles verzehrende, entsetzliche übernatürliche Macht, sondern eher etwas Reales. Etwas, das sich greifen und begreifen lässt. Etwas, das ich womöglich beeinflussen könnte?

Indem ich die Form der Dunkelheit wahrnehme, nehme ich auch meinen eigenen Körper wieder besser wahr. Ich merke, dass er sich bewegen kann. Und ich schiebe mich vorwärts, auf die Stelle zu, an der Mance von meiner Seite gerissen wurde. Ich mache mir die Ängste, die ich erspüre, zunutze und lasse mich von ihnen leiten, und wenn ich sie berühre, bekomme ich einen vagen Eindruck von den uralten Todesängsten, die diesen Ort geschaffen haben.

Es ist fast so wie letzte Nacht. Gedämpfter zwar, aber ich wate immer noch durch so viele komplexe Ängste unterschiedlichen Ursprungs, dass es schwer ist, mich selbst nicht zu verlieren. Sie sind alle so verschieden, aber gleichzeitig, in ihrem innersten Kern, irgendwie auch gleich. Angst, das habe ich jetzt begriffen, ist wirklich und wahrhaftig universal.

Und dann stoße ich schlagartig auf Mances Angst, und es ist fast so, als würde ich mich selbst finden.

Ich habe ihre Ängste schon früher gespürt. Ich kenne sie. Deshalb ist es auch leicht, mich in sie hineinziehen zu lassen, und viel realer als alles andere in dieser bedrückenden Umgebung.

Ich nehme ihre Ängste ganz in mich auf, durchlebe Mances Momente des Scheiterns, der Reue, begleite sie durch ihre Schwächen und ihre Alpträume. Und dann, ganz plötzlich, halte ich wieder ihre Hand, ein einzelner Berührungspunkt in dieser unveränderlichen Finsternis, und von da an kehren Sinn und Verstand zu mir zurück.

Mance

Für einen Augenblick hatte ich vergessen, dass ich nicht alleine war. Als mich die Dunkelheit überwältigte, geschah das mit völliger Absolutheit, und ich bestand nur noch aus auseinandergerissenen Bruchstücken. Die Welt war nichts weiter als eindringende Schatten.

Und dann ... hat Silver mich gefunden.

Sobald ich seine Berührung spüre, ergibt alles wieder einen Sinn. Ich reagiere umgehend, taste durch die Luft, um irgendwie zu ihm zu gelangen, während er mich gleichzeitig fest an sich zieht. Ich rieche Kiefernduft. Ich spüre die vertraute Krümmung seines Arms um meine Schultern, und es ist, als würde ich endlich wieder Luft bekommen, nachdem ich mich lange unter Wasser abgestrampelt

habe. Ich vergrabe mein Gesicht an seinem Hals, vergieße Tränen auf seine Haut, und er lässt mich nicht wieder los.

Selbst als wir uns aneinanderklammern, gibt die Dunkelheit nicht nach. Es ist, als steckten wir mitten in einem Sturm, der mit ganzer Kraft auf uns einpeitscht. Aber wir lassen uns nicht los. Und mit einem Mal merke ich, dass ich Silver genau so sehen kann, wie die Dunkelheit ihn sieht. Wir stehen völlig entblößt da, nicht nur vor der Macht der Magie, sondern auch voreinander. Ich sehe ihn, und er sieht mich, und trotz all der hässlichen Seiten, die diese Intimität mit sich bringt, halten wir uns nur noch fester.

Bis die Magie schließlich zur Ruhe kommt. Gemeinsam stellen wir uns darauf ein, verformt zu werden. Ich spüre, wie sich die Muskeln seines Arms anspannen, und ich selbst halte mich so steif, dass ich schon fast das Gefühl habe, gleich zu zerbrechen.

Aber diesmal passiert nichts. In meiner Seele verbiegt sich nichts, auch wenn die Erinnerung an das letzte Mal tief sitzt.

Und dann taucht verlockend wieder die Eingangstür auf. Ein Weg hinaus aus der Dunkelheit, ein Weg aus der Angst. Wir müssen nicht länger hierbleiben. Wir könnten losrennen und nie mehr zurückschauen.

Aber das Sonnenlicht auf der anderen Seite der Tür scheint auf Silvers Gesicht, und er umfasst meines mit beiden Händen. Da weiß ich plötzlich wieder, dass wir ja aus einem bestimmten Grund hier sind. Wir sind gekommen, um die Dunkelheit zu begreifen und unsere Einstellung zu ihr zu ändern. »Was, meinst du, sollen wir jetzt machen?«, fragt Silver. »Angreifen?«

»Nein«, antworte ich, mir mit einem Mal ganz sicher. »Das hat nicht funktioniert. Es hätte nie funktionieren können.«

»Dann also ...?«

»Wir brauchen Heilung.«

Silver

Was sie sagt, fühlt sich richtig an. Ihr Gesicht wird ernst, und ihre Finger klammern sich an meinem Hemd fest, während sie den Blick schweifen lässt. »Aber wie?«, fragt sie nachdenklich. »Wie kann etwas heilen, das so viel größer ist als man selbst? Wo soll man da überhaupt anfangen?«

»Indem man verstehen lernt.« Während ich die Verbindung zwischen uns beiden offenhalte, greife ich auf meine Magie zurück und lasse Mance erleben, wie es sich für mich anfühlt. Als sie scharf die Luft einzieht, weiß ich, dass es funktioniert. Sie sieht die Angstwolken, die auch ich sehe, und drückt sich fester an mich.

Aber für mich ist jetzt mehr als nur die Angst sichtbar.

»Als ich das erste Mal hierherkam, habe ich mich gefürchtet«, sage ich, ohne genau zu wissen, ob ich zu ihr spreche oder zu mir selbst, denn irgendwie erkenne ich immer erst, wie wahr etwas ist, wenn ich es in Worte fasse. »Ich dachte, was ich brauchte, wäre Macht. Über die Situation, über andere Menschen. Auch über die Angst an sich. Ich glaube nicht, dass die Alte Ruine mich mit Magie ausgestattet hat. Ich glaube, ich habe sie mir selbst aus den Tiefen geholt, so, wie ich es meiner Ansicht nach brauchte. Und als du das erste Mal hergekommen bist ...«

»Da dachte ich, Alect wäre tot«, flüstert sie. »Ich dachte, Mara wäre tot. Ich wollte einfach nur einen Weg finden, sie zurückzuholen.«

»Du hast nach der Macht verlangt, Tote wieder zum Leben zu erwecken«, bestätige ich. »Auch wenn dir das nicht bewusst war.«

Bedächtig schüttelt sie den Kopf. »Aber es ist so verdreht. So falsch. Die Magie hat mich nicht beschützt. Sie hat mir nur noch mehr Schmerzen zugefügt.«

»Das liegt daran, dass sie aus etwas kam, das aus Angst und Dunkelheit entstanden war. Du hast dir das an Macht verschafft, was du konntest, um zu überleben, aber du hast es dir an einem düsteren Ort geholt.«

Sie legt den Kopf zurück und schaut nach oben, beinahe, als könnte sie bis zum Himmel sehen. »Er ist aber nur deswegen düster, weil wir ihn entsprechend gefüttert haben. Die Alte Ruine ist in Kriegszeiten entstanden, und wir haben sie seitdem für nichts anderes benutzt. Wie können wir diesen Kreislauf durchbrechen?«

»Auf die einzig mögliche Weise«, erwidere ich. »Schritt für Schritt.«

Ich wähle ein einzelnes Angstwölkchen aus und hole es zu mir heran. Statt es zu etwas Größerem aufzubauschen, mache ich es kleiner. Ich lasse es abschwellen. Nicht so, wie ich die Angst aus meiner eigenen Brust herausziehe, denn das würde bedeuten, sie zu ignorieren, sie nicht zuzulassen. Ich nehme die Angst ernst und spreche ihr behutsam Trost zu, bis sie sich von selbst zwischen meinen Fingern auflöst.

Mance

Ich wedele mit meiner Hand durch die Luft an der Stelle, an der eben noch diese eigenartige, flaumige Angst geschwebt ist, und bin verblüfft, dass ich ins Leere greife. Überwältigt von der Schlussfolgerung aus dem, was Silver da gerade vollbracht hat.

Ich richte mich gerade auf, entschlossen, auch etwas beizutragen. Das Gleiche kann es natürlich nicht sein, aber es muss eine Möglichkeit geben, wie ich meine Magie, meine verdrehte, ungestüme Magie auch zu etwas Positivem nutzen kann.

Angst ist nicht das Einzige, was hier vor sich hin eiert. Da sind

auch die Erinnerungen der Menschen, die in die Alte Ruine gegangen sind. Sowohl Erinnerungen, die sie schon mit hergebracht haben und zurückließen, als auch solche, die erst hier entstanden. Mit stockendem Atem greife ich in den Strom der Magie und hole diese Erinnerungen hervor, diese Gedanken, die die verschiedenen Teile von mir erkennen und verstehen können. Und ich lasse die entsprechenden Teile vortreten und sich das Ihre herausuchen. Livid erkennt die Wut. Poise erkennt den Drang, sich zu verstecken. Asset erkennt schiefgegangene Pläne.

Aber Heart sieht, so wie ich, die Sehnsucht nach etwas Besserem. Und ich gehe auf alles ein.

Die Gefühle, die ich für zu düster halte, zu extrem, töte ich mit bloßen Händen und erschaffe aus ihnen etwas Neues.

Erstaunlicherweise blitzen, während wir Seite an Seite unserer Arbeit nachgehen, winzige Lichter in der Dunkelheit auf, wie Sternensprossen in der Nacht. Zuerst leuchten sie grün, doch dann wandeln sie sich zu einem warmen, hellen Gelbton, so klar und strahlend wie der Sonnenschein, der durch die Tür strömt.

Wir machen noch einige Minuten zusammen in der Dunkelheit weiter, locken kleine Lichter hervor und feiern unsere Erfolge, wie bescheiden sie auch sein mögen. Dann erscheint plötzlich Mara, eingerahmt vom Licht, in der Türöffnung. Sie blinzelt zu uns herein und ruft: »Was ihr da macht, scheint zu wirken!« Aber sie schaut nicht genau in unsere Richtung, und ihre Stimme ist zu laut für die geringe Entfernung.

Sie kann uns anscheinend nicht sehen.

Ich ziehe Silver mit nach vorne, zur Tür hin, bis ich Maras Hand fassen kann. Sie kreischt auf und zieht ihre Hand zurück. In ihrem Schrei liegt echte Panik, und da ich noch fest mit Silver verbunden bin, kann ich sehen, dass Angst aus ihrer Haut strömt, als würde in

ihrem Innern ein Waldbrand toben. Aber ich strecke den Kopf nach draußen und beruhige sie.

»Es ist okay«, sage ich. »Ich bin's nur. Komm rein.« Maras Miene wird hart und abweisend, und sie versucht, sich loszureißen, aber ich halte sie mit sanftem Druck auf ihr Handgelenk zurück. »Geh diesmal mit mir *zusammen* in die Dunkelheit, Mara«, beschwöre ich sie. »Lass mich bei dir sein.«

Sie verzieht gequält das Gesicht, verschränkt aber trotzdem ihre Finger mit meinen und bewegt sich, obwohl es ihr erkennbar schwerfällt, einen Schritt auf mich zu, während die Angst sie noch immer wie dichter Nebel umweht. Ich könnte sie hereinziehen, aber ich warte ab, damit Mara jeden Schritt bewusst aus eigenem Antrieb macht.

Bis sie über die Schwelle ist.

Sobald sie auf der anderen Seite steht und die Dunkelheit sie umfängt, stößt sie einen Schrei aus und krümmt sich wie vor Schmerzen. Ich fange sie auf, und auch Silver eilt herbei, um sie zu stützen, vermutlich aus Angst, dass die Dunkelheit uns alle auseinanderreißt und Mara darin verloren geht.

Aber auf ihn und mich hat die Dunkelheit nicht mehr dieselbe Wirkung. Sie zerrt nicht an uns, wie sie an ihr zerrt. Wir können sie und einander noch immer deutlich sehen. Was bedeutet, wir können ihr da durchhelfen.

Schon nach kurzer Zeit steht sie aus eigener Kraft neben uns und ist nicht länger in den Klauen der Dunkelheit. Auch bei ihr treten jetzt ihre Schwachstellen zutage wie offene Wunden und sind auch für uns sichtbar. Silver geht ein Stück beiseite, um ihre Privatsphäre nicht zu stören. Dadurch verliere ich zwar die Fähigkeit, ihre Angst zu sehen, aber ich bin trotzdem froh über seine Rücksichtnahme.

Ich umfasse auch noch Maras andere Hand und halte sie fest,

während wir einander zum ersten Mal seit Jahren wieder wirklich ansehen und wortlos gemeinsame Erinnerungen aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten. Mara ist wie immer sehr gefasst und lässt still die Tränen über ihre Narben laufen. Ich dagegen weine mir fast die Seele aus dem Leib und muss mich erschöpft an ihr festhalten. Denn trotz all der schmerzlichen Erinnerungen, der Entfremdung zwischen uns, der schwierigen Suche nach Wegen, wie wir einander helfen und uns gleichzeitig selbst schützen können, verbindet uns Liebe. Ich spüre ihre Liebe zu mir, und sie spürt meine Liebe zu ihr, und in diesem Augenblick ist das alles, was zählt.

Ich zeige ihr, was wir schon getan haben, wie wir versucht haben, die Magie zu heilen, und nach ein paar Sekunden tritt Mara einen Schritt zurück, betrachtet die Dunkelheit um sie herum und überlegt, was sie mit ihrer eigenen Magie beitragen könnte.

Sie zieht zwischen den Schatten Grenzen, trennt die Teile ab, die verschlingen, ausbluten und verdunkeln, und reißt die Mauern um die Teile der Magie ein, die frei sein wollen. Auch ihre Bemühungen entfachen Lichter, was mir ein Lächeln entlockt, denn es ist schön, sie glänzen zu sehen.

Während wir jetzt zu dritt bei der Arbeit sind, leuchten schneller neue Lichter auf, wie bei einem Sternenhimmel, der hinter den Wolken hervortritt.

Und dann strecke ich noch einmal eine Hand durch die Tür, und diesmal ist es Azele, die sie ergreift, als hätte sie nur darauf gewartet.

Nachdem auch sie sich zuerst von den Schatten hat verschlingen lassen müssen, nutzt sie ihre Magie, um sich die finstersten Stellen der Dunkelheit, die Mara schon gewissenhaft in abgetrennte Bereiche gepfercht hat, zu packen und sie in Asche zu verwandeln, die unschädlich zu Boden fällt.

Und so geht es weiter und weiter ...

Silver

Wir bleiben bei diesem Muster, laden neue Menschen zu uns herein, helfen ihnen durch ihre eigene Dunkelheit und zeigen ihnen dann, wie sie die Gaben, die ihnen die Dunkelheit verliehen hat, dazu nutzen können, sie für alle heller zu machen.

Jede einzelne Person, die mutig genug ist, an den Ort zurückzukehren, der ihr Albträume verursacht, hat auch den Mut, sich ihren Schatten zu stellen und danach mit ihrer Magie nicht mehr zu verletzen, sondern zu heilen.

Manche kriegen das leichter hin als andere, aber ob leicht oder schwer, jeder findet für sich einen Weg.

Es versetzt mir einen Schock, als Kiar hereinkommt. Sie folgt auf einige Bürger aus dem Waldreich, die sie wohl gut kennt. Nachdem sie den Sturm überstanden hat, pflanzt sie der Magie Samen ein, mit der sie sich selbst heilen soll. Die Ranken auf ihrer Brust hören auf zu wachsen. Als sie ihre Hand nach draußen streckt, ist es Reltas, der sie ergreift. Allerdings versucht er, Kiar zu sich hinauszuziehen.

Sie ringen miteinander, und es fallen harte Worte. Kiar bleibt standhaft, doch Reltas kämpft mit einer unerwartet verletzlichen Verzweiflung. Von dem unbarmherzigen Zorn, an den ich auf seinem Gesicht gewöhnt bin, ist nicht mehr viel vorhanden angesichts der Angst, dass Kiar irgendwo verschwindet und er ihr nicht folgen kann.

Als er sich schließlich geschlagen gibt und mehr zu uns hineinstolpert als -geht, stößt er dabei einen gequälten Schrei aus.

Aber er hat sich entschieden – und nur das zählt.

Der Sturm, den er durchmacht, ist heftig, aber Kiar steht ihm unermüdlich bei. Als es vorbei ist und sie sich emotional völlig ungeschützt gegenüberstehen, sagt lange Zeit keiner von beiden ein

Wort. Sie sehen sich nur tief in die Augen, und ihre Arme zittern, während sie einander halten.

Ich schaue weg und widme mich wieder meiner eigenen Arbeit. Als ich dann aber noch mal hinsehe, beschwört Reltas gerade Hände herauf, damit sie die Asche vergraben, die Azele verstreut auf dem Boden liegen gelassen hat. Er und Kiar schauen sich zwar nicht an, aber ihre Finger sind miteinander verschränkt, eine kleine intime Geste mitten in all der Dunkelheit.

Nachdem ihr Primus es vorgemacht hat, stürmt das ganze Waldreich herein, so viele auf einmal, dass diejenigen, die schon drinnen sind, sich beeilen müssen, damit sie die Neuankömmlinge durch das Toben der Magie begleiten können. Aber als sie es hinter sich gebracht haben, als sie begriffen haben, was wir hier machen, wird die Atmosphäre beinahe fröhlich. Bald schweben so viele Lichter durch die Luft, dass man denken könnte, es wäre ein Feiertag. Es wird auch gelacht, wie man es manchmal nach einer Tragödie tut, wenn einem plötzlich und unerwartet klar wird, dass man es einigermaßen heil überstanden hat.

Nicht alle kommen rein. Primus Tibits lässt sich nicht blicken und auch Prima Apea nicht. Aber ich freue mich, wenigstens den alten Primus Artro zu sehen, der sich mit gesenktem Kopf der letzten Gruppe von Leuten aus dem Waldreich angeschlossen hat. Mance hält persönlich seine Hand, während er tapfer der Dunkelheit trotzt, die ihn über Jahrzehnte hinweg gequält hat. Er sieht erleichtert aus, als er es endlich geschafft hat.

Natürlich können wir die Alte Ruine nicht in einem Tag heilen. Das braucht Zeit. Wahrscheinlich werden ganze Generationen damit zu tun haben, sie unschädlich zu machen, denn sie ist ja auch über Generationen gewachsen. Aber wir mühen uns ab, bis wir nicht mehr können, und dann führen wir unseren bunt zusammengewür-

felten Rettungstrupp wieder nach draußen, wo wir uns erschöpft, aber erleichtert in den Sand fallen lassen. Als wir uns noch einmal umdrehen, um uns anzuschauen, was wir geschafft haben, schwebt noch ein knisternder Klumpen Magie über uns.

Aber das Licht hat sich verändert. Die Dunkelheit in der Mitte ist nicht mehr so intensiv. Und die grüne Masse ganz oben kann mit einem prächtigen gelb-orangen Rand aufwarten.

Er lässt mich an das Laub der Bäume denken, das im Herbst ganz allmählich die Farbe wechselt.

EPILOG

MANCE

Es wird nicht sofort alles anders werden. Obwohl der Himmel einen eindeutigen Beweis liefert, weigern sich einige Primi noch immer, am Veränderungsprozess mitzuwirken. Meine Tante, Prima Apea, tut lieber weiter so, als gäbe es überhaupt kein Problem, selbst als sich ihre Lieder immer brutaler verselbstständigen, und Primus Tibits hat sich in seinen Thronsaal verkrochen und schert sich nicht darum, dass die Hitzesteine in den Wänden heißer lodern denn je.

Dafür hat das Sumpfreich zum ersten Mal seine Netze eingezogen und Reisenden den Zutritt gestattet. Und Prima Azele hat mir geschrieben, dass, mit etwas Vorsicht, sie und Rift einander inzwischen ohne Handschuhe anfassen können.

Alle, die noch einmal in die Alte Ruine gegangen sind, haben eine Veränderung an ihrer Magie bemerkt. Zumindest verschlimmert sie sich nicht weiter, und bei einigen beginnt sie, mithilfe von harter Arbeit und Schritt für Schritt, sogar zu heilen. Meine Tiere durchleben nicht mehr ohne Vorwarnung ihre eigenen Tode, auch wenn sie einige Narben zurückbehalten haben, die sie vorher nicht hatten. Ein zu schnelles Aufspalten in meine Einzelteile und Wieder-

verschmelzen bereitet mir zwar immer noch Schmerzen, doch es wird nicht mehr bei jedem Mal schlimmer. Ich kann mich inzwischen auf den Schmerz einstellen.

Es ist trotz allem ein langwieriger Prozess. Die anderen Herrschenden und ich konnten uns bisher nicht auf ein neues Abkommen verständigen. Nach derzeitigem Stand muss jeder, der ein Reich regieren will, immer noch zuerst in die Alte Ruine gehen. Aber wenigstens hat Primus Reltas dem zugestimmt und sich verpflichtet, nicht mehr scharenweise seine Bürger hineinzuschicken.

In der Zwischenzeit gehen Silver und ich regelmäßig hin, um der Dunkelheit neues Licht zu entlocken, und Azele und Rift haben angekündigt, dass sie das auch tun wollen. Reltas und Kiar haben sich darauf noch nicht festgelegt, aber ich habe die Hoffnung, dass sie sich uns vielleicht eines Tages ebenfalls anschließen werden. Ich habe seit jenem Tag in der Ruine nicht mehr viel von ihnen gehört, aber zumindest scheint in ihrem Reich ein wenig Ruhe eingekehrt zu sein.

Es könnte eine Weile dauern, bis wir die ganzen Auswirkungen unserer Aktion überblicken können, aber wir werden nicht aufgeben.

Ich lehne mich an Silvers Brust, und er legt den Arm um meine Taille. So blicken wir hinaus in die samtweiche Nacht. Die gelb-orangen Streifen in der Magie am Horizont erinnern mich an die Morgensonne, wenn sie anfängt, vorsichtig über den Horizont zu lauern. Und unter uns blüht gerade der Frühling auf. Die ersten Sternensprossen haben sich heute Nacht gezeigt, noch zart und klein zwar, aber sie leuchten schon.

Ich lege den Kopf in den Nacken, um mit einem unbeschwerten Lächeln zu Silver hochzuschauen. Er reicht mir ein Sträußchen aus Blumen in den Farben des jungen Morgens. Es sprüht geradezu vor Lebensfreude, mehr noch als sein erster Strauß, denn die Sternen-

sprossen verleihen ihm einen besonderen Glanz. Er nimmt meine Bitte ernst, mir jeden Tag neue zu pflücken.

Als ich sie entgegennehme, beugt er sich herunter und drückt seine Lippen auf meine.

Fast wie von selbst flattern meine Augenlider zu, und ich überlasse mich ihm ganz. Es ist beinahe, als wären wir wieder im Reich der Magie und alle unsere intimsten Geheimnisse lägen bloß. Denn der Kuss ist alles auf einmal: Er ist Verletzlichkeit und Akzeptanz, eine Frage und eine Antwort.

Der Druck seiner Lippen auf meinen sagt: »Ja, ich will dich.«

Meine Finger in seinen Haaren sagen: »Ja, ich werde für dich kämpfen, wann immer du es brauchst.«

Die Art, wie er mich an sich zieht, sagt: »Nein, du bist nicht allein.«

Jede Liebkosung, jeder Herzschlag, jeder Zentimeter, den wir zwischen uns verringern, sagt: »Ja. Ja. Ja.«

Ja, du bist genug. Ja, du bist mein. Und ja, ich bin auch dein. Ja ...

»Ich liebe dich«, haucht er, und meine Augen springen auf.

Wir atmen immer noch schwer und sind uns so nah, dass schon die kleinste Bewegung uns zusammenstoßen lassen würde.

Als ich lächele, tue ich das daher fest auf seiner Haut.

Als ich sage: »Ich liebe dich auch«, ist es ein Flüstern in seinen Mundwinkel hinein, in den, der immer hochgeht, wenn er mich angrinst.

Und ich stelle fest, dass diese drei kleinen Worte gar nicht mehr so schwer auszusprechen sind. Tatsächlich könnte es sogar sein, dass ich noch nie etwas weniger Kompliziertes gesagt habe.

Er küsst mich erneut, leidenschaftlicher jetzt, und ich habe ein Gefühl, als würde ich von innen heraus leuchten, heller als die Sternensprossen, heller als der Sonnenaufgang, heller sogar als die Magie am Himmel.

Ich denke an das Mädchen, das ich einmal war, auf den Knien in der Arena, mit der brennenden Frage, wann ich endlich stark genug sein werde.

Jetzt weiß ich, dass ich stark genug für alles bin.

Selbst zum Heilen.

Selbst zum Lieben.

DANK

Als Allererstes muss ich mich für diesen Fortsetzungsband bei Brian Geffen bedanken, denn es gibt ihn tatsächlich nur deswegen, weil er es so wollte. Ich hatte *The Beasts We Bury* als Einzeltitel konzipiert, und eines Morgens leitete meine Agentin mir einen unglaublich freundlichen Brief von einem Herausgeber (Brian) weiter, der sein Interesse bekundete und mich vor Freude Luftsprünge machen ließ, bis ich den letzten Satz las: »Und dann wollte ich noch fragen, ob es schon ein Exposé für Band 2 gibt. Das Projekt ist doch wohl als Dilogie geplant, oder?«

Meine lieben Leser*innen, es war nicht als Dilogie geplant. Und mit einem Anflug von Panik wurde mir bewusst, dass ich nicht die leiseste Idee für ein zweites Buch hatte. Schlimmer, ich praktizierte ja noch als Anwältin und wurde im Gericht erwartet. Ich hatte an diesem Vormittag eine Anhörung, die bis zum Mittag dauerte, und wie ich es fertigbrachte, bei all der Panik in meinem Hinterkopf noch professionell meinen Fall zu vertreten, ist mir bis heute ein Rätsel.

Und damit komme ich zur zweiten Person, der ich Dank schulde, Catherine Cho, meiner Agentin, denn während der folgenden vierundzwanzig Stunden schickte ich ihr eine Mail mit einer Idee nach

der anderen, und es folgte ein fieberhafter Gedankenaustausch, bis ich dann irgendwann und irgendwie ein Konzept zusammen hatte, das mir gefiel und für das ich brannte. Catherine ging mit diesem Vorschlag zu Brian und begeisterte auch ihn davon. Ich werde ihr für alle Zeiten dankbar sein für ihr intuitives Verständnis und ihren unermüdlichen Einsatz für mich, nicht nur hierbei, sondern bei all den vielen Male in den Jahren, seit wir zusammenarbeiten.

Ebenso dankbar bin ich für die redaktionelle Arbeit mit Brian Geffen, Emma Jones und Carina Licon. Es war so eine Freude und ein Privileg, mit den dreien zu arbeiten. Ihre Anmerkungen sind unglaublich motivierend und inspirierend, selbst (oder vielleicht auch vor allem?) wenn sie um umfangreichere Änderungen bitten. Es war ein großes Vergnügen, dieses Buch unter ihrer Anleitung zum Leben erwachen zu sehen.

Natürlich verdient das gesamte Team beim Holt-Verlag großen Dank: Aurora Parlagreco, Ann Marie Wong, Kristen Stedman, Jie Yang und Emily Stone. Wie immer muss ich gestehen, dass ich nicht annähernd weiß, was sie alles leisten, aber es bedeutet mir wirklich unendlich viel, dass sie es tun.

Neben all den fantastischen Profis, die dieses Buch möglich gemacht haben, verdienen auch noch eine ganze Reihe von Freunden und Familienmitgliedern meinen Dank.

Da ist zuallererst meine Mom zu nennen. Sie hat dafür gesorgt, dass ich eine so große Büchernärrin bin, und sie hat mich während der gesamten Reise unermüdlich angefeuert und bestärkt. Als ich ihr von meiner ersten Lesetour erzählte, hat sie sofort spontan angeboten, quer durchs Land zu fliegen, um während meiner Abwesenheit auf meine Kinder aufzupassen. Und das ist nur ein Beispiel für ihre aufopferungsvolle Liebe. Es ist eine solche Bereicherung,

sie an meiner Seite zu haben. Besonders, wenn sie ihre Zuneigung kulinarisch zum Ausdruck bringt.

Dankbar bin ich auch meinem Bruder Joe dafür, dass er einige der neuen magischen Einfälle in diesem Buch mit mir durchgespielt hat. Er ist zu einem sehr großen Teil dafür verantwortlich, dass die Fantasie bei mir einen so hohen Stellenwert hat, denn er hat sie während unserer gemeinsamen Kindheit immer mehr in mir geweckt. Ohne ihn wäre ich nicht die, die ich heute bin.

Und dann sind da noch die vielen Menschen, die ich als meine Freunde bezeichnen darf. Ich glaube, mir ist erst so richtig bewusst geworden, wie viele echte Freunde ich habe, als ich mein erstes Buch veröffentlichte und auf einmal eine wahre Flut von Zuneigung auf mich einströmte. Es wäre geradezu sträflich von mir, in dieser Danksagung nicht die unermüdliche Unterstützung meiner Autorengruppe VS zu erwähnen, denn sie hat mich von Anfang an begleitet und ist mit ihrer unerschütterlichen Kameradschaft eine unglaubliche Kraftquelle. Ich bin jedem einzelnen Mitglied von Herzen dankbar. Bei diesem speziellen Buch möchte ich aber besonders Jenni Howell, Elisse Hill, Charis Buckingham und Kelsey Epler nennen. Sie gehören zu den tollsten Frauen, die ich kenne, und sind immer zur Stelle, wenn ich mich mal wieder in einem Handlungsstrang verheddert habe oder Hilfe bei einer Kusszene brauche. Aber mehr noch, jede von ihnen hat mir schon unglaublich viel Zuneigung und Verständnis entgegengebracht, auf mich aufgepasst oder mir Mut gemacht, wenn es nötig war. Ich bin so froh, dass sie ein Teil meines Lebens sind.

Genau genommen gibt es ziemlich viele Menschen, die mir sehr viel bedeuten. Um ehrlich zu sein, stressen mich Danksagungen manchmal ganz schön, denn ich habe viel zu viele hilfsbereite, wunderbare Menschen in meinem Umfeld, um sie alle aufzuzählen, und

ich bin ihnen allen dankbar. Aber ich muss unbedingt noch zwei weitere namentlich erwähnen: Rebecca Chinery, weil sie so unbeirrt und eifrig an mich glaubt und so beispiellos fantastisch und immer genau zur rechten Zeit für mich backt; und Stephanie Sousa, weil sie mich immer an die Dinge erinnert, die am wichtigsten sind, und weil sie einer der witzigsten und authentischsten Menschen ist, die ich kenne.

Und jetzt zu meinen absoluten Lieblingsmenschen, mit denen ich zu meiner großen Freude ein Heim teile. Ich möchte meinen Kindern dafür danken, dass sie so stolz auf mich sind und sich für jedes alberne Video, das ich auf Social Media poste, und jeden noch so kleinen Meilenstein, den ich erreiche, begeistern können. Ihre rührende, ergriffene Freude hat auch in mir wieder solche Gefühle geweckt, und egal wie oft ich auch in renommierten Magazinen erwähnt werden mag, nichts wird jemals den Fragebogen meiner Tochter in der dritten Klasse toppen, auf den sie neben »mein Lieblingsautor« stolz meinen Namen schrieb.

Natürlich wäre nichts von alldem möglich ohne die phänomenale Unterstützung meines Mannes. Er ist so stolz auf mich, dass es mir manchmal schon fast peinlich ist. Aber selbst wenn ich mich am liebsten hinter einem Obststand verstecken würde, wenn er mich Fremden im Supermarkt in den höchsten Tönen anpreist, bin ich unendlich dankbar für seine Ermutigung und seine Liebe. Ich habe ja schon in der Widmung geschrieben, dass er mich mit all meinen Facetten akzeptiert, und ich kann gar nicht sagen, wie wohltuend das ist. Wie sehr ich diese Eigenschaft gebraucht habe, als ich sie zum ersten Mal an ihm entdeckte, und wie geerdet und befreit ich mich seitdem fühle. Nur fürs Protokoll: Ich akzeptiere ihn ebenfalls mit all seinen Facetten. Ich liebe diesen Mann so sehr, dass ich schon angefangen habe, mich für Baseball zu erwärmen. So wun-

derbar ist er. Zuletzt und vor allem möchte ich Gott danken. Ohne ihn wäre ich nicht da, wo ich heute bin. Meine Gefühle lassen sich am besten mit Psalm 100,5 ausdrücken, aber das Fazit lautet: Ich bin so unsagbar dankbar.

KARIBU – Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe



1. Auflage 2026

© 2026 Edel Verlagsgruppe GmbH, Neumühlen 17, 22763 Hamburg

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen, insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44 b UrhG («Text und Data Mining»), zu gewinnen, ist untersagt.

Die englischsprachige Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel »The Beasts We Raise« bei Henry Holt and Company
A registered trademark of Macmillan Publishing Group, LLC,
120 Broadway, New York, NY 10271

In association with Mohrbooks AG and Literary Agency

Copyright © 2026 by D. L. Taylor

Umschlagillustration: Mónica Armiño

Umschlaggestaltung: Buch und Grafik, Zürich

Übersetzung: Maria Zettner

Layout und Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-96129-551-7

Printed in Germany

www.karibubuecher.de

Redaktionsanschrift:

Edel Verlagsgruppe GmbH,

Kaiserstraße 14 b, 80801 München

www.edelverlagsgruppe.de/kontakt

www.karibubuecher.de/kontakt

Schlägt
ihr Herz
für ihn ...

oder für
ihr Königreich?

Seit die neu ernannte Herrscherin Mancella die Fähigkeit erlangt hat, sich in verschiedene Versionen ihrer selbst aufzuspalten, beginnt ihre Identität zu zerbrechen – zusammen mit ihrem Land, das am Rande eines Krieges steht. Der einzige Lichtblick ist ihre aufblühende Liebe zu dem ehemaligen Dieb Silver. Zumindest so lange, bis der geheimnisvolle Primus Reltas vor ihrer Tür steht und sie zur Heirat zwingen will. Mancella muss sich entscheiden zwischen ihren Pflichten als Herrscherin und ihrer Liebe zu Silver. Kann sie ihrem Herzen folgen und gleichzeitig einen Krieg verhindern?

Das spannende Finale
der tiefgründigen Fantasy-Dilogie

ISBN 978-3-96129-551-7

WG: 1224



€ 17,99 (D)

www.karibubuecher.de

KARIBU